Lehrbuch

der

theoretischen und praktischen Homöopathie

nach den

an der k. k. Prager Universität

öffentlich gehaltenen Vorlesungen

bearbeitet

von

Dr. med. **Altschul,**

Docent der Homöopathie an der k. k. Prager Universität ꝛc. ꝛc.

Sondershausen, 1858.

Verlag von Fr. Aug. Eupel.

Systematisches Lehrbuch

der

theoretischen und praktischen

Homöopathie

nach den

an der k. k. Prager Universität öffentlich gehaltenen

Vorlesungen

bearbeitet

von

Dr. med. **Altschul,**

Docenten der Homöopathie an der k. k. Prager Universität, ord. Mitgliede des Doctoren-Collegiums des med.-chirurg. Lehrkörpers der Prager med. Facultät und der k. k. Universität zu Pesth, correspondirendem Mitgliede der Gesellschaft für Natur und Heilk. zu Dresden, des Vereines für physiologische Arzneiprüfungen zu München und Wien, der niederländischen und belgischen Gesellschaften für homöop. Heilkunst zu Haag und Brüssel, der kaiserl. brasilianischen homöop. Akademie zu Rio de Janeiro, des Centralvereins homöop. Aerzte Deutschlands, Redacteur der Prager med. Monatschrift, Vorstande der homöop. Poliklinik und praktischem Arzte zu Prag.

Motto: Bonam doctrinam tribuam vobis.
Praeceptum meum ne derelinquatis.
Eine gute Lehre gebe ich euch.
Meine Unterweisung verlasset nicht.

Sondershausen, 1858.
Verlag von Fr. Aug. Eupel.

Den

verehrten Mitgliedern

des

Centralvereins für homöopath. Aerzte Deutschlands

in collegialer Liebe gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Ein systematisches, auf dem neuesten Standpunkte der medicinischen Wissenschaften stehendes Lehrbuch der Homöopathie, welches das Quellenstudium der homöop. Heilwissenschaft mit der fortschreitenden homöop. Literatur verbindet, den sich belehren Wollenden zu bieten, ist die Grundtendenz vorliegender Schrift.

In wie fern ich dieses angestrebte Ziel erreichte, möge eine gerechte Kritik entscheiden.

Prag, den 1. November 1858.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Theoretischer Theil.

Erstes Capitel.

Das homöopathische Princip als Fundamentalsatz der specifischen Heilkunde in seiner historischen und wissenschaftlichen Begründung.

I. Die historische Begründung des homöop. Heilgesetzes.

II. Die wissenschaftliche Begründung des homöop. Heilgesetzes.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Die Potenzirtheorie. Die Verdünnungstheorie. Die Dynamisationstheorie.

Sechstes Capitel.

Die homöop. Dosologie. Die homöop. Gabenlehre. Die Lehre von der Gabengröße.

Siebentes Capitel.

Die Arzneiprüfungen an Gesunden.

Achtes Capitel.

Ueber Erstwirkung, Nachwirkung und Wechselwirkung der Arzneien.

Neuntes Capitel.

Von der homöop. Verschlimmerung.

Zehntes Capitel.

Von der Einfachheit der Arzneistoffe.

Elftes Capitel.

Die Wiederholung der Arzneien. Die Wirkungsdauer derselben.

Zwölftes Capitel.

Von den Zwischenmitteln.

Dreizehntes Capitel.

Die Antidotenlehre.

Vierzehntes Capitel.

Von den Beihilfen in der Homöopathie.

Funfzehntes Capitel.

Von der äußerlichen Anwendung der Arzneien.

Sechszehntes Capitel.

Von der Zeit zur Anwendung der Arzneien.

Siebzehntes Capitel.

Die homöopathische Krasenlehre und die antidyskrasischen Mittel.

Praktischer Theil.

Achtzehntes Capitel.

Das homöopathische Krankenexamen.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Von der Anwendung der Azneien im Wechsel, und vom Wechsel der Arzneien.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die homöopathische Diät.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die homöopathische Pharmakopöe. Die Lehre von den Verdünnungen und Verreibungen homöopathischer Arzneien.

Theoretischer Theil.

Erstes Capitel.

Das homöopathische Princip als Fundamentalsatz der specifischen Heilkunde in seiner historischen und wissenschaftlichen Begründung.

I. Die historische Begründung des homöopathischen Heilgesetzes.

§ 1.

In der Geschichte der Heilkunst reflectirt sich die Geschichte der Cultur.

Werfen wir einmal einen unbefangenen Blick auf das große Gebiet der welthistorischen Ereignisse, so erhellet, daß in der Geschichte der Heilkunst sich die Geschichte der Cultur und der rasche Fortschritt der geistigen und sittlichen Bildung reflectire. Allmählich sehen wir die Heilkunde aus der rohen Empirie, aus dem Zustande der Minderjährigkeit sich loswinden und auf solidere Grundfesten, auf naturgemäßere Principien den großen Bau der Heilwissenschaft aufführen. Wollen wir gerecht sein, so dürfen wir auch nicht geringschätzend übersehen, was zur Erreichung dieses großen Zieles seit dritthalb tausend Jahren geleistet worden, und es dürfte zur richtigen Schätzung der homöopathischen Heilmethode auch eine Vergleichung ihres Principes mit den Principien der älteren Schulen unumgänglich erforderlich sein. — Wir wollen daher die Wege beleuchten, deren man sich bisher bedient hat, um diese therapeutische Aufgabe zu lösen.

§ 2.

Die drei der gangbarsten Heilmethoden.

Die Geschichte der Medicin kennt bis jetzt nur drei der gangbarsten Heilmethoden, deren sich die Praktiker aller Zeiten zur Bekämpfung der Krankheiten bedienten, die sie auch auf mehr oder weniger in der Wahrheit begründeten Principien basirten.

1. Die enantiopathische oder antipathische Methode. Diese greift das kranke Organ unmittelbar an und ruft mittelst arzneilicher Einflüsse einen entgegengesetzten Lebenszustand hervor (ἐναντίον πάθος). Sie verordnet z. B. Opium bei Diarrhoe, Rhabarber bei Verstopfung nach dem alten Galenischen Grundsatze: Contraria contrariis opponenda. Sie gründet sich auf das vermeintliche Naturgesetz, daß sich Gegensätze aufheben. Der Antipathiker bedarf im Allgemeinen zur Erreichung seines Heilzweckes starker und oft wiederholter Arzneigaben, weil er die kranke Richtung im Organismus direct und gewaltsam zu leiten hat. Seine Methode ist eine directe. —

2. Die heteropathische oder die allöopathische (im engeren Sinne) Methode. Diese bringt Mittel in Anwendung, die weder ein entgegengesetztes, noch ein ähnliches, sondern ein ganz anderes Leiden (ἀλλοῖον oder ἕτερον πάθος) erzeugen, z. B. Abführmittel bei Kopfschmerzen; die Bildung der Fontanellen bei asthmatischen Zufällen. Ihr Princip lautet: Aliena alienis amoveantur. Diese Heilmethode nennt man auch die derivirende oder revulsorische. Sie beruht auf den Gesetzen des Consensus und Antagonismus. Auch diese Methode bedient sich zur Realisirung ihres Heilzweckes der großen Dosen, der starken und anhaltenden Einwirkung der Arzneimittel, weil durch sie der natürliche Zug der Lebensthätigkeit von der ursprünglichen kranken Seite des Organismus nach einer gesunden künstlich abgeleitet wird.

3. Die dritte Heilmethode ist die von Hahnemann in die Praxis eingeführte, die homöopathische; sie bildet gerade einen Gegensatz von der enantiopathischen, indem diese die Krankheit durch entgegengesetzt wirkende Mittel beseitigt, entfernt jene durch ähnlichartig wirkende Arzneimittel den Krankheitsproceß.

Die Enantiopathie ruft einen entgegengesetzten Lebensproceß im kranken Organe hervor und hebt dadurch die Krankheit auf; die Homöopathie steigert den im kranken Organe reagirenden Lebensproceß und treibt hierdurch die Krankheit zu Ende. Die Homöopathie huldigt dem naturgemäßen Principe: Similia similibus curanda. Man nennt auch dieses Princip das Aehnlichkeitsprincip. Dieses Princip lehrt uns die wahren specifischen Mittel auffinden; indem es nur jene Heilmittel in speciellen Krankheitsfällen anwenden lehrt, die einen ähnlichen Krankheitszustand zu erzeugen im Stande sind.

Die specifische Methode aber, wie sie von den Aerzten der alten Schule gehandhabt wurde, beruht auf reiner Empirie, auf der Beobachtung nämlich: daß gewisse Arzneimittel sich gegen gewisse Krankheitsformen z. B. Quecksilber gegen Syphilis, Schwefel gegen Krätze, China gegen Wechselfieber u. s. w. hilfreich bewiesen, ohne daß ihre Wirkungsweise nach einem wissenschaftlichen Principe erklärt werden kann.

§ 3.

Beispiele aus der moralischen Therapie.

Diese gedrängte Darstellung der gegenwärtig der Heilkunst zu Gebote stehenden Heilarten dürfte durch die von Prof. Werber so geistreich aufgestellte Parallele klar und anschaulich werden.

Prof. Werber entlehnt ein Beispiel aus der moralischen Therapie, die zur Besserung und Heilung moralischer Gebrechen sich oft aller drei erwähnten Heilarten bedient. „Gesetzt,“ sagt er, „es handelt sich um Besserung und Heilung eines zur Trunksucht, oder zur Wollust, oder zur Spielsucht geneigten Menschen, der nicht aus eigener moralischer Kraft eins jener sittlichen Uebel und Schwächen bekämpfen könnte, sondern einer fremden moralischen Einwirkung bedürfte, um jener Uebel und Leiden loszuwerden, so dürfte eine jede dieser drei Heilmethoden in ihren eigenthümlichen Richtungen eine zweckentsprechende Anwendung finden.

Die eine Heilmethode dürfte darin bestehen, daß man dem Wollüstling, dem Trunksüchtigen, dem Spielsüchtigen einen geraden

Gegensatz vor die Seele hinstelle, nämlich die Tugend und Sittlichkeit, entweder als moralisches Ideal oder in der Wirklichkeit, als einen in sittlicher Würde und Achtung dastehenden Charakter.

Diese gegensätzliche moralische Einwirkung würde das Unsittliche in der Seele des Wollüstigen unmittelbar treffen, umstimmen, bessern und heilen, vorausgesetzt, daß noch moralische Kraft genug erübrigte.

Diese Heilmethode ist die Enantiopathische in der Moral, weil sie dem unsittlichen Lebensprocesse in der Seele den Reiz des Sittlichen entgegensetzt.

Eine andere Heilmethode, wohl dieser gerade nicht entgegengesetzt, wäre, daß diesen unsittlichen Individuen ähnliche und etwas stärker ausgesprochene unsittliche Individuen oder Charaktere vorgehalten würden. Die krankhafte moralische Stelle in der Seele würde unmittelbar getroffen, das Bild des physischen und moralischen Elends würde die moralische Reaction wecken, steigern und zur völligen Besserung erheben.

Diese Heilmethode wäre die homöopathische oder die specifische in der Moral, denn das Heilmittel ist dem moralischen Krankheitsprocesse ähnlichartig wirkend, eine Unsittlichkeit hebt hier die andere und zwar immer eine, nämlich die entsprechende ähnliche und specifische am sichersten. Diese moralische Heilmethode hat die Erfahrung für sich; schon oft ist ein zur Wollust geneigter junger Mensch durch das entsetzliche Bild eines durch Wollust zu Grunde Gerichteten geheilt worden.

Die dritte Methode bei moralisch gefallenen Menschen besteht darin, daß nicht unmittelbar die unmoralische, schwache Seite in der Seele eines Menschen berührt, getroffen und so zur Heilung gebracht wird, sondern daß durch Ableitung von den unmoralischen Neigungen ihre Besserung und Heilung von Statten geht. Die Heilmittel sind körperliche und geistige Beschäftigungen, welche offenbar ableitend und dadurch bessernd auf die krankhaften moralischen Neigungen und Leidenschaften einwirken. Diese Heilmethode in der Moral ist die allöopathische oder sympathische. Es ist einleuchtend, daß alle drei Heilmethoden zusammen die moralisch Therapie bilden, daß bald die eine,

bald die andere, bald mehrere zugleich als anwendbar sich herausstellen, je nach der Natur der vorkommenden moralischen Gebrechen."

Wir glauben, daß es sich in der Praxis mit der medicinischen Therapie der somatischen Krankheiten, mit den körperlichen Gebrechen und Leiden, eben so verhält; daß bald die eine, bald die andere Heilmethode als anwendbar sich herausstellt, und es würde bei dem dermaligen Stande der Wissenschaft der angehende praktische Arzt an der Menschheit sich unfehlbar schwer versündigen, falls er sich nicht mit allen als erprobt sich herausstellenden Heilmethoden wissenschaftlich vertraut machen möchte, um in concreten Fällen die eine oder die andere Heilmethode nach seinem besten Wissen in Anwendung zu bringen. Diese Insufficienz ist in Betreff der homöopathischen Heillehre, die in einem naturgemäßen Principe ihre Begründung findet, keine wahre und absolute; sondern nur eine scheinbare und relative; sie liegt in uns; sie liegt in der Zeit, sie liegt außerhalb der homöopathischen Heilkunst; sie liegt in der großen Jugend dieser Doctrin. — Was ist ihr Alter von 60 Jahren gegen die dritthalb Tausend Jahre der alten allöopathischen Schule? Die tägliche Erfahrung zeigt, daß, je weiter wir in unseren Erfahrungen und unserer Mittelkenntniß fortschreiten, sich auch der Kreis der Krankheiten, in denen wir das homöopathische Heilverfahren anwenden, um so mehr erweitert. Wie viele Krankheiten giebt es nicht, gegen die wir in den ersten Decennien unserer Kunst keine Heilmittel kannten, die aber ein späteres Jahrzehent so genügend lehrte. —

Dr. Jahr ertheilt daher den guten Rath, daß ein Anfänger in der Homöopathie, der in einem gefahrdrohenden Falle sich mit der homöopathischen Verfahrungsweise noch nicht zu helfen weiß, mit der der alten Schule aber hinlänglich vertraut ist, oft besser thun wird, zu dieser letztern noch einmal seine Zuflucht zu nehmen, als durch verkehrtes Handeln in Anwendung der Homöopathie das Leben seines Kranken zu gefährden. So dachte aber auch Hahnemann, dem die Humanität mehr galt, als die Wissenschaft; denn nur so kann die Wissenschaft mit dem Leben sich ausgleichen. Diese Ausnahme von der Regel hat mit der reinen Homöopathie und dem reinen Homöopathen, der mit der all-

seitigen praktischen Ausübung der Homöopathie vertraut ist, gar nichts zu thun. Diesem ist und bleibt das Aehnlichkeitsgesetz das alleinige oberste Grundgesetz der gesammten praktischen Heilkunst.

Die Schuld der Unzulänglichkeit liegt also nicht in der absoluten Insufficienz des Gesetzes an sich, sondern vielmehr in der Mangelhaftigkeit unserer Mittelkenntniß, somit also an unserem eigenen individuellen Mangel an hinreichender Befähigung zu seiner allseitigen Ausübung.

§ 4.

Geschichtliche Momente für das Aehnlichkeits-Princip der Homöopathie.

Das große Heilgesetz Similia similibus, welches als allgemeines Heilprincip von Hahnemann auf dem Wege des Experiments und der Erfahrung entdeckt wurde, findet im Reiche der moralischen, so wie der physischen Natur seine feste und unerschütterliche Begründung, und es ist gewiß für den Geschichtskenner und Alterthumsforscher nicht uninteressant zu bemerken, daß wir dieses große Naturgesetz auch in den göttlichen Anordnungen der heiligen Schrift deutlich antreffen. So finden wir eine symbolische formelle Andeutung des Heilprincips im 4. Buch Mos. Cap. 21, wo das Volk von den Plagen der Saraf-Schlange durch den Anblick der von Moses gemachten kupfernen Saraf-Schlange geheilt wurde.

Noch schlagender und kräftiger finden wir die Anciennität des homöopathischen Princips aus einer 1600 Jahre alten orientalischen Schrift nachgewiesen. In den mit der Bibelexegese sich beschäftigenden Büchern, Mechilta und Tanchuma, finden wir über die Bibelstelle: „Da kamen sie gen Mara und konnten das Wasser nicht trinken, denn es war bitter und der Herr wies Moses einen Baum, den that er ins Wasser, da ward es süß“ (2. B. Mos. Cap. 15, V. 23, 25.) folgende bedeutungsreiche Erklärung: „Wohl dürfte Moses das gewöhnliche Verfahren eingeschlagen haben, das Bittere des Wassers durch das Entgegengesetzte, nämlich durch süße Substanzen verscheuchen zu wollen; allein der Herr belehrte ihn eines Bessern, er zeigte ihm ein Bitterholz

und lehrte ihn, daß der wahre naturgemäße Weg der Heilung jener sei, das Bittere durch das Bittere zu heilen (Elohim merappé mar beetoch mar). So heilt ferner der Herr die Wunden durch jene Mittel, welche Wunden erzeugen."

Gehen wir nun vom Heiligen und Wunderbaren zum Profanen und Natürlichen über, durchlesen wir einmal die Annalen der Geschichte mit Unbefangenheit und Wahrheitssinn, so finden wir mehre historische Belege, welche, losgebunden von Theorie und Schulsatzung, genügende Beweise liefern, daß schon in den ältesten Tagen nach dem Aehnlichkeitsgesetz geheilt wurde, mochte nun dunkele Ahnung oder das Bewußtsein eines solchen Gesetzes als unwillkürlicher Leitstern dazu angeregt haben.

Hippokrates, der Vater der Heilkunde, sagt in seinem Buche de morbo sacro, Tom. III. pag. 310 unverhohlen: „Krankheiten werden meist von dem geheilt, was sie erzeugt", ein Satz, der in dem Buche περι τοπῶν (de locis in homine, Tom. IV. pag. 421) ausführlich erörtert wird, indem er sagt: „Durch Aehnliches werden Krankheiten erzeugt und geheilt. Was Harnzwang, Husten, Durchfall und Erbrechen bewirkt, das vermag diese Uebel auch zu heilen."

Hippokrates heilte eine Liebeskrankheit des Königs Perdikkas durch Erweckung einer neuen Liebe; er heilte aber auch eine Cholera, welche allen Mitteln trotzte, durch Veratrum album, welche, wie Forestus und Reimann sahen, mehre Symptome der Cholera erzeugt.

Asklepiades heilte eine Gehirnentzündung mit einer kleinen Gabe Wein, was auch Rademacher in der neuern Zeit bewährt fand. Daß aber der übermäßige Genuß des Weines zumal in großer Quantität Gehirnreiz erzeugt, ist Jedermann bekannt.

§ 5.

Beispiele unwillkürlicher homöop. Heilungen.

Hahnemann führt in seinem Organon der Heilkunst mehrere Beispiele unwillkürlicher homöopathischer Hei-

lungen bisheriger Aerzte der alten Schule an, die ihre unleugbare Deutung und Erklärung in dem Aehnlichkeitsprincipe finden; da zeigt sich klar, daß in jenen Fällen, wo mit einem einfachen Arzneistoffe die Heilung zu Stande kam, es stets durch jene Arznei geschah, die geeignet ist, ein ähnliches Leiden, als der Krankheitsfall enthielt, selbst zu erzeugen.

Das englische Schweißfieber, was im Jahre 1485 zuerst erschien und mörderischer als jede Pest, anfänglich, wie Willis bezeugt, von 100 Kranken 99 tödtete, konnte nicht eher geheilt werden, bis man schweißtreibende Mittel in Anwendung brachte, wie Sennert (De febrib. T. IV. Cap. 15) berichtet.

Die Diptamwurzel sah Störk gegen einen chronischen Weißfluß als kräftig sich bewähren, weil sie eben, wie er bemerkte, einen zähen Schleimfluß der Scheide zu erzeugen im Stande ist. (Libell. de flamm. Iris. Vien. 1769.)

Blei erzeugt bei Gesunden hartnäckige Leibesverstopfung, ja sogar Ileus, wie Thunberg und Wilson sahen. Eben deswegen konnten die bleiernen Pillen beim Ileus und andern hartnäckigen Verstopfungen mit Nutzen von van Helmont, Sydenham und dem portugiesischen Arzte Zacutus benutzt werden.

Wird Kupfer in etwas größeren Dosen genommen, so erzeugt es Convulsionen und epileptische Zufälle, wie wir bei Kupfervergiftungen sehen. Daß aber Kupfer in kleinen Gaben bei der Chorea St. Viti und bei der Epilepsie heilwirkend sei, dafür sprechen die Erfahrungen eines Boerhave, Cullen und Reil.

Mercur erzeugt in großen Gaben eine specifische Entzündung und Geschwulst der innern Theile des Mundes, ferner Verstandesschwäche und Wahnsinn, wie Swedjaur und Larrey (Traité des malad. vénér. II. 368) sahen; daher auch die glückliche Anwendung des Mercurs in kleinen Gaben bei der Rachenentzündung (Marcus); bei der Bräune, bei den Mundgeschwüren und Mundschwämmchen (Sauter Hufel. Journ. XII. 2).

Die positive Elektricität erzeugt Beschleunigung des Pulses, fieberhafte Anfälle, wie Sauvages sah; daher auch eine Art Tertianfieber durch Elektricität von Wesley geheilt werden konnte. Die Elektricität erzeugt Zuckungen (Ver-

tholon); daher auch de Sans und Franklin krankhafte Convulsionen, und Theden ein zehnjähriges Mädchen, welches durch Blitz sprachlos wurde und an Convulsionen litt, durch Elektricität heilen konnte.

Von einem heißen Bade von 100 Grad Fahr. wird die starke Hitze eines acuten Fiebers mit 130 Pulsschlägen in der Minute sehr gemildert und der Puls bis zu 110 Schlägen herabgestimmt, wie Albers berichtet. Bei Hirnentzündung, entstanden von der brennenden Sonnenhitze, fand Löffler (Hufel. Journ. III. 690) heiße Umschläge ungemein hülfreich, was auch Callisen bestätigt fand.

Der Schwefel erzeugt, innerlich gebraucht, bei empfindlichen Personen Stuhlzwang, Leibweh und Erbrechen, wie Walther (Program. de sulphur. Lips. 1743) sah; daher auch Werlhoff einen Hämorrhoidaltenesmus und Rave eine Hämorrhoidalkolik mit Schwefel (Hufel. Journ. VII. 168). heilen konnten.

Die Schwefel enthaltenden Mineralwasser erzeugen oft einen sogenannten Badeausschlag, und eben dieser Kraft wegen heben die Schwefelbäder manchen krätzartigen Ausschlag *).

Die Salpetersäure erzeugt nicht nur bei ihrem innerlichen Gebrauche, sondern auch im Bade an die Haut des Körpers gebracht, Speichelfluß und Rachengeschwüre, wie Scott und Blain (Hufel. Journ. IV. 353) bezeugen; daher sie auch bei in Folge der Syphilis entstandenen Mundgeschwüren so trefflich sich bewährt.

Der Arsenik erzeugt in großen Gaben bösartige und krebsartige Geschwüre, schnell in Brand übergehende Geschwüre, schwarze Blattern — Anthrax — Beklemmung des Athems, plötz-

*) Hahnemann, dem die Krätzmilbe (Acarus scabiei) nicht unbekannt gewesen sein mag, verwahrt sich sehr gut gegen die Angriffe der Neuern auf die Psoratheorie in dem Ausdrucke „manche krätzartige Ausschläge", wo die wahre Milbenkrätze nicht verstanden sein dürfte, sondern nur andere krätzartige Ausschläge, die auch ohne Milbe und Milbengänge bestehen können, wie z. B. die sogenannte falsche Krätze und Badeausschläge; hier kann der Schwefel nützlich sein.

liches Sinken der Kräfte, periodisches Auftreten der Erscheinungen; daher auch erklärbar seine vielfache Anwendung beim Krebs, beim Asthma und beim Wechselfieber.

Die Canthariden oder spanische Fliegen erzeugen bekanntlich — wie wir oft am Vesicatorpflaster sehen — Harnverhaltung und Harnzwang; daher konnten aber auch die griech. Aerzte, so wie der berühmte Fabricius ab aqua pendente und Bertholin die schmerzhaftesten Ischurien mit Canthariden heilen. Sie erzeugen ferner Harnbrennen und Entzündung der Harnröhre (Wendt), daher sie auch von Mead und Werlhoff in den kleinsten Gaben bei frischen entzündlichen Trippern mit Erfolg gebraucht wurden.

Die Sabina ist das heftigste Blut- und Frucht-abtreibende Mittel und erzeugt, wie leider auch jede gewissenlose Dirne weiß, Gebärmutterblutflüsse und Frühgeburten; Rave und Wedekind (Hufel. Journ. X. 77) heilten daher schlimme Mutterblutflüsse mit Sadebaum.

Chinesischer Thee, in einem starken Aufguß, verursacht bei Personen, die nicht daran gewöhnt sind, Herzklopfen und Beängstigung; daher auch, wie Rau bezeugt, ein treffliches Heilmittel in solchen Zufällen. (Rau über d. Werth d. homöop. Heilverf. S. 75.)

Rhus toxicodendron erzeugt, wie Roße, van Mons und Monte sahen, Ausschläge und wurde auch daher bei einigen Arten von Herpes bei Dufrenoy benutzt. Er erzeugt Lähmungen der untern Extremitäten und Verstandesverwirrung (Zadig) und konnte dafür von Alderson (Sammlung f. prakt. Aerzte XVIII, 1) in diesen Zuständen mit Erfolg gebraucht werden.

Colchicum autumnale bringt nach den Erfahrungen von Störk einen verminderten Harnabgang mit stetem Drange zum Harnen, ferner Schwerathmigkeit und Asthma (de Berge) hervor, wodurch es erklärbar wird, wie die Zeitlose in der Wassersucht mit Erfolg angewendet werden kann.

Von der Jalappe sah Muralto außer Bauchweh auch große Unruhe und Umherwerfen; Wedel konnte daher ihre wohlthätige Kraft, bei kleinen Kindern in Leibweh, Unruhe

und Schreien zu helfen und ihnen einen ruhigen Schlaf zu verschaffen, mit Recht anrühmen.

Die Sennesblätter erzeugen in großen Gaben Leibschmerzen, Flatulenz (Caspar), Blutwallungen und in Folge dessen Schlaflosigkeit, deshalb konnte auch Dethartinq heftige Kolikschmerzen mit ihnen heilen und den Kranken die unruhigen Nächte benehmen (Eph. nat. cur. cent. 10).

Der Fliegenschwamm, welcher bei den Kamtschadalen, nach dem Genusse, Zittern, Convulsionen und Fallsucht erzeugt, zeigte sich Bernhardt in der Fallsucht wirksam.

Das Rosenwasser erzeugt bei gesunden Augen Augenentzündungen (Ledelius, Rau), deshalb auch seine Wirkung als Augenwasser erklärlich.

Aehnliche Beispiele führt Hahnemann in dem Organon von der Arnica, Belladonna und Ignatia an, welche nur jene krankhaften Zustände heilten in kleinen Gaben, welche sie in großen Dosen zu erzeugen vermögen.

§ 6.

Fernere Belege für die Richtigkeit des homöop. Heilprincpis.

Außer den Hahnemann'schen Beweisgründen können wir noch mehre Beispiele hochgestellter praktischer Aerzte anführen, die für die Haltbarkeit unseres Heilprincips von unleugbarer Bedeutung sind.

Die Koloquinthe erzeugt, in gesundem Zustande gebraucht, ruhrartige Durchfälle mit Kolikschmerzen. Diese Eigenschaft rechtfertigt das instinktmäßige Benehmen der Araber in der Wüste, welche gegen die Ruhr die Kameelmilch trinken, welche über Nacht in einer ausgehöhlten Koloquinthe stand.

Das Strychnin wirkt nach Magendie's Versuche lähmend auf die beiden hintern Extremitäten; daher auch seine Anwendung bei der Paraplegie (Bailly).

Jod wird in der neuesten Zeit gegen die Mercurialkrankheit, gegen den Speichelfluß empfohlen, als Antidot des Mercurs. Nun bewirkt aber Jod, in großen Gaben gereicht, nach Orfila's Versuchen Speichelfluß und nach Enger's Beobachtung sogar Mercurialgeruch.

Das Kupferoxyd, besonders das essigsaure Kupferoxyd, erzeugt Wadenkrämpfe und convulsivische Bewegungen. Wer kennt denn nicht seine Wirkung in der Cholera spasmodica?

China erzeugt in großen Gaben Anschwellungen der Leber und Milz, und hebt diese Zustände in kleinen Gaben.

Die natürlichen Menschenblattern werden durch die eingeimpfte Kuhpocke in ihrem Auftreten zurückgehalten. Ist aber die heilsame Wirkung der ganz ähnlichen Schutzpocke eine andere, als eine homöopathische?

Mit einer kleinen Gabe Schwefelsäure heilte der dänische Regimentsarzt Stahl eine Neigung zur Magensäure, wo alle andern Mittel fruchtlos waren.

Clematis erecta erzeugt, wie Störk beobachtete, chronische Ausschläge, welche er eben mit Clematis entfernte.

Die Nux moschata erzeugt in großen Gaben bei gesunden Personen ein Verschwinden der Sinne und allgemeine Unempfindlichkeit (Schmidt, Cullen). Lange konnte sie daher bei hysterischen Ohnmachten sehr wirksam finden.

Das Kreosotwasser (Aqua Creosoti) wurde mit Erfolg angewendet vom Kreisphysikus Dr. Heer (Med. Ztg. Berlin 1853) bei einem vierjährigen Mädchen, dessen Kleider Feuer fingen, in Folge dessen der ganze linke Arm, der Oberschenkel und ein Theil der Brust dergestalt dabei verbrannten, daß fast überall Blasenbildung und Verlust der Oberhaut stattfand. Die verbrannten Stellen wurden mit Kreosotwasser übergossen und die befeuchteten Läppchen auf die wunden Stellen gelegt; die brennenden Schmerzen wurden augenblicklich beseitigt. Nun weiß aber Jedermann, daß Kreosot auf der gesunden Haut Brennen, Entzündung und Blasen erzeugt.

De Haen erfuhr von der Dulcamara, daß sie in großen Gaben Convulsionen und Delirien erzeugt und in kleinen Gaben ähnliche Leiden heilt; auch heilte er eine krankhafte Schlafbetäubung durch Opium, welchen einen soporösen Zustand erzeugt.

Zimmermann erzählt, daß bei einer 66jährigen Dame, die an gänzlicher Schlaflosigkeit litt und bei welcher Opiate nicht den geringsten Erfolg hatten, vom Kaffee, auf dessen Gebrauch

die Kranke von selbst verfiel, Heilung eintrat. Der Kaffee ist es aber, der bei Gesunden und Ungewohnten Schlaflosigkeit erzeugt.

Das Aehnlichkeitsgesetz genau befolgend, heilte der berühmte Boerhave die durch Schrecken entstandenen epileptischen und convulsivischen Zufälle im Armenhause zu Haarlem. — Ein Mädchen bekam in Folge von Schreck eine convulsivische Krankheit, die zu unbestimmten Zeiten wiederkehrte. Ein anderes Mädchen, welches diesem behilflich sein will, verfällt in die gleiche Krankheit, den andern Tag ein drittes, endlich ein viertes, ja fast alle Knaben und Mädchen des Armenhauses. So oft sie einander anschaueten, sanken sie zu Boden und bekamen Convulsionen. Boerhave ließ in das Zimmer, wo alle diese epileptischen Kinder versammelt waren, kleine eiserne, mit feurigen Holzkohlen angefüllte Oefen hinsetzen und auf diese allerlei eiserne Haken und andere Werkzeuge legen. Sodann befahl er, daß man dem ersten fallenden Knaben oder Mädchen urplötzlich den Arm entblöße und auf einer von ihm angezeigten Stelle mit diesem Haken das Fleisch bis auf die Knochen durchbrenne. Der Schrecken über diese angedrohte Operation bewirkte, daß alle diese Kinder von der Fallsucht geheilt wurden.

§ 7.

Beispiele aus der Hausmittelpraxis. — Zugeständnisse der Philosophen, Mathematiker und Aerzte.

Aber nicht nur die Erfahrung der Aerzte, die dritthalbtausendjährige Heilkunde, sondern auch die Hausmittelpraxis, die mit gesundem Beobachtungssinne begabte Klasse von Menschen hatte diese Heilart als die sicherste und untrüglichste in dem praktischen Leben befunden. So werden bei Verbrennungen Einreibungen von Terpentinöl oder Waschungen von verdünnter Schwefelsäure (Mittel, die auf der Haut eine der Verbrennung ähnliche entzündliche Röthe hervorbringen) gebraucht.

Der in heißen Sommertagen von Durst gequälte Schnitter oder Fußwanderer stillt sich denselben am besten mit Branntwein im Wasser; das durch Tanz erhitzte Mädchen kühlt sich am schnellsten ab durch den Genuß eines warmen Getränkes; der von Wein Berauschte ernüchtert sich am leichtesten durch einen

Schluck stärkern Getränkes. — So treffen wir eine große Reihe von Heilungen, die, des homöopathischen Principes unbewußt und unklar, zu Stande kamen und die man füglich zur homoeopathia involuntaria einreihen kann.

Aber auch mit Bewußtsein und Klarheit wurde der homöopathische Heilgrundsatz nicht nur von Aerzten, sondern auch von Philosophen und Mathematikern ausgesprochen.

Scribonius largus (de Compos. med. Par. 1528) sagt von der Heilwirkung der Koloquinthe: „Illud vero supra omnium opinionem est, quod ad stomachicos evidenter convenit, quum sit virosissimum medicamentum adversum stomachicum."

Burdach (Arzneimittel II. 288) sagt: „Wo in einem Organe eine abnorme Beschaffenheit sich findet, kann ein Arzneimittel, welches in dasselbe Organ gleiche Abnormität setzen könnte, dieselbe beseitigen. Bei einem verbrannten Theil kann ein starker Grad von Hitze heilsam sein, wie die Nähe der Lichtflamme die durch geschmolzenes Siegellack hervorgebrachte Entzündung des Fingers hebt."

So sagt Ringeis (Thesen zu den Vorträgen über die allg. Path. Erlangen, 1853): „Der Grundsatz, was ähnliche Krankheiten erzeugt, vermag sie zu heilen, ist physiologisch begründet."

Descartes stellt den Satz auf: „Les semblables se guérissent par les semblables" und der berühmte Astronom Tycho de Brahé sagt in seinen Epist. Astron. p. 162: „Habet enim morbus istud cum sulphures natura non parum commune, unde etiam per Sulphur expeditus solvitur, tamquam „simile suo simile". Neque enim id Galenicorum semper verum est: Contraria contrariis curari."

§ 8.

Hahnemann's erste Prüfung.

So finden wir hier den Satz: „Similia Similibus" mit geringerer oder größerer Klarheit ausgesprochen. Allein diese Idee war immer nur eine vorübergehende, nicht nachhaltig fruchtbringende. Es fehlt der Schlüssel des Experiments, um mit dem-

selben erobernd in der praktischen Medicin vorzudringen; die dämmernde Morgenröthe der Wahrheit ging diesen Männern bald unter, sie benützten praktisch den aufhellenden Lichtstrahl nicht.

Hahnemann blieb es vorbehalten, den leuchtenden Funken, den er bei der Prüfung der China aufblitzen sah, zum künftigen Umbau einer naturgemäßen Therapie zu benützen.

Bei der Uebersetzung von Cullen's materia medica (Leipzig 1790, Bd. 2, S. 109) ward er unwillig über die geschraubte theoretische Erklärung der antipyretischen Kraft der Chinarinde, welche dieser damals hochgefeierte Lehrer angab; er beschloß daher, auf einem naturgemäßern Erfahrungswege auszumitteln, worauf die das Wechselfieber tilgende Kraft der China beruhe. An sich selbst machte er zuerst den Versuch, nahm als Gesunder ein Loth der Chinarinde, wurde aber an demselben Tage von einem kalten Fieber befallen, ähnlich dem Sumpffieber. Nicht leicht war jemals ein Kranker so erfreut über seine schnelle Herstellung, als Hahnemann über sein schnelles Erkranken nach diesem Versuche. Hahnemann ahnte hier ein Gesetz, das in den Wirkungen einer Substanz an Gesunden ihre Heilkraft für die ähnlichen Krankheitssymptome erkennen lehrt, denn er konnte nicht zweifeln, daß hier mehr als ein bloßer Zufall obwaltete.

Dennoch übereilte er sich in seinen Schlüssen nicht, verfolgte beharrlich diesen Wink der Natur und fand, da er auch mit andern Heilmitteln ähnliche Versuche an sich und seinen Angehörigen machte, daß sich überall ein ähnlicher Erfolg zeigte. Dieses große Gesetz der Aehnlichkeit gab seinem schaffenden Geiste ein sicheres Fundament, auf welchem er ein System der Medicin aufbauete, das sich gegen die Autorität alles Bestehenden auflehnte und die Satzungen einer tausendjährigen vermeintlichen Erfahrung umstürzte. Es fehlte daher gar bald nicht an Gegnern, welche sich alle erdenkliche Mühe gaben, diese Chinawirkung zu bestreiten. Sie stellten die Behauptung auf, Hahnemann habe sich durch seinen Chinaversuch eine Indigestion zugezogen, worauf die Fiebersymptome sich zeigten. Doch haben selbst wahrheitsliebende Aerzte der alten Schule, wie Wittmann und Osann (Hufel. Journ. Bd. 61, 97), diese Kraft der China, Fieber zu erzeugen, offen bekannt.

Hierher gehört auch noch jene beachtenswerthe Stelle in der Revue médicale 1840, p. 61, wo es heißt: „Noch ein Wort über eine Thatsache, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen wollen, weil sie sich an Ideen anknüpft, die im Interesse der Wissenschaft besprochen werden müssen, obwohl sie einen Anstrich von Homöopathie haben.

M. Piorry leugnet die Fieber erzeugende Kraft des schwefelsauren Chinin an gesunden Menschen. Wir aber können doch versichern, einige Beispiele der Art gesehen zu haben, und schätzen uns glücklich, bei unserer Behauptung auf die Autorität Ms. Hippol. Gaudorgs uns stützen zu können, eines sehr ausgezeichneten Militärarztes, der durch die Erfahrung, die er mit diesem Arzneistoffe 1828 an sich selbst gemacht hat, das Ergebniß gewann: daß das schwefelsaure Chinin in der That am gesunden Menschen wahrhafte Anfälle von Wechselfieber zu erzeugen vermag.

II. Die wissenschaftliche Begründung des homöopathischen Heilgesetzes.

§ 9.

Hahnemann setzt zwar auf die Erklärung wenig Werth.

Nachdem wir nun in dem historischen Theile durch unabweisliche Facta gezeigt haben, daß es Thatsache ist, daß eine große Anzahl von Krankheiten durch jene Mittel bestens geheilt werden, welche im gesunden Organismus der Krankheit ähnliche Symptome zu erzeugen im Stande sind, so fragt es sich, auf welche Weise können wir uns diesen Vorgang wissenschaftlich erklären. Hahnemann selbst setzt bei diesem Naturheilgesetze, welches sich in allen reinen Versuchen und ächten Erfahrungen beurkundet und als Thatsache besteht, auf eine scientifische Erklärung, wie dieses zugehe, wenig Werth; denn die Gesetze der Natur, wie Shandy richtig bemerkt, vertheidigen sich von selbst; allein der reflectirende Verstand begnügt sich nicht mit den praktischen Ergebnissen, sondern sucht das Zustandekommen, den inneren Grund dieser Erschei-

nungen zu erklären und zu deuten und so eine breitere Folie der Rationalität zu gewinnen.

Wir lassen hier die einleuchtendsten Erklärungsversuche folgen.

A. Hahnemann'scher Erklärungsversuch.

§. 10.

Eine schwächere Affection wird von einer stärkern besiegt.

Hahnemann giebt in seinem Organon eine Erklärung, die sich auf folgende Erfahrungsprämissen gründet: Eine schwächere dynamische Affection wird im lebenden Organismus von einer stärkern dauerhaft ausgelöscht, wenn diese (der Art nach von ihr abweichend) jener sehr ähnlich in ihrer Aeußerung ist.

So schwindet der hellleuchtende Jupiter in der Frühdämmerung, wenn eine stärkere auf den Sehnerven sehr ähnlich einwirkende Potenz, die Helle des Tages nämlich, anbricht.

So wird Trauer und Gram durch einen neuen stärkern ähnlichen Trauerfall im Gemüthe ausgelöscht. Indem nun eine jede (nicht der Chirurgie anheimfallende) Krankheit als eine bloße dynamische Verstimmtheit unserer Lebenskraft in Gefühlen und Thätigkeiten ist, die sich durch sinnlich wahrnehmbare Symptome zu erkennen giebt, so wird diese krankhaft verstimmte Lebenskraft durch eine homöopathisch gewählte, sehr ähnliche Arzneipotenz in eine etwas größere Arzneikrankheit versetzt, wodurch die schwächere natürliche Krankheit zurückgedrängt wird. Die Arzneikrankheit wird aber von der Lebenskraft sodann überwunden, und so kehrt der erkrankte Organismus zu seiner ursprünglichen Integrität und Gesundheit zurück.

Dieser höchst wahrscheinliche Vorgang beruhet auf folgenden Wahrnehmungen:

§ 11.

Die Arzneikrankheit ist stärker als die natürliche.

Es läßt sich nachweisen, daß die durch das Arzneimittel erzeugte Arzneikrankheit stärker ist als die natür-

liche Krankheit; denn natürliche Krankheiten werden ja durch angemessene Arzneien geheilt und überwunden. Einen fernern Beweis, daß die Arzneikrankheit stärker ist als die natürliche Krankheit, bietet uns die Erscheinung, daß die krankhaften Schädlichkeiten nicht unbedingt die Kraft besitzen, krankhaft umzustimmen, sondern wir erkranken nur dann, wenn unser Organismus dazu disponirt und aufgelegt ist; sie machen daher nicht Jeden und nicht zu jeder Zeit krank. So werden z. B. von der asiatischen Cholera nicht Alle ergriffen, welche dem Contagium ausgesetzt sind, welche mit Cholerakranken umgehen.

§ 12.

Die Arznei besitzt eine absolute, die Kranheit nur eine relative Kraft.

Ganz anders aber verhält es sich mit den künstlichen Krankheitspotenzen, die wir Arzneien nennen. Jede wahre Arznei wirkt zu jeder Zeit, unter allen Umständen, auf jeden lebenden Menschen und erregt in ihm die ihr eigenthümlichen Symptome, so daß offenbar jeder lebende menschliche Organismus zu jeder Zeit unbedingt von der Arzneikrankheit ergriffen wird. So wird Veratrum album, in großen Dosen genommen, zu jeder Zeit, unter allen Umständen und auf jeden lebenden Menschen unbedingt eine Arzneikrankheit hervorbringen, die der asiatischen Cholera ähnlich ist, wie die Versuche von Forestus zeigen.

Es geht also aus diesen Erfahrungen hervor, daß die krankhaften Schädlichkeiten eine untergeordnete, bedingte und schwächere, die Arzneikräfte aber eine absolute, unbedingte und überwiegendere Macht besitzen, das menschliche Befinden krankhaft umzustimmen; daher auch die schwächere Potenz von der stärkern, die krankhafte Schädlichkeit von der Arzneikrankheit besiegt werden kann.

§ 13.

Die Arzneikrankheit muß der natürlichen ähnlich sein.

Die größere Stärke der Arzneikrankheit ist jedoch nicht die einzige Bedingung ihres Vermögens, die natürlichen Krankheiten zu heilen, sondern es ist unerläßliches Bedingniß, daß die Arz-

neikrankheit der natürlichen ähnlich sei, und es wird auch in der Natur keine ältere Krankheit durch eine neu hinzugetretene unähnliche Krankheit besiegt; denn die Natur verfährt auch nach dem Grundsatze, Aehnliches mit Aehnlichem zu heilen. Denn bei unähnlichen Krankheiten ist der Vorgang der Natur folgender:

1. Ist von den beiden unähnlichen Krankheiten die ältere stärker, so wird die neue nur abgehalten und nicht zugelassen. Die levantinische Pest kommt nach Larrey (Memoires et Observations. Tom. I.) nicht dahin, wo der Scorbut herrscht, und an Flechten leidende Personen werden von ihr nicht angesteckt. Rhachitis läßt, nach Jenner, die Schutzpockenimpfung nicht haften; die an der geschwürigen Lungensucht Leidenden werden von andern epidemischen Fiebern nicht angesteckt*).

§ 14.

Unähnliche Krankheiten suspendiren sich nur, aber heilen einander nie.

2. Ist die neue unähnliche Krankheit stärker, da weicht die alte Krankheit in den Hintergrund zurück, bis die neue verschwunden oder geheilt ist, dann kommt die alte wieder zum Vorschein, aber ungeheilt. Die schwächere wird also nur zeitweilig suspendirt, aufgeschoben, aber nicht geheilt. Zwei mit der Fallsucht behaftete Kinder blieben nach der Ansteckung mit dem Kopfgrinde (Tinea capitis) von den epileptischen Anfällen frei; sobald aber der Kopfausschlag verging, war die Fallsucht wieder da wie zuvor, nach Tulpius (Obs. libr. I.) Beobachtung.

Die Krätze, wie Schöpf (Hufel. Journ. XV. 11) sah, verschwand, als der Scorbut eintrat, kam aber nach Heilung des Scorbutes wieder zum Vorscheine. Die geschwürige Lungensucht stand still, als der Kranke von einem heftigen Typhus ergriffen wurde, ging aber nach dessen Verlaufe wieder ihren Gang fort (Chevalier in Hufel. Annal. d. französ. Heilkunde II. 192).

*) Auch die neuere physiologische Schule läßt die Annahme von Ausschließungskrankheiten zu. So läßt das Klima von Algier keine Phthisis zu, weil Wechselfieber dort epidemisch herrschen.

Tritt eine Manie zur Lungensucht, so treten die Symptome der Letztern zurück, ist der Wahnsinn geheilt, so kehrt die Lungensucht gleich zurück und tödtet.

Mania phthisi superveniens, eam cum omnibus suis phaenomenis aufert, verum mox redit phthisis et occidit abeunte mania (Reil, Memorab. Fasc. III. p. 171).

Hahnemann selbst sah eine Angina parotidea sogleich verschwinden, als die Schutzpockenimpfung gehaftet hatte, erst nach völligem Verlaufe der Kuhpocke trat die Ohr- und Unterkieferdrüsengeschwulst wieder hervor.

So suspendiren sich alle einander unähnliche Krankheiten, die stärkern die schwächern, heilen einander aber nie.

§ 15.

Die Arzneien können nur ähnliche Krankheiten entfernen.

Dieses ewige Gesetz, welches die Natur befolgt, wird auch von den Arzneien in ihren Wirkungen und Richtungen befolgt. Nur jene Arzneien, welche eine künstliche Krankheit erzeugen, werden die natürliche entfernen, wenn die künstliche der natürlichen ähnlich ist. Wenden wir bei der Krätze Purganzen an, so erzeugen wir eine Darmkrankheit. Diese künstlich erzeugte Darmkrankheit ist der Krätze nicht ähnlich; sie wird daher die Krätze nur suspendiren, aber nicht heilen, und der Hautausschlag wird wieder blühen, sobald die Purganzen nicht mehr wirken. Werden Fontanelle gesetzt, um eine vicarirende Stelle für die Gicht zu gewinnen, so wird, da die durch die Fontanelle erzeugte künstliche Hautkrankheit der natürlichen, dem Gichtleiden, nicht ähnlich ist, die Gicht nur suspendirt, aber nicht geheilt, und die Erfahrung lehrt, daß die Gichtanfälle ausbrechen, wenn die Fontanelle sich schließt.

Pechlin (Obs. phys. med. libr. II. 30) erzählt, daß eine viele Jahre hindurch unterdrückte Fallsucht durch das Tragen einer Fontanelle stets und schlimmer wieder zum Vorschein kam, sobald man sie zuheilen ließ *).

---

*) So kann z. B. ein nächtlicher Zahnschmerz nur in der Chamo-

§ 16.

Zwei unähnliche Krankheiten können complicirt erscheinen.

3. Die neue Krankheit tritt zu der alten, ihr unähnlichen und bildet mit ihr eine complicirte Krankheit, so daß eine jede eine gleichsam eigene Gegend im Organismus einnimmt; z. B. ein mit der Venerie behafteter Mensch bekommt noch die Krätze. Diese zwei sich unähnliche Krankheiten können sich einander nicht aufheben, noch heilen, sondern sie gesellen sich zu einander. Menschenpocken und Masern suspendiren sich gewöhnlich; doch giebt es Fälle, wo die Kuhpocken, wie Zencker (Huf. Journ. XVII.) sah, ihren regelmäßigen Verlauf neben den Masern behielten. Aber auch selbst die Natur gestattet den Zusammentritt und die Complication von zweien unähnlichen Krankheiten im menschlichen Körper.

§ 17.

Bei zwei ähnlichen Krankheiten wird die schwächere von der stärkern besiegt.

Ganz anders verhält es sich aber, wenn zwei ähnliche Krankheiten im Organismus zusammentreffen, da wird die schwächere von der stärkern besiegt, überwunden und geheilt, weil zwei ähnliche Krankheiten im Organismus gleichzeitig nicht bestehen können.

Als ein unwiderlegbares Argument mag uns die Menschenpocke (Variola humana), wie sie unter zahlreichen Symptomen erscheint, dienen. Es ist bekannt, daß die wahre Menschenpocke eine bis zur Erblindung steigende Augenentzündung oft in ihrem Gefolge hat, daher auch Dezoteux (Traité de l'inoculation, p. 189) und Leroy (Heilk. f. Mütter, 384) eine langwierige Augenentzündung durch die eingeimpfte Menschenpocke heilen konnten. Die Menschenblatternkrankheit erzeugt oft Taubheit und Schwerathmigkeit; beide Uebel heilte (Cloß, Neue Heilart der Kinderpocken, 1769) durch die Impfung.

---

milla und nicht in der Sabadilla sein Heilmittel finden, weil nur die Chamomilla ein ähnliches Leiden zu erzeugen im Stande ist, und nicht die Sabadilla.

Die Hodengeschwulst ist ein häufig vorkommendes Symptom bei der Menschenpocke; daher wir uns die Heilung einer Orchitis traumatica, wo die Hodengeschwulst durch Quetschung entstand, durch die Impfung erklären können (Klein, neue Heilart 2c.). So gehören auch unter die beschwerlichen Zufälle der Menschenpocke die ruhrartigen Stuhlgänge. Nun wurde aber die Ruhr durch die hinzutretenden Variolen, wie Wendt (Nachricht von dem Krankeninstitute zu Erlangen, 1783) beobachtete, vollends besiegt.

Es ist ferner ein eigenthümliches Symptom der Kuhpocke, eine Armgeschwulst zu erzeugen (Balhorn, Huf. Journ. X. 11); daher auch nach der Impfung ein geschwollener, halb gelähmter Arm geheilt werden konnte. (Stevenson in Duncans Annals of med. Lust. II.)

Es tritt ferner bei der Kuhpocke Fieber ein, und eben deswegen konnte die Impfung ein Wechselfieber bei zwei Personen, wie Hardege (Hufel. Journ. XXIII.) sah, heilen, zur Bestätigung dessen, was schon Hunter (Ueber d. vener. Krankh. S. 4) bemerkt hatte, daß nicht zwei Fieber als ähnliche Krankheiten in einem Körper zugleich bestehen können.

So weit der Hahnemann'sche, mit vielem Scharfsinn und Beobachtungsgeist vorgetragene Erklärungsversuch, worauf wir noch andere Erklärungsversuche, wie sie die Wissenschaft und die neuesten Erfahrungen bieten, folgen lassen.

B. Unser Erklärungsversuch nach dem bestehenden Polaritätsgesetze der Arzneidosen.

> Was in gesunden Tagen blau ist, bleibt blau auch in kranken Tagen, wenn das abnorme Auge die Farbe auch nicht unterscheidet; so gilt das Gesetz der Polarität, wenn der Arzt es auch nicht erkennt.
>
> Krzivanek.

§ 18.

Das Polaritätsgesetz als principielle Grundlage.

Nicht auf haltlose Theorien, die auf hypothetischem Boden gewonnen, wollen wir das Princip unserer Heillehre begründen; sondern auf ein ewiges, allgemeines und durchgreifendes Natur-

gesetz, auf das nie zu verkennende Polaritätsgesetz feststellen, wenn auch diese Lehre nicht bei allen*) Aerzten, wie bei jeder neu auftauchenden Ansicht, einen ungehinderten Eingang finden dürfte.

Wir haben es bereits im Jahre 1852 in einer eigenen Broschüre versucht, das therapeutische Polaritätsgesetz der Arzneidosen als principielle Grundlage zu einer physiologischen Pharmakodynamik anzugeben. Diese im Geiste eines wissenschaftlichen Versuches gegebene Darstellung fand vielseitige Anerkennung. Die angeführten Beweise haben sehr viel mathematische Evidenz für sich, und dürften ganz geeignet erscheinen, unserer Heillehre eine festere Basis zu bieten.

Wir erlauben uns folgende Prämissen in Kürze vorausgehen zu lassen, wornach der Beweis für unser Aehnlichkeitsprincip klarer und unantastbarer hervortreten dürfte.

§ 19.

Definition des Polaritätsgesetzes.

Es ist allgemein angenommen, daß man unter Polarität den Gegensatz von Eigenschaften und Kräften in demselben Körper, oder in zwei miteinander in Beziehung stehenden Körpern zu verstehen hat, und unter Polen jene Stellen, welche den Sitz der entgegengesetzten Eigenschaften und Kräfte abgeben. Diese Polarität offenbart sich an den beiden Factoren des Lebens, in den Erscheinungen der Elektricität wie im Magnetismus, so daß Aristoteles (Metaphys. Libr. I. C. 5) schon frühzeitig lehren konnte, daß Gegensätze die Ursachen aller Dinge seien, wenn sich auch nicht mit den Philosophen älterer Zeit gut annehmen läßt: daß eine durchgreifende Polarität durch die ganze Natur herrsche. Die beiden Pole des Magnets, der Nord- und Südpol, bilden am Magnete einen Gegensatz, welcher von der Art ist, daß die eine Richtung ohne die andere nicht möglich ist. Die Richtung nach Norden ist nicht denkbar, ohne die entgegengesetzte Richtung nach Süden, und die magnetische Axe ist nicht denkbar, wenn sich nicht beide entgegengesetzte Richtungen zeigen.

*) Gegen die Annahme eines Polaritätsgesetzes der Arzneidosen sprach sich aus Kurtz; für dasselbe aber J. O. Müller in Wien, Grabau, Rau und noch andere denkende und wahrheitsliebende Aerzte.

§ 20.

Contractions-, Expansionskraft. Urpolarität.

Nun ist es ferner eine bekannte Erscheinung, daß, wenn zwei Magnete einander genähert werden, sich nur die ungleichnamigen Pole einander anziehen, die gleichnamigen sich dagegen abstoßen. Es äußert sich also in diesem polarischen Antagonismus eine stete Flucht und anderseits eine stete wechselseitige Anziehung, eine Aeußerung der Contractions- und Expansionskraft. In der Contraction zeigt sich ein Streben von der Peripherie zum Centrum, eine Tendenz zur Massenbildung, welches wir mit —Pol bezeichnen können. In der Expansion zeigt sich ein Streben vom Centrum zur Peripherie, eine Tendenz die Starrheit zu lösen. Wir bezeichnen diese Kraft durch +Pol. Die Contraction entspricht ferner der Schwere, die Expansion dem Lichteinflusse, welche im Gegensatze zu einander stehen und die Urpolarität bilden.

§ 21.

Nachweis einer therapeutischen Polarität.

Es läßt sich aber auch ungezwungen eine therapeutische Polarität in dem Verhalten der Arzneidosen nachweisen. Denn es ist gewiß kein Mißgriff, wenn wir bei der Anschauung eines Arzneikörpers in einer großen Dosis, z. B. bei der Verabreichung eines Quentchen Rhabarber, die Materie in ihrem contracten Zustande, in ihrer physischen Schwere uns denken; wird aber der Rhabarber in kleinster atomistischer Dosis gereicht, z. B. in der dritten Verreibung ($\frac{1}{1000000}$ Theil eines Granes) oder von Arsenik die 30. Verd., die sich in der Praxis noch als heilsam bewährt, so wird der Arzneikörper durch die eigenthümliche Bereitungsweise desselben, durch das Reiben und Verdünnen, wobei sich Licht und Elektricität deutlich entwickelt, ins Unendliche expandirt, der materiellen Eigenschaft mehr entrückt, und es dürfte abermals kein grober Mißgriff sein, hier an den entgegengesetzten Pol, an den expansiven Factor, an den Lichteinfluß*) zu denken, welcher mit der Schwere die Urpolarität bildet.

*) Tietze theilt eine Entdeckung im Arch. Bd. XII. Heft I. mit, daß, wenn ein Arzneikörper mit Milchzucker vermischt in einer gläsernen Schale

§ 22.

Bei den pathologischen Einwirkungen der großen und kleinen Dosen offenbart sich ein Antagonismus.

Es offenbart sich also eine augenfällige Analogie zwischen den Vorstellungen von großen Dosen, Materie, Schwere, Magnetismus und Contractionsprincip; so wie zwischen der kleinsten atomistischen Gabe, der Elektricität, Expansionsprincip und Licht; es wird uns also vorläufig gestattet sein, zwischen der großen und kleinen Dosis eben ein solches polares Verhalten nachweisen zu dürfen, wie in der Urpolarität zwischen Licht und Schwere sich zeigt, und klar darzuthun, daß in den pathologischen Einwirkungen der großen und kleinen Dosen auf unsern erkrankten Organismus ebenfalls ein nie zu bestreitender Antagonismus sich offenbart; daß bei einer Menge von Arzneikörpern die kleinen Dosen eine den großen Gaben entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, und somit eine obwaltende therapeutisch-dynamische Polarität außer allen Zweifel gestellt wird.

§ 23.

Erläuternde Beispiele.

Wir wollen nun von der großen Anzahl von Arzneikörpern, bei denen sich eine unbezweifelt therapeutische Polarität der Arzneidosen nachweisen läßt, einige beispielsweise anführen.

§ 24.

Der Arsenik wirkt nach dem Gesetze der Polarität.

Der Arsenik erzeugt in großen Gaben, wie aus physiologischen Versuchen und toxikologischen Ergebnissen hervorgeht: Aeußerste Schwäche und plötzliches Sinken der Kräfte — Virium prostratio subitanea (Chausier), Hinfälligkeit und öftere Ohnmachten (Morgagni), cyanotische Färbung der Körpertheile; kleinen, schwachen, kaum fühlbaren Puls; Krämpfe der untern Extremitäten, unauslöschlichen Durst (Christison), anhaltendes Erbrechen und zahlreiche Darmentleerungen (Devergie);

---

mit gläsernem Pistill gerieben wird, elektrische Erscheinungen mit Lichtentwickelung hervortreten.

Harnunterdrückung mit Symptomen von Strangurie (Guilbert); äußerste Kälte bei innerer verzehrender Hitze, klanglose Stimme bis zur gänzlichen Aphonie, unsägliches Angstgefühl, Erstickungsanfälle. Diese resultirenden Erscheinungen der großen Gaben geben uns das Bild der asiatischen Cholera, daher auch die kleinen und kleinsten Arzneigaben von Arsenik, welche den Gegensatz zu den großen bilden, in der orientalischen Cholera so wesentliche Dienste den Praktikern leisten konnten.

Charakteristisch ist ferner für den Arsenik, daß er eine ungeheure mitternächtliche Angst zu erzeugen pflegt, wie Dr. Walt (Bulletin de Sciences med. Tome XIV. p. 285) sah, daher er auch bei der Brustbräune (angina pectoris) und der hitzigen Brustwassersucht, Zustände die mit ungeheurer Angst verbunden sind, sich so trefflich in der Praxis bewährt.

Toxikologische Ergebnisse zeigen, wie bei Marshal (Edingb. Md. and Surg. Journ. XIII. 507), wo nach einer Arsenikvergiftung, wo natürlich große Gaben gereicht wurden, epileptische Anfälle hervortraten, die durch 15 Tage um dieselbe Abendstunde erschienen, daß der Arsenik periodische Beschwerden erzeugt. Dieser sich offenbarende periodische Charakter des Arseniks in großen Gaben aber verleiht ihm die Heiltugend, bei Wechselfiebern und sonstigen periodischen Affectionen Ueberraschendes in sehr kleinen Gaben zu leisten.

§ 25.

Eben so der Safran.

Ein zweites augenfälliges Beispiel liefert uns der Safran (Crocus sativus), welcher ganz nach dem Gesetze der Polarität wirkt.

Der Safran erzeugt in großen Dosen den Beobachtungen älterer Aerzte zufolge Betäubung, rauschartige Eingenommenheit des Sensoriums, soporöse, vertiginöse und selbst apoplektische Zufälle, ja glaubwürdige Schriftsteller weisen sogar Todesfälle*)

---

*) Borellius (Historia et observat. cent. II. p. 303) erzählt: Periit famulus mercatoris ex somno intra cubile capto, in quo multum croci servatur praegressa cephalgia et virium prostratione insigni. Einen ähnlichen Fall erzählt Schenk (Observ. med. p. 879): Agaso adeo super duabus croci sarcinulis dormiens, eadem nocte abiit.

nach; er erzeugt ferner Mutterblutflüsse*), wie Riverius erzählt; daher er auch in kleinen Gaben erheiternd, Lachen erregend (Boerhave), und bei den activen Metrorrhagien mit glücklichem Erfolge benutzt werden kann.

§ 26.

Bei den indifferenten Körpern ist keine Polarität nachweisbar.

Dieses polare Verhalten der großen Dosen zu den kleinen Gaben treffen wir bei den meisten auf den Organismus kräftig einwirkenden Arzneikörpern, wo wir aber die indifferenten Substanzen, z. B. die schleimigen und nährenden Mittel, die im gesunden Organismus keinen sichtbaren pathologischen Zustand hervorzurufen vermögen, aus der Reihe der polaren Arzneikörper ausgeschlossen wissen wollen.

§ 27.

Das Polaritätsgesetz erklärt den Vorgang unserer Heilweise.

Nach diesem unumstößlichen Gesetze der Polarität, welches in der Natur seine Begründung hat, glauben wir den Vorgang unserer Heilweise erklären zu dürfen, und wir schließen diese vorgetragene Lehre mit den geistreichen Worten Hufelands: „Was sich im Umgang der Natur und in ihrem Anschauen entwickelt, hat mehr Werth als alles Erdachte oder Erlernte. Das allein hat nur wahres Leben, d. h. den Geist der Natur, und ist so ewig, wie sie.“

C. Dr. Stern's Erklärungsversuch.

§ 28.

Arzneiwirkung und Heilwirkung kommen oft nebeneinander zur Anschauung.

Dr. Stern giebt in der allg. hom. Zeitung, Bd. 55, Nr. 7, 1857, eine Erklärung, wodurch er das Geheimniß des Aehnlichkeitsgesetzes zu erklären hofft.

*) Ex nimia dosi a muliere ad provocandas menses capta, haemorrhagia uteri, lethalis infra tridium subsecuta (Riverius Oper. med. p. 136).

Er citirt den Herrn Dr. Gastier (Neue Zeitschr. für hom. Klinik, Bd. 2, Nr. 9), welcher vier Fälle mittheilt, wo die angewandten homöopathischen Mittel, während, und noch ehe sie die vorhandene Krankheit hoben, der letztern entsprechende pathogenetische Wirkungen in dem betreffenden gesunden Organe entfalteten, so daß also gewissermaßen Arzneiwirkung und Heilwirkung neben einander zur Anschauung kamen.

1. Gegen eine chronische Verhärtung des linken Hodens wurde Arnica angewendet. Bald nach dem Gebrauche dieser Arznei wurde der bis dahin gesunde rechte Hode so geschwollen, daß er den verhärteten linken an Größe übertraf. Am nächsten Morgen hatte der linke Hode fast seinen normalen Zustand wieder gewonnen. Die Geschwulst des rechten Hodens verlor sich nach einigen Tagen von selbst.

2. Gegen eine Amaurose des rechten Auges wurde Nux vom. angewendet, worauf die Amaurose des rechten Auges vollkommen heilte, vorher jedoch pathogenetisch die Sehkraft des bisher gesunden linken Auges dermaßen trübte, daß der Kranke fast 24 Stunden lang völlig erblindet zu sein glaubte.

3. Auf den Gebrauch einer Gabe Phosphor. 30. gegen eine chronische Amaurose des rechten Auges entstand am folgenden Morgen eine völlige Blindheit des bisher gesunden linken Auges, am nächsten Tage aber erlangte das seit 7 Jahren erblindete rechte Auge die Sehkraft wieder. Das linke Auge war noch blind, welches aber auch am folgenden Tage seine Sehkraft wieder erlangte.

4. Eine Sängerin verlor in Rußland die Kraft ihrer Stimme. In Frankreich gewann sie diese vollständig wieder. In Folge einer Erkältung begannen ihr aufs Neue plötzlich die Mitteltöne zu fehlen, während die tiefen und hohen Töne leicht ansprachen und ihre gewohnte Schönheit behielten. Sie erhielt Ipecacuanha, Dulcamara, dann Carbo veg. und Argentum 30. An dem Abend, wo das letzte Mittel gebraucht wurde, versagten plötzlich die hohen Töne, während die Mitteltöne ansprachen und klangen. Nach einigen Tagen aber kehrte die Stimme in ihrem ganzen Umfange zu ihrem alten Glanze zurück.

§ 29.

Die neu erkrankte Parthie übt einen Gegenreiz auf die ursprüngliche.

Diese vier unbestochenen Zeugen der Natur, sagt Dr. Stern, liefern uns den authentischen Beweis, daß die in Krankheiten angewandten homöopathischen Arzneien nicht unmittelbar auf den krankhaften Punkt, den Herd der Krankheit, als ein Heilbalsam oder chemisches Reagens einwirken, sondern daß sie ihre schädliche Einwirkung einzig und allein auf die noch gesunden Parthien des krankhaften Organs, oder organischen Systems entfalten, wo sie eine ähnliche Krankheit erzeugen, die sodann, als ein Gegenreiz, die natürliche ursprüngliche Krankheit ableitet, zertheilt und heilt. Verständlicher und offenkundiger konnte sich die Natur über das Geheimniß des Aehnlichkeitsgesetzes wahrlich nicht aussprechen, und es dürfte nun zur Erhärtung der Wahrheit und zum Ruhme Hahnemann's die Lösung des geheimnißvollen Räthsels des Similia similibus gefunden sein.

D. Dr. Mosthaff's *) physiologischer und physikalischer Erklärungsversuch.

a) Physiologischer Erklärungsversuch.

§ 30.

Einfluß des Alters und Klima's auf die Arzneien.

Dr. Mosthaff glaubt ein haltbares Argument als Erklärung des homöopathischen Heilgesetzes in der Bedeutung der Krankheit als einer einseitigen Entwickelung der organischen Thätigkeit zu finden. Wir sehen, daß der Organismus und jedes seiner Organe sein Verhältniß zu den Außendingen nach den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung, nach Alter, Temperament, Klima und Krankheit wechselt. So vertragen bekanntlich Kinder manche Arzneimittel, z. B. Calomel, in großen Dosen, welcher der Erwachsene nicht widersteht (**Alter**). Salzige Speisen, welche am Aequator als Schutzmittel gegen Scorbut genossen werden, erzeugen am Nordpol Scorbut; während Kellerhals,

*) Mosthaff, die Homöopathie in ihrer Bedeutung 2c. Heidelberg, 1843.

Aconit und Fliegenschwamm anderswo als tödtliche Gifte wirken, werden sie, wie Kieser erfuhr, von den Bewohnern des Nordpols als Nahrungsmittel genossen (**Klima**).

§ 31.

Einfluß der Thiergattung.

Analog ist die verschiedene Einwirkung der arzneilichen Potenzen auf verschiedene Thiergattungen. So genießen Schafe und Rinder das Bilsenkraut ohne Nachtheil, während es auf andere Thiere, Schweine und Ziegen, tödtend wirkt. Schierling wirkt fast gar nicht auf Schweine und Ziegen und der Vogel Bruverus Rhinoceros nährt sich von Krähenaugen (Nux vom.), einem der fürchterlichsten Gifte für fast alle lebenden Geschöpfe, selbst für die Infusorien, für welche letztere wieder umgekehrt Zucker und Wasser Gift ist, während einige in Metallauflösung, sogar im Harne fortleben. Man sieht nun, wie die verschiedenen Reactionen, selbst gegen Gifte, nicht aus den allgemeinen Verhältnissen der Organisation zu erklären sind; die Thiere, welche in der Stufenreihe der organischen Wesen auf gleicher Linie stehen, zeigen hierin die sonderbarsten Contraste, was auch schon Fr. Hoffmann richtig auffaßte, wenn er sagt: „Medicamenta non agunt secundum modum, sed secundum receptivitatem.“

§ 32.

Die Krankheit erzeugt eine entgegengesetzte Wirkung.

Wir schließen nun weiter: Bei der Einwirkung des Arzneimittels auf das Organ offenbart sich eine Wechselwirkung, welche als das Product zweier Factoren, nämlich der Einwirkung der Arznei und der Gegenwirkung (Reaction) des Organismus anzusehen ist. Ist nun aber einer der Factoren verändert, in einem ganz andern Zustande der Reactionsfähigkeit, ist das Organ in krankhaften Zustand gesetzt, so kann das Product durchaus nicht das nämliche sein, welches bei der Einwirkung auf das gesunde Organ gefolgt wäre, ja sogar es muß eine entgegengesetzte Wirkung sich zeigen. Diese ausgesprochene Behauptung, daß die Reactionsfähigkeit des kranken Or-

ganismus eine andere als jene des gesunden sei, findet ihr unabweisliches Argument in der Einwirkung der Gifte; denn selbst wo Gifte in so außerordentlicher Dosis gegeben wurden, wo das Endresultat der Tod wäre, ist doch die Reaction, insofern die Einwirkung auf einen kranken Organismus geschah, jedenfalls von jenem im gesunden Zustande verschieden, wenn sie gleich hier schnell vorübergehend gar nicht bemerkt werden kann*).

§ 33.

Erläuterndes Beispiel.

So weit der physiologische Erklärungsversuch, den wir durch ein concretes Beispiel constatiren können. Wird z. B. Aconit bei einer Pneumonie gereicht, so muß offenbar die Wirkung des Aconit auf die erkrankte Lunge eine andere, verschiedenartige, ja sogar entgegengesetzte sein von jener Wirkung des Aconits auf die gesunde Lunge, da Gesundheit und Krankheit doch einen augenfälligen Gegensatz bilden. Bringt also Aconit, im gesunden Zustande genommen, einen der Lungenentzündung ähnlichen Zustand hervor, so wird Aconit im kranken Zustande einen entgegengesetzten Zustand hervorbringen, nämlich den krankhaften heben.

b) Physikalischer Erklärungsversuch.

§ 34.

In den Alcaloiden zeigt sich ein polares Verhalten.

Wenn wir die Qualitäten der Mittel in Anbetracht nehmen, so beachten wir in ihren Alcaloiden ein gewisses polares Verhalten; so wirkt Chinin oft beruhigend, während China excitirt; Chinin hebt oft in kleinen Gaben die Hypertrophien der Leber und Milz, die durch große Dosen China erzeugt wurden; Coffein beruhigt, während der Kaffee excitirt (Comfort).

---

*) Einen Beweis giebt uns die Rasorische Methode des Contrastimulus, nach welcher Lehre den Kranken täglich 3 Drachmen Brechweinstein, 3 Unzen Aconitextract, 96 Gran Digitalis, 1 Drachme Nux vom. verabreicht werden, was bei Gesunden tödtend wirken würde.

§ 35.

Die Pole der Voltaischen Säule erzeugen entgegengesetzte Erscheinungen im Organismus.

Ganz analog bringen die verschiedenen Pole des Magnets, der Elektricität, der Voltaischen Säule gerade entgegengesetzte physikalische, und, wo sie mit dem Organismus in Berührung kommen, auch entgegengesetzte organische Erscheinungen hervor. So sind die Symptome bei Anwendung des Zinkpols saurer Geschmack, die Gegenstände erscheinen größer und im rothen Scheine, der Geruch ist abgestumpft, die Töne dumpfer, tiefer, der Puls voller, Gefühl von Wärme, vermehrte Irritabilität.

Die Symptome des Kupferpols dagegen sind alkalischer Geschmack, die Gegenstände erscheinen kleiner, im blauen Lichte, die Töne schärfer und höher, Kältegefühl, vermehrte Sensibilität (Kieser).

§ 36.

Auch die Arzneimittel erzeugen einen entgegengesetzten Zustand.

Wir wissen nun, daß jedes kräftig wirkende Arzneimittel geeignet ist, einen krankhaften Zustand hervorzubringen, wenn es im gesunden Zustand gebraucht wird. Diesen krankhaften Zustand wollen wir als eine Differenz bezeichnen.

Ist aber diese Differenz bereits im Organismus hervorgetreten, die Krankheit schon da, so wird entweder der Organismus nun den entgegengesetzten Theil im Mittel anziehen, oder umgekehrt das Mittel den entgegengesetzten Zustand im Organismus hervorbringen, gerade wie ein elektrischer Körper ein gerade umgekehrtes Verhältniß gegen positive oder negative Elektricität zeigt, je nachdem die eine oder die andere bereits in ihr hervorgerufen ist.

So hebt das gewaltsame Schlagen die Polarität einer magnetisch gemachten Eisenstange auf, während eine nicht magnetische durch Hämmern magnetisch wird. Durch Elektricität wird eine im Meridian stehende Nadel magnetisch, eine bereits magnetische dagegen verliert dadurch ihre Polarität.

§ 37.

Das homöop. Heilprincip bleibt als ewiges Gesetz für die Praxis.

So steht das homöopathische Heilgesetz: Similia similibus curantur, als ein durch die Natur begründetes und durch die Wissenschaft festgestelltes Princip für die Praxis da, und ist es auch nicht in Abrede zu stellen, wie Hering richtig bemerkt, daß dieser Vorgang nur unter geeigneten Umständen, keineswegs immer und unbedingt stattfindet, indem sehr viele Mittel hervorbringen, was sie nie heilen, andere wieder heilen, was sie nie hervorbringen, und ist es auch nicht zu leugnen, daß z. B. die Symptome Schnupfen, Weißfluß, Durchfall, Verstopfung, Leibweh, Zahnweh und Kopfweh fast bei allen Mitteln sich vorfinden, während zuletzt doch nur sehr wenige dieser Mittel in diesen Krankheiten sich bewähren; während wieder andrerseits andere Mittel den Keuchhusten, die Masern, die Menschenblattern, den Typhus u. s. w. heilen, wenn sie auch nur mehre Symptome, keineswegs aber die gesammte Krankheit zu erzeugen im Stande sind; so bleibt es doch wahr, daß jedesmal, wo wir ein neues Mittel gegen eine Krankheit als sich bewährend auffinden, dies nur dadurch geschehen kann, daß wir uns durch die auffallende Aehnlichkeit seiner Wirkungen mit den Symptomen der Krankheit leiten lassen, und der Erfolg wird stets um so mehr unserer Erwartung entsprechen, je mehr die wesentlichen Wirkungen des Mittels den wesentlichen Symptomen der Krankheit zusagen, ferner, daß allemal da, wo ein ähnlich scheinendes Mittel seine Dienste versagt, die Schuld nicht an der Unzulänglichkeit des Aehnlichkeitsgesetzes, sondern darin liegt, daß wir oft das Wesentliche in den Wirkungen des Mittels und in den Symptomen der Krankheit verkennen, und es bleibt ewig wahr: „daß die Krankheiten denjenigen Mitteln weichen, deren wesentliche Wirkungen auf den gesunden Körper den wesentlichen Erscheinungen des Krankheitsfalles am treffendsten entsprechen.“ (Jahr.)

Zweites Capitel.

§ 38.

Der wissenschaftliche Charakter der Homöopathie und die ihr gebührende Stellung im Staate.

Die neueste Geschichte der Homöopathie weist die bedauerlichen Fälle nach, daß selbst gefeierte Lehrer an den Hochschulen Deutschlands das nicht leicht zu rechtfertigende Urtheil abgaben: „Die Homöopathie sei keine Wissenschaft". Die wissenschaftliche Beweisführung für ihre Behauptung blieben unsere Gegner bis jetzt noch immer schuldig, wodurch aber auch ihre Behauptung als eine willkürliche und unwissenschaftliche erscheint; denn schon Aristoteles setzte es fest, daß der Beweis für die Wissenschaft unbedingt nothwendig ist, und was nicht bewiesen werden kann, gehört nicht in das Bereich der Wissenschaft. Ipsa enim scientia cum indemonstrabilis, haud sit.

§ 39.

Mangel an schulgerechter Classification der Arzneisymptome bietet keinen Beweis für die Unwissenschaftlichkeit.

Der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit, den die Gegner hervorbringen, daß die Aufzählung der Arzneisymptome in dem Hahnemann'schen Schema nur nach den Körpertheilen geschieht, und daß man bis jetzt eine Classification der Heilmittel vermißt, ist eben so geringfügig, als unbegründet, denn die Classification ist nur von formellem Werthe. Sie ist, wie Wunderlich richtig bemerkt, ein Bedürfniß für einen gewissen Mittelzustand der Kenntnisse. Sie ist immer nur eine vorläufige Ordnung. Sie als die Spitze der Wissenschaft oder gar als ihr Ziel anzusehen, ist ein grobes und schädliches Mißverständniß. Es scheint aber auch, daß Hahnemann absichtlich die bequeme Classification vermieden habe, um dem Schlendrian des Generalisirens eine Grenze zu

setzen und zum selbstständigen Auffinden und tiefern Eingehen in die Arzneisymptome gleichsam zu nöthigen.

§ 40.

Begriffsbestimmung und Definition der Wissenschaft.

Die neuern Philosophen und Sprachforscher bezeichnen durch den Ausdruck Wissenschaft: „Ein organisch verbundenes Ganzes von Erkenntnissen, in welchem das Einzelne als nothwendiges Glied erscheint, wo die Einheit der Idee als nothwendig sich ausspricht." Es muß also ein Princip da sein, nach welchem die Materie der Wissenschaft, die einzelnen hergehörigen Erkenntnisse zur Einheit des Ganzen verbunden sind. Alle andern Grundsätze, die in dieser Wissenschaft vorkommen, müssen von diesem Hauptgrundsatze abgeleitet und ihm untergeordnet sein. Eines solchen unumstößlichen und in der Natur begründeten Princips erfreut sich ausschließend die Homöopathie in dem Heilgrundsatze: Similia similibus curantur.

§ 41.

Beispiele unwillkürlicher Heilungen nach dem homöopathischen Heilprincipe bei den Allöopathen der Neuzeit.

Wir haben im vorigen Capitel zur Genüge gezeigt, wie die Aerzte älterer Schule seit Jahrtausenden unwillkürlich nach dem homöopathischen Principe ihren Heilplan anordneten. Es läßt sich aber auch unschwer nachweisen, daß selbst die Aerzte neuerer Schule, mögen sie der physiologischen oder der specifischen Richtung angehören, unwillkürlich, oder mit Bewußtsein — beim gehörigen Verschweigen der Bezugsquelle — nach dem homöop. Grundsatze ihre Heilungen bewerkstelligen.

Arsen wird in neuerer Zeit an den meisten klinischen Anstalten der europäischen Universitäten in chronischen Hautkrankheiten angewendet. Arsen erzeugt aber, wie bekannt, bei den Arbeitern in den Arsenhütten sehr häufig Hautkrankheiten.

Dr. Caspar, Assistenzarzt im Krankenhaus der barmherz. Schwestern in Wien, erzählt in seinen Parallelen zwischen Homöopathie und Allöopathie S. 90: daß ein Mädchen in Wien, welches unvorsichtiger Weise den ihr gereichten Arsen statt successive auf einmal nahm, nach ein Paar Stunden von einem heftigen

Wechselfieberanfalle ergriffen wurde, der sich durch einige Tage wiederholte. Nun, wer kennt denn nicht die häufige Anwendung des Arsens bei intermittirenden Neuralgien bei den Aerzten der Neuzeit?

Es ist Thatsache, daß die China einen dem Wechselfieber ähnlichen Zustand erzeugt. Chevalliers, welcher als Arzt in einer Chinafabrik in Frankreich angestellt war, erzählt (Hyg. Juill. 1852), daß daselbst die Arbeiter ein Fieber bekommen, welches oft ganz gleich, immer aber dem Wechselfieber nahe ähnlich ist, und nicht durch Chinin, sondern nur durch die Entfernung aus der Fabrik geheilt werden kann. Wittmann und Gauds haben durch directe Versuche gefunden, daß China eine Art Wechselfieber erzeugt. Sie erzeugt ferner eine Art heftigen Gelenkrheumatismus. In diesem Leiden, so wie in periodischen Affectionen wird sie aber eben in der neuesten Zeit von den allöopathischen Praktikern so häufig benutzt.

Die glücklichen Heilresultate, die man in der Neuzeit von dem Atropin, dem Alcaloide der Belladonna, beim Keuchhusten, Schlingkrampf, Asthma, Säuferwahnsinn und ähnlichen Krankheiten sieht, finden ihre Berechtigung in dem Aehnlichkeitsgesetze, denn die Symptome aller dieser Krankheiten finden sich als charakteristische Vergiftungserscheinungen bei der Belladonna.

Der Veratrumrheumatismus, den man bei allzu häufiger und fortgesetzter Anwendung des Veratrins bemerkt, ist allgemein bekannt, und auf Grundlage dieser Thatsache wird eben Veratrum von den Neuern so häufig beim Rheumatismus benutzt.

§ 42.

Ein ferneres Argument für die Wissenschaftlichkeit der Homöopathie nach Aristoteles' Grundsätzen.

Es ist ein schon von Aristoteles allgemein anerkanntes Attribut der Wissenschaft, daß sie ein allgemein menschliches Interesse habe; sie muß eine Tendenz zum wahren Wohle der Menschen entwickeln; was nicht dieses Attribut offenbart, kann auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch machen. Die ausgedehnteste Fertigkeit im Kartenspiel und in allen seinen verderblichen Kunstgriffen hat keinen Anspruch auf Wissenschaft. Die Wissen-

schaft muß aber auch ferner, da sie ihre Erkenntniß der Wahrheit nicht aus der rohen, empirischen Erfahrung holt, die oft zum unübersehlichen Schaden wird, sondern aus der intellectuellen Erfahrung schöpft, durch ihre vorsichtige Anwendung viel Gutes schaffen.

Nun fragen wir ganz unumwunden, bei welcher Heilmethode kommen denn die wenigsten Arzneikrankheiten vor? Schönlein spricht von Chamillenrheumatismus, andere von Veratrumrheumatismus und Valerianaschwäche; von mercuriellen Leiden und Chinabeschwerden und Jodkachexie, welche Zustände alle durch große und oft wiederholte Gaben veranlaßt werden, die aber der homöopathische Arzt, geleitet von seinem wissenschaftlichen Principe, im Geiste ächter Wissenschaft zu verhüten sucht. Es ist aber auch erfreulich, zu bemerken, daß der homöopathische Arzt auch keinen wesentlichen Schaden veranlassen kann; denn wendet der Homöopath ein unrichtig gewähltes Mittel an, das keine specifische Wirkung auf das erkrankte Organ hat, so bleibt das erkrankte Organ von dem Arzneireiz gänzlich unberührt; die andern Theile des Körpers, welche von der Arzneiwirkung könnten getroffen werden, finden sich bei der Kleinheit der Gabe *) gar nicht veranlaßt, dagegen zu reagiren (Baumann).

§ 43.

Ein drittes Argument für den wissenschaftlichen Charakter der Homöopathie bildet der Grad von Gewißheit in derselben.

Wo Wissenschaftlichkeit ist, da ist auch in unserem Denken und Wirken ein Grad von Gewißheit **), werden wir aber

*) Froriep in seinen Notizen aus der Pariser Klinik des hopiteaux T. II. No. 66, erzählt, daß zu Paris im Mai 1828 im Bicetre ein Arzt einer ihm anvertrauten Abtheilung bei 14 Epileptischen die Blausäure in solchen großen Gaben anordnete, daß sieben der Unglücklichen, die den Höllentrank genommen hatten, unmittelbar darauf unter Zuckungen verschieden.

**) Sowohl Aristoteles in seiner Metaphysik Cap. II. 3, als Plato in Timaeo fordern keineswegs von den Doctrinen die mathematische Schärfe in ihren Beweisen, sondern nur einen hohen Grad von Gewißheit.

in unserer Erkenntniß und in der praktischen Anwendung irre, so fehlt da unbezweifelt der wissenschaftliche Charakter. Nun wurden z. B. in der asiatischen Cholera von allen homöopathischen Aerzten, aller Gegenden, aller Länder und aller Welttheile, Veratrum, Arsenicum, Cuprum, Carb. veg., Secale cornut. u. m. a. nach vorwaltenden Krankheitssymptomen übereinstimmend angewendet; während dem wir bei den Aerzten älterer Schule die schauerlichste Verwirrung in der Mittelwahl treffen und nirgends festen Boden, nirgends principielle Feststellung in der Anwendung der Heilmittel, nirgends einen Grad von wissenschaftlicher Gewißheit finden.

Schon im Jahre 1832 war, wie die allg. homöop. Zeitung, April 1858, berichtet, Dr. Mises im Stande, 54 verschiedene Ansichten über den Sitz und die nächste Ursache der Cholera aufzählen zu können und demgemäß das Curverfahren einzurichten.

§ 44.

Offenes Geständniß eines allöopathischen Arztes über die Vorzüglichkeit des homöop. Heilverfahrens.

Dr. Heinrich Kaan, ein von Wahrheitsliebe durchdrungener Arzt, welcher in Rußland Gelegenheit hatte, während der Choleraepidemie die drei Haupttypen der praktischen Medicin, die Allöopathie, Hydropathie und Homöopathie, in ihren allgemeinen Grundrissen kritisch zu durchgehen, theilt hierüber in seiner Schrift: „Gedanken eines Arztes über die Cholera als Weltseuche“ (Innsbruck 1854) folgendes mit: Die Allöopathie hatte als Wahlspruch: Entferne die Ursache, so hebst du die Krankheit! — und da sie von der Ansicht ausging, daß die Cholera eine Ansammlung des Blutes in Lunge und Herz erzeuge, so empfahl man den Aderlaß als Hauptmittel, man berief sich auf die Aerzte Indiens und Aegyptens, die den Aderlaß anwenden, vergaß aber, daß das Thier- und Pflanzenleben zwischen Orient und Occident gewaltig differire, und vergaß ferner, daß bei den donischen Kosacken und vielen Gebirgsvölkern des Urals, wo gar keine ärztliche Hülfe angewendet wurde, die Erfolge weit glücklicher waren, als beim Aderlassen. Statistische Resultate wiesen bei der antiphlogistischen Methode durchschnittlich die Hälfte Todesfälle auf die Zahl der

Erkrankungen nach. Dr. Arnoux behandelte im Männerspitale in Kairo 111 Cholera-Kranke, wovon 58 starben. Und ein solches Heilverfahren, bei dem wir nicht einmal den humanen Grundsatz: Medicus si prodesse non potest saltem non noceat beachtet finden, macht Anspruch auf Wissenschaftlichkeit?

Nun hören wir einmal weiter. Auf die Empfehlung des Dr. Corbyn kam Calomel und Opium in der Choleratherapie zur großen Berühmtheit. Nun sollte man glauben, daß hier eine wissenschaftliche Erkenntniß dieser Erfahrung zu Grunde liege, o nein, ein blinder Zufall leitete zur Anwendung dieser Mittel, nämlich ein Kranker nahm aus Versehen 20 Gran Calomel und darauf 60 Tropfen Opiumtinctur und genas von der Cholera. Dr. Kaan fragt daher ganz richtig, ob, wenn dieser Kranke trotz dieser ungeheuren Gaben, die er einnahm, nicht starb, dieses den Nutzen dieser zwei Mittel beweist, oder ob es nicht mehr ein Zeugniß der Constitution des Individuums sei, welche die Cholera und die Arzneivergiftung zu überwinden im Stande war? Die Bergsteiger, sagt er, essen Arsenik, die Türken sind Opiophagen; sind deshalb Opium und Arsenik Nahrungsmittel, die man dem gesunden Menschen empfehlen soll?

Die Salpetersäure wurde in Form einer Limonade (Dr. I auf ein Pfund schleimiges Vehikel) von Dr. Spöhrer, Oberarzt des Marienhospitals in Petersburg, in der medicinischen Zeitung Rußlands empfohlen. Als wissenschaftlichen Grund konnte man keinen andern angeben, als daß die donischen Kosacken ihren Cholerakranken Scheidewasser gaben und dabei bloß den vierten Theil ihrer Erkrankten verloren, während bei der rationellen antiphlogistischen Methode die Hälfte zu Grunde ging.

Nun bespricht er die erregende Methode. Man benutzte den Kampher und dieser lieferte viel günstigere Resultate in allen Ländern, als die antiphlogistische Heilmethode. Allein die heftigsten Gegner der Homöopathie müssen ja eingestehen, daß sie die Anwendung des Kamphers bei der Cholera Hahnemann danken.

Der Hydrotherapie, einer Schöpfung des genialen Priesnitz, welche nichts Anderes beabsichtigt, als durch das kalte Wasser

in seiner äußerlichen und innerlichen Anwendung die Lebensthätigkeit zu erwecken und durch Erzeugung von Schweiß den Choleraanfall abzukürzen, wird warm das Wort gesprochen und historisch nachgewiesen, wie die Malabaren, Perser und Bakuaner sowie viele Landleute in Galizien, Ungarn und Rußland sich nur durch kaltes Wasser retteten; besonders sah er von dem kalten Wasserstrahl auf den Rücken in sehr verzweifelten Fällen in dem Frauenhospital, wo er diente, sehr günstige Resultate.

Aber weit wichtiger sind für uns seine gewonnenen Erfahrungen über die homöopathische Behandlung der Cholera und des Typhus; sie sind mit einer strengen Wahrheitsliebe aufgezeichnet und geben ein schönes Zeugniß von der Vorzüglichkeit unserer wissenschaftlichen Heillehre. Dr. Kaan gesteht ganz unverhohlen, daß er früher die Homöopathie für eine bloße Negation jeder Arzneihülfe, oder als bloße Wirkung der Naturheilkraft sich erklärte.

Als er aber durch die Verhältnisse mit vielen praktischen Homöopathen Petersburgs am Krankenbette in Berührung kam, da lernte er sie als denkende und tüchtige Aerzte achten und schätzen, ja er überzeugte sich mehrere Male, daß sie Heilresultate erreichten, wo seine und seiner allöopathischen Collegen Bemühungen erfolglos waren.

Im Spitale für Typhuskranke, wo ich diente, sagt er, wurde die Hälfte der Kranken homöopathisch, die andere Hälfte allöopathisch behandelt; ich selbst war auf der allöopathischen Abtheilung und ich hatte Gelegenheit, gefahrdrohende Symptome verschwinden zu sehen und mich von der günstigen Einwirkung der gereichten Gaben zu überzeugen. Während der Epidemie schon gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß meine homöopathischen Collegen weit glücklicher in und außer den Spitälern waren, als ich und alle meine allöopathischen Collegen. Auch Dr. Pruner-Bey, sonst kein Verehrer der Homöopathie, gesteht, daß unter den Petersburger Spitälern das homöopathische die besten Resultate aufzuweisen hat. Einen schlagenden Beweis für die Vorzüglichkeit der homöopathischen Heilmethode lieferte der Tischnowitzer Bezirk, wo nach obrigkeitlichem Bericht sich herausstellt, daß in der Choleraepidemie bei der gewöhnlichen Methode von 44 Kranken 19 geheilt und 25 gestorben; bei der homöopathi-

schen Methode von 56 Kranken 53 geheilt, 3 gestorben; bei der Kampherbehandlung ohne Arzt von 65 Kranken 54 geheilt und 11 gestorben sind. Diese schönen Heilresultate liefern das beste Zeugniß für die große Wahrheit, die dieser Heilwissenschaft zu Grunde liegt.

§ 45.

Die Einfachheit in der Darreichung der Arzneimittel bietet ein unwiderlegliches (4tes) Argument für die Wissenschaftlichkeit der homöopathischen Heillehre.

Als wissenschaftlich bezeichnet man gewöhnlich eine Doctrin, deren Erkenntniß aus Principien fließt, mithin zugleich eine solche, welche die Idee eines Gegenstandes entwickelt und ihn so nicht blos als seiend, sondern zugleich als werdend darstellt, mit andern Worten, es muß die betreffende, auf Principien begründete Doctrin einer fernern Entwickelung und Fortbildung fähig sein, wodurch immer neues Wissen geschaffen wird, eine Operation, ein Act, den der Deutsche sehr richtig durch Wissen-schaft bezeichnet.

Nun fragen wir ganz unumwunden, was hat die allöopathische Schule, die seit Galen durch Jahrhunderte mit zusammengesetzten Mitteln am Krankenbette operirte, an Arzneimittelkenntniß gewonnen? Hat sie neue Erkenntnisse und neues Wissen im Gebiete der Pharmakodynamik geschaffen? Gräfe erfuhr, daß die Carbo vegetabilis bei der floriden Schwindsucht als heilkräftig sich beweisen soll. Er wollte sich, was billig ist, am Krankenbette davon Ueberzeugung verschaffen und verband das Kohlenpulver mit der Digitalis purp., einem kräftig einwirkenden Arzneikörper, wodurch seine Erfahrung nur getrübt wurde; denn gemischte Arzneien bieten für die reine Arzneimittellehre kein belehrendes Resultat, weil man nie erfährt, welchem Heilkörper der günstige Erfolg zuzurechnen sei; eben so wenig kann man mit Bestimmtheit beim ungünstigen Erfolge über das Unstatthafte eines Arzneikörpers ein bestimmtes Urtheil abgeben, da es bei zusammengesetzten Mitteln immerhin schwer fallen muß, einen Arzneikörper für die Rechnung des andern verantwortlich zu machen, obgleich man willkürlich einem Arzneikörper die Hauptwirkung und den andern nur eine Nebenwirkung zu-

schreibt. Dieser trostlose Zustand zwang Hofrath Girtanner zu dem bittern Geständniß: „Daß der Apparatus medicaminum nichts weiter sei, als eine sorgfältige Sammlung aller Trugschlüsse, welche die Aerzte von jeher gemacht haben, und da die Heilkunde (allöopathische) gar keine festen Principien hat, da es nur wenig sichere, zuverlässige Erfahrungen in derselben giebt, so hat jeder Arzt das Recht, blos seiner eignen Meinung zu folgen. Wo von keinem Wissen die Rede ist, wo nur Alle meinen, da ist eine Meinung so viel werth, als die andere. In der dicken ägyptischen Finsterniß, in welcher die Aerzte herumtappen, ist auch nicht der mindeste Strahl des Lichtes vorhanden, vermöge dessen sie sich orientiren können."

Ganz anders verhält es sich, wenn wir nach den Grundsätzen Hahnemann's mit einfachen Mitteln am Krankenbette nach einem bestimmten naturgemäßen Princip den Heilplan einleiten, wodurch wir unsere Erkenntnisse erweitern und weiteres Wissen schaffen.

§ 46.

Auch die einzelnen Doctrinen, die Arzneimittellehre und die Krankheitslehre der Homöopathie, entwickeln den Charakter einer wahren objectiven und positiven Wissenschaft.

Der wissenschaftliche Charakter der Hahnemann'schen Pharmakodynamik und der Krankheitslehre.

Einfach und prunklos, wie die Wahrheit und Wissenschaft es erheischt, stellte Hahnemann den pharmakodynamischen Grundsatz hin: Im krankhaften Zustande jene Heilmittel in möglichst kleiner Dosis anzuwenden, welche im gesunden Zustande, in großen Dosen gebraucht, ähnliche Erscheinungen hervorbringen. So klar und unverhüllt wir diesen Grundsatz ausgesprochen sehen, so treffen wir doch Männer, die mit falscher Wissenschaftlichkeit und unrühmlicher Selbstüberschätzung sich alle erdenkliche Mühe geben, die klar ausgesprochenen Grundsätze der homöop. Heillehre absichtlich zu verwirren, ja sogar Unwahrheiten unterzulegen suchen. Ein Beispiel dieser Scheinwissenschaftlichkeit lieferte uns in neuester Zeit ein ergrimmter Gegner in der Wiener med. Wochenschrift, Sept. 1855.

Er sagt: „Das oberste Princip lautet: Similia similibus curantur; will sagen: Krankheitssymptome werden durch Mittel entfernt, geheilt, welche im gesunden Zustande dieselben oder ganz ähnliche Symptome zu erzeugen im Stande sind. Eine Hyperämie der Lungen beseitigt man durch ein Mittel, welches im gesunden Menschen eine solche Hyperämie zu erzeugen im Stande ist. Natürlich giebt der Aufsteller des Princips zu, daß dieses Mittel auch im Kranken, im schon mit Lungenhyperämie Behafteten eine Hyperämie bewirken kann. Also ein mit Lungenhyperämie Behafteter soll von ihr befreit, geheilt werden, wenn man den Blutzufluß und dessen Folgen zum Capillarsystem der Lungen noch vermehrt, verdoppelt, so lehrt das homöopathische Princip.“ Um nun unter der falschen Maske der Wissenschaftlichkeit seinen unhaltbaren Scheinangriff fortsetzen zu können, führt er eine sophistische mathematische Formel an, um seinem Gaukelspiel den Schein einer mathematischen Evidenz zu verleihen. Er stützt sich auf die falsche Prämisse, daß die kleine Dosis eine zweite künstliche Hyperämie im Kranken erzeuge. Nun fühlt er sich bestimmt zur Angabe folgender mathematischer Lügenformel: Die erste Hyperämie = b
die künstliche abermals = b
als wäre b + b = b.

So weit die falsche Wissenschaftlichkeit unsers Gegners. Verfolgen wir aber mit wahrem wissenschaftlichen Geiste den tiefen Sinn unseres Heilprincips, so zeigt sich hier eine complette Unbekanntschaft mit der Hahnemann'schen Heillehre und dem polaren Verhalten der Arzneikörper. Denn Hahnemann hat nie gelehrt, jene Mittel anzuwenden, die dieselben oder gleiche Symptome im gesunden Menschen erzeugen. Hahnemann hat nie gelehrt, einen Scharlach etwa durch einen neuen Scharlachstoff, oder etwa eine Hyperämie durch eine neue Hyperämie zu heilen; denn das Paracelsische Princip: Aequalia aequalibus curantur, welches die Grundlage der isopathischen Heillehre bildet, wurde von Hahnemann niemals adoptirt. Es ist aber auch ein unermeßlicher Unterschied zwischen gleich und ähnlich, den unsere Gegner ganz unbeachtet lassen.

§ 47.

Schon die Physik setzt einen Unterschied zwischen gleich und ähnlich.

Schon die Physik trennt mit wissenschaftlicher Schärfe die Begriffe gleich und ähnlich; sie bezeichnet zwei Körper als gleich, wenn sie in den wesentlichen und außerwesentlichen Merkmalen gleich sind; z. B. zwei Stücke hexädrischen Goldes, die, dieselbe Reinheit, Größe und Gewicht haben, kann man für gleich annehmen, wenngleich in der Natur kein Ding dem andern vollkommen gleich ist. Die Aehnlichkeit ist aber zweifach, entweder eine nähere, wo ein Uebereinstimmen in den wesentlichen Merkmalen stattfindet, während die außerwesentlichen Merkmale nicht übereinstimmen. Z. B. eine Silberkugel ist einem Goldhexäder in Beziehung einiger metallischen Eigenschaften ähnlich; hingegen ist ein Hexäder von salzsaurem Natron einem Goldhexäder nur entfernt ähnlich, indem sich nur in den außerwesentlichen Eigenschaften, in der Form eine Uebereinstimmung findet. Eine Wahrheit, die der große Göthe so sinnreich bezeichnete in den Worten: „Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern. Und so deutet der Charakter auf ein geheimes Gesetz.“ Da nun die Belladonna, in einer großen Dosis im gesunden Zustande genommen, Scharlachröthe der Haut (Kopp), Halsentzündung (Orfila), und Kopfeingenommenheit (Christison) erzeugt, Symptome, die wir bei der Scarlatina wieder auffinden, so wenden wir sie mit Beruhigung, ihrer nahen Aehnlichkeit halber, bei der Scharlachkrankheit in möglichst kleinster Gabe an. Die sehr kleine Belladonna-Dosis aber erzeugt eben so wenig einen zweiten Scharlach, als Aconitum eine zweite Hyperämie erzeugt, so daß etwa der Kranke zwei Hyperämien nach dem Ausdrucke unseres Gegners im Leibe hätte; sondern die sehr kleine Dosis Aconitum entfernt die Hyperämie, die Aconitum in großer Dosis annähernd erzeugt, nach dem therapeutischen Heilgesetze der Polarität *).

*) Den Trugschluß, den der Gegner unter dem doctrinären Scheinbilde algebraischer Formel vorträgt, daß $b + b = b$ erscheint, wird um so mehr einleuchtend, wenn man bedenkt, daß die zweite von unserem Gegner erdachte Hyperämie ja nur ein Phantom ist, in der realen Welt

§ 48.

Die Therapie der Homöopathen ist eine empirisch rationelle und kein mechanisches Symptomendecken.

Hahnemann lehrte wohl, man solle nur immer dahin trachten, alle krankhaften Symptome zu entfernen, und man könne dann einer gründlichen Heilung gewiß sein; denn wahr ist es, wo keine Krankheitssymptome da sind, da existirt auch keine Krankheit. Der Sinn des Stifters wurde aus unrichtiger Auffassung gar übel gedeutet, als wäre diese Heilmethode nur eine symptomatische, welche gegen ein oder das andere hervorstechende und belästigende Symptom gerichtet ist; während Hahnemann ja deutlich zur Entfernung aller krankhaften Symptome und somit die Totalität, das gesammte wahrnehmbare Bild eines abnormen Zustandes auszulöschen sucht. Um aber diese Totalität zu erfassen, müssen wir die Individualität des Kranken nach Anlage, Geschlecht, Alter, Temperament, früherer Lebensweise, vorhergegangenen Krankheiten, erblichen Uebeln, so wie die Dauer und Stärke der Krankheit erforschen, und auch die nachweisbaren Ursachen der Krankheit zu ergründen suchen.

§ 49.

Die Therapie und Krankheitslehre der Homöopathen kann eben so wenig der physikalischen Diagnostik und der Physiologie entbehren, als die allöopathische Schule.

Es sind aber auch zur Vervollständigung der Diagnose, um das Krankheitsbild nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft allseitig zu erfassen, die Anwendung der physikalischen Diagnostik, der Auscultation und Percussion, die Fortschritte der Chemie und der Physiologie bei dem homöopathischen Heilverfahren unumgänglich nöthig, die gewiß der Begründer der Homöopathie nicht ausgeschlossen wissen will, da er auf die Erkenntniß aller krankhaften Symptome dringt, gleichviel durch welche Behelfe der Kunst wir sie immerhin erforschen. Fassen wir so den Sinn und Geist der Hahnemann'schen Lehre auf, so wird es

---

gar keinen Boden hat, sie ist = 0, wodurch wir die Formel $b + 0 = 0 + b$ erhalten — wie kindisch, wie erbärmlich!

einleuchtend, wie unbegründet der Vorwurf unserer Gegner ist: daß die Homöopathie das Grab aller Wissenschaften sei. Die auf strengwissenschaftlichem Wege gewonnenen Symptome, sowohl des Arznei- als des Krankheitsbildes, werden genau gewogen, die gewöhnliche Phänomologie und Symptomatologie zur höheren geistigen Stufe erhoben, und dem aus subjectiver und objectiver Auffassung gewonnenen objectiven realen Bilde der Krankheit ein Arzneimittel entgegengestellt, in dessen Wirkungen auf den gesunden Organismus ein der Krankheit nach allen Beziehungen hin ähnliches Bild enthalten ist. Die Therapie und die Arzneimittellehre der Homöopathen stützen ihr Verfahren nicht auf ersonnene Hypothesen, sondern den Anforderungen der Wissenschaft zufolge auf klar erkannte Thatsachen, auf das wahre objective Verhältniß des Heilmittels zur Krankheit, welches ein wahres objectives Wissen schafft. Die Therapie und die Arzneimittellehre der Homöopathen ist also eine rein wissenschaftliche.

§ 50.

Die der Homöopathie gebührende staatliche Stellung.

Das Grundrecht der freien Entwickelung der Wissenschaft und Kunst wird in seinen Consequenzen bei allen gebildeten Nationen als ein unantastbares Gut betrachtet, und die meisten europäischen Staatsregierungen tragen die wachsamste Fürsorge für die Errichtung von Lehrstühlen und öffentlichen Kliniken auf Staatskosten; für die öffentlichen Anstellungen von allöopathischen Aerzten bei den Medicinalbehörden; für die Erhebung der allöop. Heilmethode zum obligaten Studium für Aerzte.

Da wir nun den wissenschaftlichen Charakter der Homöopathie genügend nachgewiesen haben, so können wir uns immerhin der angenehmen Hoffnung hingeben, daß von Seiten der wohlwollenden Behörden unserer Heillehre alle diese wohlthätigen Anordnungen und Bestimmungen zur freien Entwickelung zukommen werden, die sie der Allöopathie als Heilwissenschaft angedeihen lassen.

Drittes Capitel.

§ 51.

Die bestehenden Schulen, die Allöopathen, die Nihilisten, die Physiologiker, die Specifiker und die Rademacherianer, gegenüber den Homöopathen.

Die eigentlichen Allöopathen, die jetzt nur noch Ruinen bilden, die aus einer frühern Zeit noch herüberragen, huldigen dem Galenischen Principe der Entgegensetzung: Contraria contrariis curantur. Dieses unhaltbare Princip ist ein Rudiment der Galenischen Qualitätenlehre und beherrschte durch 14 Jahrhunderte die medicinische Welt; sie fand überall die bereitwilligste Aufnahme und wurde gar bald volksthümlich, denn die leicht faßlichen oberflächlichen Alltagsideen des Gegensatzes wurden gar bald von Jedermann begriffen. Jedermann begreift die nützliche Anwendung von kühlenden Mitteln gegen Hitze, von auflösenden gegen stockende, von einsaugenden Mitteln gegen austretende und von scharfen gegen fade Säfte u. s. w., weil er eine gewisse Zahl von Vergleichungspunkten aus dem Leben dafür hat, wo Gesundheit einen Gegensatz zur Krankheit bildet.

Aber nicht nur das Laienpublikum, sondern auch die Aerzte adoptirten diese bequeme Krankheitslehre, schufen eine Arzneimittellehre einpassend in die pathologische Form, und damit Gegensatz und Kategorie in einem Ausdrucke scharf bezeichnet sei, wurden die Arzneien in ihren vermeintlichen Heiltugenden, in Antispasmodica, Antiphlogistica, Antifebrilia, Antiarthritica, Antirheumatica, Antiscrophulosa abgetheilt. Der Rahmen zum Bilde war, wie Griesselich richtig sagt, fertig, das Bild selbst bedarf aber noch viel des Lichtes; denn man darf sich nur etwas von der verführerischen schimmernden Oberfläche entfernen und mit kritischem Auge etwas mehr in die Tiefe dringen, so dürfte die Seichtigkeit und Bodenlosigkeit dieses Grundsatzes uns

deutlich und klar werden, daß dieses unhaltbare und irrige Princip als Basis einer Pharmakodynamik nicht adoptirt werden kann. Denn, ist es auch wahr, daß man bei der antipathischen Methode in einzelnen Fällen oft glückliche Erfolge erzielen kann, besonders wo die nächste Ursache bekannt ist, so wird doch in einer Menge anderer Fälle der vermeintlichen Grundstörung ein arzneilicher Gegensatz entgegengestellt, der nur in Vermuthungen seine Begründung hat. Der für kühlend gehaltene Salpeter erzeugt in größern Gaben, wie Prof. Jörg zeigte, Magen- und Darmentzündung.

Das für auflösend gehaltene Antimonium erzeugt bei seinem längern Gebrauche Splenisation und Hepatisation der Lunge; unser beruhigendes Opium oder Kirschlorbeerwasser erzeugt in großen Gaben Convulsionen und Raserei. Wenn das kalte Wasser sich gegen äußere Entzündungen sehr oft bewährt, so ist es der durch die Kälte erzeugte höhere Wärmegrad, welcher nach dem Aehnlichkeitsprincipe so wohlthätig auf die Phlogose einwirkt, denn die positive Kälte bringt, wie schon van Helmont bemerkte, einen an Entzündung grenzenden Zustand hervor, deren wesentliche Symptome vermehrte Wärme, Hitze, Schmerz und Fieber sind.

§ 52.

Unzulänglichkeit des Princips: Causam morbi tollere.

Der Grundsatz: die Krankheitsveranlassung zu entfernen, ist der eigentliche Ruhepunkt der alten Schule, worin sie auch ihre Rationalität zu begründen sucht. Es ist unleugbar, daß oft mit der Entfernung der veranlassenden Ursache (Causa occasionalis) auch die Einwirkung auf den Organismus zum Theil oder ganz entfernt wird. Dieses rationelle Verfahren wird unbezweifelt von allen homöopathischen Aerzten streng beachtet, und niemals wird der Homöopath bei einer durch einen Splitter erzeugten traumatischen Entzündung sein Aconit anwenden, bevor nicht der Splitter entfernt wurde. Allein die alte Schule begnügte sich nicht mit der Erforschung der Causa occasionalis, sie will die Causa proxima, das Wesen der Krankheit, deren Erkenntniß oft in einem undurchdringlichen Dunkel liegt, auf

dem Wege der Speculation erforschen, hier verfällt sie in das Labyrinth der Täuschung und Trugschlüsse, wie einst die naturphilosophische Schule; denn „das Wesen der Krankheit läßt sich,“ wie der geniale Krüger-Hansen sagt, „eben so wenig erkennen als das Wesen und der Grund des Lebens, eine Untersuchung darauf hin ist rein metaphysisch und führt den Arzt aus dem Reiche der Wirklichkeit in das der Schatten, mit denen sich viel plaudern läßt, die aber nicht antworten, was doch die Hauptsache wäre.“ Ein unwiderlegbares Beispiel liefert die Cholera, deren Symptome so offen und unverschleiert vor uns da liegen und bei deren Aufsuchung der Causa proxima wir so viele speculative Widersprüche antreffen.

So sucht Goeden das Wesen der Cholera in dem Plexus solaris und coeliacus; Günther in einer consensuellen Reizung des Gehirnsystems; Blacke in einer indirecten Schwäche der Nervenkraft. Und so sind der paradoxen Hypothesen und der vagen Vermuthungen über das Wesen der meisten Krankheitsformen in der alten Schule oft Legion; denn „in das Innere der Natur dringt,“ wie der große Haller oft sagte, „kein erschaffener Geist.“

§ 53.

Die nihilistische Schule.

Die nihilistische Schule verdient gewiß die Achtung eines jeden Menschenfreundes, denn eben dadurch, daß sie den Krankheiten ihren natürlichen Verlauf läßt und jede Schädlichkeit entfernt hält, hat sie trotz ihrer Jugend schon vielen Tausenden das Leben erhalten. Beseelt von dem Grundsatze Ovid's: „Tantum ne noceas cum vis prodesse memento!“ läßt sie z. B. beim Typhus, der Krankheit ihren natürlichen Verlauf, und erzeugt nicht, wie ehemals, durch große Gaben von Moschus und Kampher erectile Geschwüre. Ihre Heilmethode ist die expectative, und sie hat auch große Gründe dafür. Denn wie kann sie mit Beruhigung zur Anwendung von Heilmitteln schreiten, wenn die Koryphäen allöopathischer Schule sich so unumwunden dagegen aussprechen. Man höre einmal einen Boerhave: „Wenn man das Gute, was ein halb Dutzend wahrer Söhne Aeskulaps

seit Entstehung ihrer Kunst auf der Erde gestiftet haben, mit dem Uebel vergleicht, welches die unermeßliche Menge von Aerzten unter dem Menschengeschlechte angerichtet hat, so wird man ohne Zweifel denken, daß es weit vortheilhafter wäre, wenn es nie Aerzte in der Welt gegeben hätte." Man höre nun weiter einen Arzt aus der neuern Zeit, aus der neuern physiologischen Schule, den Prof. Pfeufer (med. Conv.-Blatt 1831) zu München, welcher ungescheuet behauptet: „daß durch die Eingriffe der Aerzte in den Gang der Krankheit weit mehr geschadet als genützt werde." So sprechen sich diese Männer mit Wahrheitsliebe aus, und ihrer Ansichten sind Girtanner, Hecker, Choulant, Rusch und Kieser. Aber auch die klinische Erfahrung spricht zum Vortheil der nihilistischen Heilschule gegenüber der allöopathischen Heilmethode. Professor Dietl giebt an, daß von hundert Lungenentzündungen, welche von ihm mit Aderlässen oder Brechweinstein behandelt worden sind, zwanzig mit dem Tode endigten, während von solchen, wo keine Arznei gereicht und kein Aderlaß gemacht worden war, nur 9 Procent diesen unglücklichen Ausgang nahmen.

Diese angeführten Gründe mögen einigermaßen das Verfahren der nihilistischen Schule rechtfertigen; doch können wir nicht unbedingt dieser Heilweise bei allen Krankheitsformen beipflichten, und wir werden ihr niemals bei den rasch verlaufenden (morbis acutissimis) Krankheiten, bei der häutigen Bräune, bei der asiatischen Cholera das Wort reden; hier heißt es: Zeit verloren, Alles verloren; hier ist ein rasches, doch besonnenes Einschreiten der Kunst eine Lebensfrage, eine indicatio vitalis, und ein Fabius Cunctator würde weder den Anforderungen der Wissenschaft, noch den Anforderungen der Humanität entsprechen.

Aber auch bei einigen chronischen Leiden, z. B. bei der Syphilis, bei der Krätze ist das Einschreiten der Kunst unumgänglich nothwendig. Die Natur thut hier wenig, oder gar nichts — zur Heilung —.

§ 54.

Die specifische Schule. Die Specifiker.

Viele Aerzte neuerer Zeit, dem Theoretisiren wie überhaupt dem anstrengenden Forschen und Nachdenken abhold, suchen durch

specifische Mittel, die, bestimmten Krankheitszuständen gegenüber, diese aufzuheben vermögen, ihre Kranken zu heilen; ihre Praxis ist eine rein empirische, und sie benutzen entweder specifische Mittel gegen gewisse Krankheitsformen (Specifica morborum), wie Mercur. gegen Syphilis, Sulphur. gegen Krätze, Chinin gegen intermittirende Zustände; ein andermal ist die Richtung gegen gewisse Systeme, wie Jod gegen Drüsenleiden, Arsenic. gegen Hautkrankheiten. Die neuere Schule will Specifica gegen bestimmte Krankheitsprocesse kennen gelernt haben, wie z. B. Tartar. emeticus gegen pneumonische und Eisen gegen anämische Zustände. Alles geschieht hier ohne wissenschaftlichen und principiellen Anhaltspunkt, wenn auch anderseits die Heilkraft dieser Mittel nur in dem Aehnlichkeitsprincipe ihre Begründung findet. Diese Schule huldigt mehr oder weniger den Lehren Rademachers.

§ 55.

Die Rademacher'sche Schule.

Die Rademacher'sche Schule erklärt ihre Heilmethode für eine empirische, d. h. auf erfahrungsgemäßes Wissen begründete. Sie unterscheidet dieselbe aber als eine rein empirische zum Unterschiede von der rohen empirischen. Unter der letztern versteht sie das handwerksmäßige Anwenden von Arzneimitteln gegen einzelne Symptome oder Krankheitsformen, ohne weitere Untersuchung ihres ursprünglichen Ausgangspunktes oder des zuerst krank gewordenen Organes; während die rein empirische Heilmethode nicht nur um den Namen der Krankheit, sondern um den ursprünglich erkrankten Theil, um das Organ, wo der Sitz des Uebels ist, sich kümmert. So wird z. B. bei einem Zahnschmerz der Rohempiriker eines von jenen Mitteln, die bei Zahnschmerz empfohlen sind, wählen; der Reinempiriker hingegen wird zu ermitteln suchen, ob das Zahnweh ein rein örtliches Uebel oder ob es etwa durch ein Leiden eines andern Organs, z. B. durch eine Magenstörung — durch eine Störung der Verdauung — bedingt sei, in welchen Fällen „Magenheilmittel" gegen den Zahnschmerz gereicht werden. Diese Auffassungsweise der Krank-

heiten nach den befallenen Organen und nicht nach der Form ist eine rein paracelsische.

Nun argumentirt der Rademacherianer weiter: „Es ist dem Menschen — bis jetzt — und vielleicht für immer schwer, einzusehen, warum und wie grade das Chinin das Wechselfieber und Jod den Kropf heilen; dieses Wissen ist aber für das Heilen unerheblich; denn Erfahrung und Versuche lehren, daß gewisse Mittel auf gewisse Theile des Körpers heilend einwirken; finden wir also einen gewissen Theil krank, so reichen wir das Mittel, von dem wir wissen, daß es eine Heilkraft auf diesen Theil besitzt, und versuchen, ob wir ihn damit heilen können. Es giebt nun aber verschiedene Heilmittel für ein und denselben Theil; ein und derselbe Körpertheil kann auch in verschiedener Weise krank werden, und aus den vorhandenen Krankheitserscheinungen kann man oft nicht mit Sicherheit wissen, welche Art von Erkrankung man vor sich hat, und welches von den auf diesen Körpertheil wirkenden Mitteln also das passendste sei. Da bleibt also nichts übrig, als zu versuchen und zuerst dasjenige von den auf den fraglichen Theil wirkenden Mitteln zu geben, welches am wahrscheinlichsten als das passendste erscheint. Der Rademacherianer erklärt also gleich von vorn herein, daß sein Kuriren zwar ein Probiren sei, aber ein planmäßiges und wohlüberlegtes. Ein Beispiel möge das erläutern. Jemand leidet an einer Leberkrankheit, der Arzt wäre ein Rademacherianer und hätte also ein Leberheilmittel anzuwenden. Es wäre nun aber nicht zu bestimmen, ob Brechnuß, Schellkraut, oder Frauendistel das passende Heilmittel sein werde. Er würde also aus 3 Mitteln zu wählen haben; er wählt Brechnuß, die hilft nicht, es ist also nicht das richtige Mittel. Die Wahl wäre also nun noch zwischen zwei Mitteln; er gebe nun Frauendistel — auch diese heilte nicht. Nun so muß das allein noch übrige Schellkraut das richtigere sein.

Es fehlt also, wie leicht einzusehen, bei der Rademacherschen Methode, die in einem ewigen Probiren besteht, wo und wann ein gewisses Heilmittel anzuwenden sei, der aber jeder sichere und wissenschaftliche Anhaltspunkt für ihr Handeln mangelt, jedes wissenschaftliche Grundprincip, und sie kann eben so wegen ihrer Principienlosigkeit wenig auf wissenschaftliche Berechti-

gung Anspruch machen, als die ehemalige naturphilosophische Schule mit ihrem erträumten Wissen von dem Wesen der Krankheit. — Dies ein Bild der alten orthodoxen Rademacherianer.

§ 56.

Die skeptischen Rademacherianer.

Nichts desto weniger treffen wir in der neuesten Zeit eine Schattirung, die Bernhardi*) als skeptische Rademacherianer bezeichnet, in deren Richtungen wir einen bessern Fortschritt begrüßen können; sie nähern sich den homöopathischen Grundsätzen, wenn auch nicht in ihrer ganzen Reinheit.

Diese Partei erkennt die Lehre Rademacher's an, die Heilkunst blos als eine Erfahrungswissenschaft, als eine empirische Naturwissenschaft aufzufassen, bei der es — wie bei allen Naturwissenschaften — nicht darauf ankommt, a priori zu beweisen, daß ein gewisses Naturgesetz vorhanden sein muß, sondern die gewisse Naturgesetze aus der Naturbeobachtung erkennt und sich daraus die praktische Lehre nimmt, daß wenn ein gewisses Ereigniß 99 Mal die Folge von gewissen Umständen war, im 100sten Falle dieselben Umstände dieselben Folgen haben werden. Deshalb meinen diese Anhänger Rademacher's, wenn wir eine gewisse Krankheit 99 Mal durch ein gewisses Mittel geheilt haben, so geben wir dieses Mittel beim 100sten Mal, wo uns die ähnliche Krankheit vorkommt, wenn wir auch nicht begreifen können, wie und warum dieses Mittel gerade diese Heilwirkung hat. — Diese Logik der Neurademacherianer bringt nur Wahrscheinlichkeitsschlüsse, aber nicht den geringsten Grad von wissenschaftlicher Gewißheit, die den wissenschaftlichen Charakter einer Lehre feststellt, und zeigt eben auch ihre geringe Berechtigung bis jetzt auf Wissenschaftlichkeit. Dessen ungeachtet unterwerfen diese Neurademacherianer die Erfahrungen ihres Meisters einer Kritik, dem gegenwärtigen Stande der medicinischen Wissenschaften gemäß; sie untersuchen, ob nicht da, wo Rademacher zu heilen glaubte, vielleicht nur Selbstheilungen durch den uns

---

*) Ueber die verschiedenen ärztlichen Richtungen. Eilenburg, 1856.

jetzt bekannten natürlichen Verlauf der Krankheit statt hatte; sie benutzen die neuen Wege und Mittel der Krankenuntersuchung, die Rademacher nicht kannte oder nicht übte; sie suchen überhaupt die Heilkunst als selbstständige Naturwissenschaft auszubilden. Zu diesem Zwecke legen sie mehr als Rademacher Werth auf die angestellten Arzneiprüfungen an Gesunden und erkennen an, daß ein Mittel ein Heilmittel sein könne für den erkrankten Theil, auf den es, auch im gesunden Zustande, gewisse Wirkungen äußert. Sie halten aber dieses Verhältniß nicht für durchgehends vorhanden und überhaupt nur ganz im Allgemeinen für wahr, sie nehmen auch die Prüfung der Mittel an Gesunden nicht zum Behufe der Beweisführung für das Aehnlichkeitsprincip, wie die Homöopathen; sondern verlangen den Beweis der Heilkraft eines Mittels durch den Heilerfolg am Kranken.

Das reine, ihnen aufgehende Licht löschen sie gar bald aus,
Denn zu viel Licht brennt die Augen aus. —

§ 57.

Die physiologische Schule.

Diese Schule sucht vorzugsweise die bekannt gewordenen physiologischen und anatomischen Kenntnisse zum Zwecke der Krankenbehandlung zu verwerthen, die Krankenbehandlung nur nach diesem Wissen zu leiten, auf bloße ärztliche Erfahrungen aber legt sie keinen Werth, so lange diese Erfahrung nicht mit dem physiologischen Wissen übereinstimmt und aus demselben erklärt und gerechtfertigt werden kann; sie mag kein Heilmittel reichen, von dem sie nicht zum Voraus weiß, nach welchen physischen, chemischen oder physiologischen Gesetzen es in der betreffenden Krankheit gerade diese oder jene Wirkung äußern müsse. Mit wahrem Feuereifer sucht der physiologische Arzt, welcher die Lebensvorgänge und ihre Gesetzmäßigkeit im menschlichen Körper erforschen will, mit Hülfe der pathologischen Anatomie das aufzufinden, was sich an und auf der Leiche Krankhaftes bietet; er sucht aber auch ferner das, was sich handgreiflich und unbezweifelt bei dem Kranken finden würde, wenn er todt wäre und geöffnet werden könnte, schon bei seinen Lebzeiten festzustellen, indem man bei dem Kranken durch die Auscultation und Percussion der Brustorgane

und des Herzens, durch chemische und mikroskopische Untersuchung der von dem Körper ausgeworfenen Stoffe Schlüsse macht, was in dem noch lebenden Körper vorgehen müsse. Mit solcher lobenswerthen Gründlichkeit wird die Diagnose festgestellt; aber am Krankenbette läßt sowohl die pathologische Anatomie, als die Physiologie oft den Arzt im Stich, denn diese Wissenschaften lehren ihn wohl das erkrankte Organ, also was erkrankte, kennen, aber wie das Kranke nun zu heilen sei, das lehren sie ihn nicht*). Was hilft es, wenn wir noch so genau wissen, welche Texturveränderung eine Krankheit im Organismus hervorbringt; es bleibt uns dennoch ein Geheimniß, auf welche Weise sie hervorgebracht wurde. Aber selbst wenn wir diese Weise kennten, so gestattet es doch keinen Rückschluß auf irgend ein Arzneimittel. Will also der physiologische Arzt nur Heilmittel in Gebrauch nehmen, von denen er weiß, wie und warum sie heilen, so kann er fast kein einziges Heilmittel anwenden. So mißlich steht es im Allgemeinen um seine Therapie.

Jenachdem nun die physiologischen Aerzte mehr oder weniger streng auf ihrem Standpunkte feststehen, jenachdem sie auf jede Heilmaßregel verzichten, die nicht in ihrem anatomischen und physiologischen Wissen begründet ist, gehören sie der einen oder der andern Schattirung dieser Schulen an, die wir unsern Lesern vorführen wollen.

§ 58.

Die Rademacher'schen Parteien.

1. Die Anhänger der exspectativen Behandlung oder Nihilisten, die wir bereits erwähnt haben.

2. Die Unconsequenten; sie suchen mit strenger Wissenschaftlichkeit die Diagnose nach pathologisch-anatomischen und physiologischen Ergebnissen festzustellen; wenn sie aber zur Therapie, zur Krankenbehandlung kommen, zu der von der Pathologie und Phy-

---

*) In scharfen Zügen bezeichnet Dr. Helbig in Dresden die zuwartenden nihilistischen Aerzte: „Ein solcher Arzt spricht nie von Arzneien und Heilen, sondern immer nur von Diagnose und Section; denn der Arzt ist zum Forschen da, der Kranke zum Sterben.“

siologie aus keine haltbare Brücke führt, so überspringen sie die vorhandene Kluft, halten sich an den der Krankheit gegebenen schulgerechten Namen und verordnen die von Alters her gegen die so benannte Krankheit etwa empfohlenen Mittel. Diese bedauernswerthe Richtung treffen wir, wie Dr. Hirschel in seinem klassischen Aufsatze: „Die Physiologiker als Therapeuten" (Zeitschr. f. hom. Kl. 1853) bemerkte, bei einem der achtungswürdigsten Begründer der physiologischen Schule, dem Prof. Wunderlich. Nachdem Prof. Wunderlich in seinem trefflichen Handbuche der Pathologie und Therapie mit Gründlichkeit, Umsicht und Urtheilsschärfe, Alles, was die Physiologie, pathologische Anatomie und die andern Hilfswissenschaften in neuerer Zeit Rühmenswerthes und Vorzügliches geleistet haben, in Beziehung der Diagnose angiebt, so treffen wir ihn in Beziehung der Therapie sich allen Excentricitäten und Ausartungen derselben hingegeben, ja wir treffen die alte Galenische Therapie mit ihren verbrauchten, unbewährten, aber auch heroischen und gefahrbringenden Mitteln. Blutentziehungen, Sturzbad, starke Schwitzkuren, große Dosen von narkotischen Mitteln, Blasenpflaster, Moxen, Elektricität werden hier in frommem Andenken an die gute alte Zeit bei den Physiologikern der Neuzeit, freilich nach Indicationen, empfohlen.

So steht denn die eine Partei aus Mangel an Mittelkenntniß, und auf die Beobachtung der öfter vorkommenden Selbstheilungen beschränkt, auf dem Standpunkte des Nihilismus; die andern, von dem Bedürfniß zum Handeln gedrängt und die Einwirkung von Arzneien beachtend, schreiten gerne therapeutisch ein, sie wissen alle Erfordernisse einer rationellen Therapie — aber es fehlen ihnen die Mittel — und, was noch mehr ist, ein leitendes Princip für die Mittelwahl; darum träumen sie sich rationelle Grundsätze aus, die Fictionen sind, und wirken darnach mit Processen, die zu der Krankheit in entfernten Beziehungen stehen. Die That bleibt bei ihnen hinter den Gedanken zurück, und ihre Praxis theilt alle Schwächen, alle Nachtheile, alle Gefahren einer principlosen und subjectiven Therapie. Wir Homöopathen haben dagegen unser objectives Krankheitsbild, welches uns mit dem Complex der zu einem diagnosticirten Ganzen verbundenen Symptome, des Fingirens von Anzeigen überhebt; wir haben

unsere objectiv feststehende und physiologisch erforschte Kenntniß von der Wirkung der einzelnen Mittel, und sind vermöge des Aehnlichkeitsgrundsatzes bereits im Besitze der Specifica, welche die vernünftigen und strebsamen Anhänger der alten Praxis als das Ziel aller Therapie bezeichnen. Daher treffen wir auch nicht so viel der Mißvergnügten und der Unzufriedenen mit ihrer ärztlichen Kunst in unserem kleinen homöopathischen Reiche, als in dem großen Lager der alten Schule, die der Boden- und Principienlosigkeit ihres sturzreifen Gebäudes doch einmal recht überdrüssig sind*). In der homöopathischen Praxis sind alle Aerzte einig, eine Idee, ein Princip, eine anerkannte Wahrheit hält die nahen und entfernten in engem, unzertrennlichem Bunde zusammen, und sie bauen alle rüstig und einmüthig an ihrer vom Meister überkommenen Wissenschaft zu ihrem eigenen und der gesammten Menschheit Heile und Vollendung weiter. So dringt die Wahrheit, wenn auch oft schwierig, überall durch, und es ist gewiß für die homöopathische Heillehre eben so erfreulich als ehrend, daß in der neuesten Zeit achtbare Elemente der physiologischen Schule, unter denen wir vorzüglich Prof. Hoppe in Basel anführen, die Wahrheit unseres Heilprincips ungescheuet anerkennen.

§ 59.

Die physiologische Schule muß mit der homöopathischen Therapie Hand in Hand gehen, wenn ein rationelles Heilverfahren eingeleitet werden soll.

Daß die physiologische Schule nur durch den engen Anschluß an die homöopathische Therapie gedeihlich und brauchbar für die ärztliche Praxis werden kann, stellt Dr. Arnold (Homöop. Vierteljahrsschrift von Müller und Meyer, V. Jahrg. 2. Heft, S. 168) in überzeugender Weise in folgenden Worten dar: „Gerade für die Wahl des Eigenmittels ist es wichtig, jedes Symptom, wenn es

---

*) Dr. Schulz-Schulzenstein sagt: „Die physiologische Medicin ist nichts als Jatrochemie. Sie unterscheidet nicht Leben und Tod; ihr sind Leichen und Leben der Menschen einerlei. Der Therapie dieser Medicin ist Nichts genügend. Sie ist eine Wissenschaft, die man um ihrer selbst willen, nicht zum Zweck der Heilung von Kranken studiren kann.“

auch den Physiologen unbedeutend erscheint, oder unklar ist, zu beachten, da davon oft die rechte Wahl des Mittels abhängt. So haben die Krähenaugen (Nuces vom.) das Eigenthümliche, daß viele Symptome, die durch sie hervorgerufen werden, des Morgens nach dem Erwachen sich einstellen, oder an Stärke zunehmen, manche sich vorzüglich nach Tische entwickeln, einige bei Bewegung im Freien, mehre bei angestrengter geistiger Thätigkeit sich vermehren. Diese für die Wahl zum Heilbehufe werthvollen Eigenthümlichkeiten lassen sich bis jetzt physiologisch nicht deuten; dagegen findet die Empfindlichkeit bei Berührung darin ihre Erklärung, daß diese Samen, in Folge ihrer vorzugsweisen Wirkung auf das verlängerte Mark, die Reizempfänglichkeit des Nervensystems für äußere Eindrücke, welche die Haut treffen, steigern, was eine der wesentlichen Wirkungen dieses Mittels ist. Der Praktiker, der durch physiologisch nicht gedeutete Erscheinungen bei der Mittelwahl nie sicher geleitet wird, darf deshalb die physiologische Analyse des Krankseins und der Mittelwirkung nicht verwerfen (nur muß er dabei an dem objectiv-realen Symptomenbilde festhalten); anderseits ist es von großem Nachtheile, wenn physiologische Aerzte auf ihre Wissenschaftlichkeit so stolz sind, daß sie rein empirische Indicien von der Hand weisen." „Der Arzt würde sich," sagt er weiter, „um viele werthvolle Thatsachen bringen, der nur physiologisch erläuterte und nur aufgeklärte Erfahrungen für seine Kunstheilungen annehmen und benützen wollte." Eben so trefflich sagt er an einem andern Orte: „Man darf sich nicht mit den allgemein üblichen Bezeichnungen begnügen, man muß näher in die Besonderheit des krankhaften Zustandes eingehen. Wie verschieden sind die Zustände, welche man unter dem Namen „Lungenentzündung" zusammenzufassen pflegt, die aber näher unterschieden werden müssen, um je nach Verhältnissen in Aconit., Bryonia, Nitrum, Tartarus emeticus, Phosphor., Rhus, Belladonna, Hyoscyamus und China das entsprechende Heilmittel zu finden; denn es genügt dem physiologischen Arzte nicht, zu wissen, daß Aconit., Phosphor. und mehrere andere Mittel Erscheinungen am lebenden Organismus bewirken, welche denen ähnlich sind, die man in vielen Fällen von Lungenentzündung beobachtet, und daß sie da oft ihre Heilkraft bewiesen haben; wir

müssen auch die Ueberzeugung erlangen, daß sie Hyperämie und Blutstase in den Lungen zu erzeugen vermögen; wir müssen ferner die Veränderungen zu ermitteln suchen, welche sie sonst im Organismus an festen und flüssigen Theilen bewirken können.“ So spricht sich ein Mann über das Zustandekommen einer physiologisch homöopathischen Therapie aus, der als Physiolog und homöopathischer Arzt gleich ausgezeichnet ist.

§ 60.

Die statistische Schule.

Die Statistiker halten die sogenannten Heilindicationen für unbrauchbar für die Praxis und stellen als obersten Grundsatz auf, daß der Arzt sich ohne theoretische Speculationen an die Mittel halten solle, welche sich in der Praxis am besten als brauchbar bewähren; nur statistische Ausweise können, ihren Grundsätzen nach, über die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit eines Mittels in dieser oder jener Krankheit entscheiden. Der einzige Weg, auf dem das Feststellen von specifischen Mitteln gefunden werden kann, ist, nach ihrer Ansicht, die Association vieler Aerzte, namentlich Hospitalärzte, welche nach und nach die verschiedenen Mittel bei den verschiedenen Krankheiten durchprobiren. Der Zufall, der hier das Beste thun muß, ist hier der Leitstern; von einem durchgreifenden Principe ist hier nicht die Rede, und doch nennt diese Schule ihre Therapie eine wissenschaftliche.

§ 61.

Dr. Garms' neuer Heilweg.

Nach Dr. Garms (Eröffnung eines neuen Weges zur sichern Indication der Arzneimittel, Bd. 1, S. 140, 1852) soll nämlich eine Krankheit stets durch dasjenige Mittel heilbar sein, welches als chemisches Gegengift bekannt sei gegen das Gift, welches der fraglichen Krankheit ähnliche Zufälle erzeuge, z. B. Arsenik erzeugt Erscheinungen, die der Cholera höchst ähnlich sind; das beste Gegengift aber gegen Arsenik ist Eisen, folglich ist auch das beste Heilmittel gegen die Cholera das Eisen. Es müßte aber auch die Magnesia, welche nach Duflos ein treffliches Antidot des Arsenik ist, sich diesem Principe nach gegen die Cholera als

Heilmittel bewähren, was aber den Erfahrungen der Praktiker widerspricht. Dr. Garms gründete seine Lehre auf das unhaltbare Princip: Contraria Contrariis, daher sie auch nur ein ephemeres Leben gewinnen konnte.

§ 62.

Die Vorzüge der homöopathischen Schule.

Nachdem wir nun die Vorgänge der vorzüglichsten medicinischen Schulen der Neuzeit in ihren verschiedenen Richtungen kennen gelernt haben, dürfte es uns nicht schwer fallen, die Vorzüge der homöopathischen Schule vor den andern Heilmethoden den Lesern klar und anschaulich zu machen:

1. Die Heilung der Krankheiten wird durch ein durch die Erfahrung allseitig erprobtes Princip geleitet; und trifft es sich auch zuweilen, daß wegen obwaltender Schwierigkeiten der Feststellung des Krankheitsbildes einerseits, und des Mittelbildes anderseits die Mittelwahl oft sehr erschwert wird, so sind wir doch keineswegs berechtigt, auf die Unzulänglichkeit (Insufficienz) des Aehnlichkeitsgrundsatzes zu schließen, der sich in allen Fällen, wo beide Bilder vollkommen organisch geschaffen werden können, auf das Schlagendste bestätigt, wo freilich die allüberall individuell ausgeprägten Bilder hierzu erforderlich werden.

2. Können manche Krankheiten nur auf homöopathischem Wege geheilt werden. Belege hierfür liefert der Hofrath Rau in seinen Beiträgen zur homöopathischen Heilkunst, Gießen 1834. Er sagt: „Gar nicht selten kommen Fälle vor, wo die entzündliche Reizung eines Organs nach den Grundsätzen anderer Schulen eine Blutentziehung zu indiciren scheint, wo aber eine Nervenschwäche — wie z. B. beim Pneumotyphus — als Gegenanzeige auftritt. Hier steht Herkules am Scheidewege. Der Homöopathiker geräth nicht in ein verzweiflungsvolles Dilemma, weil er aus Erfahrung Mittel kennt, die die entzündliche Reizung auch heilen, ohne eine lebensschwächende Nachwirkung der angewandten Heilmittel befürchten zu müssen.“ „Um nur noch einen ähnlichen Fall anzuführen,“ sagt er weiter, „erinnere ich an die nicht selten zu Entzündungskrankheiten sich gesellenden Bauchflüsse, welche zwar den Erethismus des Gefäßsystems

antagonistisch herabstimmen, aber auch oft so bedeutend sind, daß sie zu wahrer Erschöpfung führen. Man darf sie daher wohl nicht sich selbst überlassen, stillt man sie aber mit zusammenziehenden Mitteln, oder wohl gar mit Opium, so steigert man wieder die Entzündung und geräth von der Scilla in die Charybdis, während der homöopathische Arzt doch ein Mittel findet, welches nicht nur die inflammatorischen Zufälle, sondern auch den Durchfall entfernt, und er wird nicht selten Pulsatilla, Arnica, Nux vom., Mercur. sublim. u. m. a. geeignet finden, die diesem Heilzwecke entsprechen."

3. Leistet die Homöopathie außerordentlichen Vortheil in der Kinderpraxis, indem die Mittel ohne allen üblen Geschmack sind und keinen Ekel erregen. Auch werden die Arzneimittel nicht in so großen Flaschen verabreicht, zum Schrecken mancher Kranken. Es wird also auch die annehmbare Form, das Jucunde, auf welches schon Celsus einen hohen Werth legte, unbeschadet der Heilwirkung, in gebührende Rücksicht genommen.

4. Hat man bei der homöopathischen Behandlung oft die Freude, zu sehen, daß die Herstellung auf die sanfteste und schnellste Weise (cito) zu Stande kommt. Die Natur wird in acuten Krankheiten meist des Kampfes heftiger Reactionen ganz überhoben und der oft sehr beängstigende Aufruhr, den man als kritische Perturbation bezeichnet, wird entweder ganz vermieden, oder wenigstens in hohem Grade beschränkt. Oft gelingt es uns, bei acuten Krankheiten den Verlauf abzukürzen, die Krankheit zu coupiren, und in jenen Fällen, wo der Verlauf nicht mehr abgekürzt werden kann, weil der Krankheitsproceß zu weit vorgeschritten ist, erscheinen die Krisen aber meistens ohne Sturm und Tumult, sie haben mehr den Charakter der Lysen, wobei die Reconvalescenz leichter und schneller von Statten geht, und von langwierigen Nachkuren ist hier gar keine Rede.

5. Treffen wir bei der homöopathischen Behandlung, wo nur sehr zarte kleine atomistische Gaben gereicht werden, keine Arzneikrankheiten, die eigentlich unabsichtliche Vergiftungen sind, welche aber bei der Darreichung großer Dosen, wie es bei den nichthomöopathischen Aerzten der Fall ist, erfolgen. Die Homöopathie kennt kein Chinasiechthum, keine Mercurialkrankheit,

keine Idiosynkrasie; Leiden, von denen der erkrankte Organismus sich oft nur mit Mühe, oft aber auch sich gar nicht erholt.

6. Ist die homöop. Behandlung nur mit geringen Kosten und Auslagen verbunden. Man braucht, wie Dr. Osterrieder (Quaestio inauguralis über den Geist und Sinn des Hahnemann'schen Heilprincips ꝛc. Augsburg, 1838) richtig bemerkt, bei der homöopath. Dispensation keine arme und reiche Pharmakopöe, d. h. dem Armen kann man dasselbe Arzneimittel reichen, wie dem Reichen, ohne besondere Rücksichtsnahme auf den Kostenaufwand. Prof. Buchner erzählt in seinem trefflichen Schreiben an den kön. bayer. Kriegsminister (Leipzig, 1853), daß ein wahrheitsliebender Sachverständiger in Sachsen eine vergleichende Uebersicht des Kostenbetrages für die ärztliche Pflege in einer homöopathischen und allöopathischen Heilanstalt machte, er wählte zu diesem Behufe 600 Mann sächsische Cavallerie aus, unter dieser Mannschaft waren in $\frac{3}{4}$ Jahren 213 Mann erkrankt. Die Gesammtkosten für Arzneien beliefen sich auf 304 Thaler 2 Sgr. Nun wurde nachgewiesen, daß wenn diese 600 Mann homöopathisch behandelt worden wären, so hätten sich die Arzneikosten höchstens auf 4 Thaler belaufen. Aber auch für die Veterinärpraxis bei der homöopathischen Behandlung unserer Hausthiere können bedeutende Summen erspart werden. Die Zeitschrift: „Volksblätter für homöopathisches Heilverfahren, Sondershausen, April 1858", weist statistisch nach, welch enorme Summen durch die allgemeine Einführung der Homöopathie bei allen Cavallerie-Regimentern dem Staate erhalten werden könnten, in folgender Erzählung: „Der Gutsbesitzer Weißenborn zu Eberstädt bei Gotha erstand ein fünfjähriges, wegen einer enormen Kniegeschwulst ausrangirtes Remontepferd, einen zum Officier-Chargepferd bestimmten, ausgezeichnet schönen Rappen, in der Auction für 5 Thaler. Nach nicht ganz 3 Monaten war das Thier durch Pulsatilla und Sulphur vollkommen geheilt und wurde später an den herzogl. Marstall zu Gotha um einen hohen Preis verkauft." Diese allseitigen wichtigen Vortheile, die die Homöopathie für die Wissenschaft, für die Kunst und für das Leben bietet, dürften unbezweifelt von den denkenden und wahrheitsliebenden Aerzten nimmermehr unbeachtet bleiben.

Viertes Capitel.

§ 63.

Die Wirkungsfähigkeit der kleinen Arzneigaben.

Ein frohes Hoch dem unsichtbaren Geist,
Dem heilenden, der durch die Schöpfung kreist,
In Pflanzen, Erden und Metallen ist,
Und den man nicht mit Loth und Pfunden mißt.
Kerner.

Wenn die größeren Volksmassen und Menschen aus wenig unterrichteten Kreisen mehr der Quantität einer Arzneisubstanz, als der Qualität derselben eine vorzugsweise Heilkraft einräumen, wird wohl Niemand sich wundern; unbegreiflich bleibt es aber, wenn Männer von Unterricht, Bildung und Gelehrsamkeit, wenn Männer, denen die physikalischen, chemischen und physiologischen Wissenschaften nicht fremd bleiben konnten, mit dem Trugschlusse von den Massen der Körper auf ihre Wirksamkeit sich täuschen, und Ansichten huldigen, die wohl einem speculativen, aber nicht objectiv-wissenschaftlichen Zeitalter angehören. Ist es ja ein allgemeines Naturgesetz, daß die thätigeren Kräfte nicht zunächst und innigst an die größern Massen, sondern an die kleinsten Körpertheilchen sich anknüpfen, und die organischen Urtheilchen — molécules organiques, wie Büffon sie nannte — bilden den Grundstoff der gesammten Thier- und Pflanzenwelt.

Eine alltägliche Erscheinung: das Wasser zeigt zur Genüge die Vervielfältigung der Kräfte mit der fortschreitenden Trennung und dem Freiwerden der kleinsten Bestandtheile. Durch die Kälte zu einem festen Körper verdichtet, äußert es seine Wirkung nur als bloßes Gewicht; aber in seiner flüssigen Gestalt erweckt und nährt es jeden Keim des Lebens, zu Dämpfen aber verflüchtigt, überwindet die Ausdehnungskraft einiger Tropfen den mächtigsten Widerstand.

Diesen gelehrten Zweiflern, die Göthe in folgenden scharf markirten Worten bezeichnet:

Daran erkenn' ich euch, gelehrte Herrn,
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, meint ihr, gelte nicht.

wollen wir auf dem Wege der ähnlichen Thatsachen, aus dem Gebiete der Naturhistorik, aus dem Bereiche der Physiologie, Pathologie, Physik, Chemie und Mikroskopie vorführen, um nur annäherungsweise eine Erklärung zu schaffen. Ueber das Wie der Wirkung höchst verkleinerter Arzneitheilchen können wir nur dann Aufschluß geben, wenn uns die Physik das Wie der Wirkung des Magnetes auf das Eisen, des Nordpols auf die Magnetnadel; die Chemiker das Wie und Warum der verschiedenen Krystallisationsformen isomerischer Stoffe, und die Physiologen das Geheimniß der Zeugung anschaulich machen. Bis dahin sei es uns gestattet, gleich ihnen, unleugbare Thatsachen als wahr anzunehmen, wenn dieselben auch einer anschaulichen Erklärung bisher unzugänglich waren; denn wir mögen, sagt Berzelius, mit unsern Kenntnissen noch so sehr fortschreiten, so werden wir immer doch auf das Unbegreifliche stoßen.

A. Argumente für die Wirkungsfähigkeit kleiner Arzneigaben aus der Physiologie.

§ 64.

Panizza's Versuche.

Panizza machte im Jahre 1843 Versuche über die Resorption (Bart. Panizza dello absorbimento venoso Milano); sie haben ihm das Ergebniß geliefert, daß die Absorption um so leichter vor sich geht, je löslicher, vertheilter und assimilirbarer die Stoffe sind, daß daher wiederholte kleine, vertheilte und lösliche Gaben der Arzneien wirksamer sind, als große Gaben, welche bei unlöslichen Stoffen mit den Excrementen abgehen.

Die bekannte vorzügliche Wirksamkeit der China und des Rhabarbers in England verdanken diesen Vorzug nicht, wie man einst glaubte, einer sorgsamern Auswahl dieser Arzneistoffe, sondern einzig und allein entsteht die Steigerung ihrer Kraft dadurch, daß die Maschinen eine vollkommenere Verarbeitung und Zertheilung derselben bewerkstelligen, als die bloße Handarbeit in unsern Apotheken vermag.

Vom Golde hat schon lange vor Hahnemann Chrestien zu Montpellier die Erfahrung gemacht, daß es in Salzsäure aufgelöst bei weitem nicht die guten Dienste leistet, als wie im einfachen metallischen Zustande, in wie möglich fein zerriebenem Staub.

Die Oxalsäure tödtet nach Coindet in sehr verdünntem Zustande schnell, weil sie leicht resorbirt wird. In concentrirten Lösungen erzeugt sie ohne Resorption Magenentzündung und tödtet erst in Folge dieser. Dasselbe findet bei Arsenik statt.

Bei dem Gebrauche homöopathischer Mittel kann aber die Resorption derselben um so freier und ungehinderter von Statten gehen, als das Mikroskop es nachweiset (Mayerhofer), daß der Durchmesser eines kleinen Metallstäubchens $\frac{1}{1200}$ bis $\frac{1}{2000}$ Linie beträgt, so daß der kubische Inhalt eines Metallkügelchens wenigstens 64 Mal kleiner, als der eines Menschenblutkügelchens ist. Die fein vertheilten Arzneitheilchen können bis in die innersten Gewebe dringen und auf die eigentlichen Brennpunkte ihre Einwirkung ausüben.

§ 65.

Spallanzani's Versuche.

Dieser unermüdliche Naturforscher ließ einen Tropfen Froschsamen auf eine Lage Schleim fallen, die einen Zoll hoch über 50 übereinander gelegten Froscheiern angehäuft war, und der Samen wirkte befruchtend auf alle Eier; später 3 Gran Samen mit 22 Pfund Wasser verdünnt, hatten noch dieselbe Wirkung. Es ist aber berechnet worden, daß ein befruchtendes Samentheilchen $\frac{1}{2,994,687,500}$ eines Granes wog, also der 42,240ste Theil eines Grans (3 Gr. auf 22 Pf.) hatte noch Befruchtungskraft.

Arnold ging in dem Versuche noch weiter, machte seine Verdünnungen nach der Centesimalskala, und es geht aus seinen Ver-

suchen hervor, daß der millionste Theil (die 3te Verdünnung) noch befruchtend war. Was aber Leben erregen kann, kann auch Leben erhalten.

§ 66.

Beispiele aus der Pflanzenphysiologie.

Auch die Pflanzenphysiologie lehrt, daß die kleinsten unsichtbaren Atome von ungeheurer Wirkung auf das Pflanzenleben sind. Turner (Edinburgh Med. et Jurg. Journ. Bd 28) verdünnte $\frac{1}{10}$ Cubikzoll Chlorgas mit 20,000 Volumen atmosphärischer Luft, so daß die Nase keinen Geruch mehr empfand, und doch runzelten sich die Blätter aller dieser Luft ausgesetzten Pflanzen und verloren ihre Vitalität. Die weibliche Palme im Jardin des plantes zu Paris wurde von dem in einem ganz andern Stadtviertel blühenden einzigen männlichen Stocke ohne alles Zuthun der Kunst befruchtet. (Griesselich, Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen, 1832.)

Leuchs (Allg. Anzeiger der Deutschen, 1829) fand, daß Erbsen, welche in einer Auflösung des weinsteinsauren Quecksilbers eingeweicht worden waren, die Keimkraft verloren hatten, und zwar war diese Auflösung so verdünnt, daß nur der 10,240ste Theil eines Grans Quecksilber auf eine Erbse kam. Nach Kölreuter werden bei der Vanille bis 800 Bläschen durch eine einzige Anthere befruchtet.

§ 67.

Ein ferneres physiologisches Argument giebt der Geruchssinn.

Wir sprechen nicht von dem Hunde, der auch in stockfinsterer Nacht nach mehrstündigem Zwischenraum den von seinem Herrn betretenen Weg durch den Geruch, durch die besondere Ausdünstung desselben wiederfindet; sondern von Menschen, deren Geruchssinn außerordentlich perfectionirt ist, wir sprechen von den Chinesen, welche mittelst des Geruches jede noch so kleine Verunreinigung oder Verfälschung des Goldes mit Kupfer gleichsam herausriechen, wir sprechen von jenem Indianer, von welchem Rau erzählt (Beiträge zur hom. Heilkunst, S. 172), daß er ein in den Wäldern verloren gegangenes Kind finden konnte, nachdem er an den Kleidern gerochen hatte, welche von dem Kinde

zurückgelassen worden waren. Nun fragen wir, wie schwer mag wohl der Stoff sein, der von der Klaue des Wildes, von der Schuhsohle des Menschen auf der Erde zurückgelassen wird? Wie viel mag davon zu den Geruchsnerven des Indianers oder des nacheilenden Hundes gelangen?

Dr. Mosthaff (Die Homöopathie in ihrer Bedeutung rc. Heidelberg, 1843) erzählt, daß der Medicinalrath Wiedemann einen alten Trinkbecher besaß, den er vor 30 Jahren zum Geschenk von einem Geistlichen bekommen, in dessen Besitz er 40 Jahre lang gewesen. Während dieser Zeit ist nie ein Gran Moschus in den Becher gekommen, und doch verbreitet derselbe noch immer den stärksten Moschusgeruch.

Aus den einstigen Gemächern der Kaiserin Josephine gelang es bis zur Stunde noch nicht, den Moschusgeruch zu vertreiben, ohngeachtet man wiederholt die Böden aufreißen, die Wände frisch bewerfen und übertünchen ließ. Dr. J. O. Müller in Wien zeigte, daß, wenn ein Gran Moschus in 320 Quadrillionen Aggregattheilchen aufgelöst wird, jedes einzelne noch durch den Geruch bemerkbar wird. Die Rosmarinstaude von der Provence riecht man 20 Meilen weit auf der See. Endlich können wir nicht umhin zu zeigen, welche positive Wirkungen oft unendlich kleine Gaben auf den Geruchssinn jener Menschen haben, die durch Entziehung erregender Einflüsse in einem Zustande erhöhter Erregbarkeit sich befinden. Ein sehr bemerkenswerthes Beispiel der Art liegt in Caspar Hauser vor. Versuche, welche Professor Daumer und Dr. Preu zu Nürnberg an diesem Findling mit verschiedenen Arzneien anstellten, beweisen dessen Empfänglichkeit für die höheren Verdünnungen der Arzneien. Viele Mittel wirkten in der 30sten Verdünnung noch so mächtig auf ihn ein, daß schon das Riechen an einem Gläschen, welches ein Streukügelchen derselben enthielt, eine zum Theil nicht unbedeutende Anzahl von Symptomen hervorrief, die auch größtentheils bei Prüfung von Arzneien an Gesunden mit stärkern Gaben beobachtet wurden. (G. Fr. Daumer's Mittheilungen über Caspar Hauser. Nürnberg, 1832. Dr. Preu: „Der Findling Caspar Hauser und dessen außerordentliches Verhältniß zu homöopathischen Arzneistoffen.“ Archiv, Bd. XI. Heft 3.)

§ 68.

Auch auf das Sehorgan bringen kleine Gaben größere Wirkungen hervor, als große.

Dr. Mosthaff machte, um über die Wirkung kleiner Dosen zu einem objectiven Resultate zu gelangen, im Sommer 1838 Versuche mit Hyoscyamin an seinem eigenen Auge und an dem Auge des Dr. D.... Im Monat Juni wurde 1 Gr. Hyoscyamin aus dem chemischen Laboratorium des Herrn Hofrath Buchner in 80 Tropfen Weingeist aufgelöst. Dr. D.... und Mosthaff brachten jeder einen Tropfen davon ins rechte Auge, worauf wohl ein Hervorragen der Iris in die vordere Augenkammer zu bemerken war; aber es kam durchaus zu keiner deutlichen Erweiterung der Pupille. Nun wurden mehrere Versuche mit hohen Verdünnungen mit der 3ten bis zur 7ten Dilution angestellt, und es ergab sich das merkwürdige Resultat, daß, während ein Tropfen der ersten Verdünnung gar keine Wirkung äußerte, zeigte sich bei der sechsten Verdünnung eine starke Erweiterung der Pupille, die 27 Stunden anhielt. Bei diesen lehrreichen Versuchen ergab sich noch das Merkwürdige, daß von diesen kleinen Gaben Hyoscyamin eine lang andauernde Trübung des rechten Auges zurückblieb; ein dunkler Fleck vor dem Auge, welcher das Lesen hinderlich machte, hielt $\frac{3}{4}$ Jahre hindurch an, trotz dem, daß Dr. Mosthaff während der ganzen Versuchszeit Wein, Kaffee u. s. w. ohne alle Einschränkung genoß. So wirkt das specifische Mittel, wenn es den rechten Brennpunkt des Krankheitsherdes trifft; seine Einwirkung ist eben so unverlöschbar, als jene des uns zusagenden Freundes, für den Liebe und Hingebung tiefe Wurzel in unserm Herzen geschlagen, den auch kein schädliches Moment so leichten Kaufes aus unserem Gemüthe treiben wird.

Diese Versuche sprechen, wie wir glauben, deutlich genug für die Wirkungsfähigkeit kleiner Dosen; wenn aber andere Physiologen glauben, daß wir keine Gründe für die Annahme haben, daß andere Nerven eben so empfänglich für zarte Eindrücke wären, wie die Sinnesnerven; so entgegnen wir hierauf, daß, zugegeben, es käme den Sinnesnerven allein eine so große Empfindlichkeit zu, unsere Mittel bei der Art, wie wir sie einverleiben, immer mit den Sinnesnerven in Contact kommen. Denn es ist in der That nicht

gleichgiltig, welche Atria und Eingangsstellen wir bei der Einverleibung eines Arzneikörpers im Organismus wählen. Dr. Wardrop theilte der Medical Society zu London seine Bemerkung mit über die Vortheile, die man dadurch erreicht, daß man Arzneimittel, statt sie in den Magen einzuführen, von der Zunge absorbiren läßt. Er weiset es aus der Structur der Zunge nach, daß durch absorbirende Gefäße dieses Organs die Arzneistoffe direct in das Venenblut eingeführt werden, während sie vom Magen aus auf einem großen Umwege und mit vielen Säften vermischt in die Circulation gelangen, auch wohl unverändert durch den After abgehen. So kann man z. B. einen Speichelfluß mit $\frac{1}{12}$ Gran Calomel, wenn man es von der Zunge absorbiren läßt, weit schneller bewirken, als wie durch mehrere Grane in den Magen gebracht. (Zeitschrift für Natur- und Heilkunde in Ungarn. December, 1852.)

Da wir nun bei der Darreichung unserer Arzneidosen zuvörderst die absorbirenden Gefäße der Zunge und die höchst sensiblen Nerven derselben afficiren, so dürfte es einleuchtend werden, wie kleine Arzneidosen große Heilwirkungen hervorbringen können.

§ 69.

Die Contagien und Miasmen sprechen für die kleinen Dosen.

Richten wir einmal unsere Aufmerksamkeit auf die Contagien, und es drängt sich uns unwillkürlich mit Haas die Frage auf: Wer kann den Ansteckungsstoff, der an dem von einem viele hundert Meilen entfernten Lande, wo eben die Pestkrankheit herrscht, kommenden Brief haftet, wahrnehmen? Und dennoch müssen wir das Dasein und die Wirkung jener unseh- und unwägbaren Ansteckungsstoffe erkennen und empfinden. Wie ungemein klein, sagt Carl Vogt (Physiologische Briefe, Seite 52, 1854), ist jene Menge von Kuhpockengift, welche beim Impfen in die Blutmasse gebracht wird, wie gering und verschwindend klein ist nicht dieser eingebrachte Stoff und die dadurch bewirkte Veränderung der Blutmasse so unbedeutend, daß weder Mikroskop, noch chemisches Reagens bis jetzt darüber haben Auskunft geben können, und doch die Revolution im Organismus so heftig; und gerade die Arzneikräfte der Heilstoffe sollen meß- und wägbar sein? Es lie-

gen Facta vor, welche darthun, daß sowohl Krankheitsstoffe als Heilmittel durch Imponderabilien, durch Elektricität und Galvanismus sich übertragen lassen.

Hodgkin vaccinirte ein Kind auf die gewöhnliche Weise. Als die Kuhpocken am achten Tage zum Weiterimpfen geschickt waren, eröffnete er eine Pustel, setzte nun den Vaccinirten aufs Isolatorium, machte einem noch nicht vaccinirten Kinde mit einer neuen, durchaus nicht mit Schutzpockenlymphe versehenen Lanzette eine kleine Stichwunde in den Oberarm und applicirte dann einen vier Zoll langen, in einer Glasröhre befindlichen Draht so zwischen beiden Individuen, daß das eine Ende des Drahtes in die geöffnete Kuhpocke, das andere in die Stichwunde des nicht auf dem Isolatorium sich befindenden Kindes zu stehen kam. Nun wurde die Elektrisirmaschine 8 Minuten lang in Bewegung gesetzt, und es fand vollkommene Vaccination mit regelmäßigem Verlaufe der Kuhpocken statt. Ein zweites Experiment lehrt deutlich, daß auch Heilmittel mittelst der Voltasäule in den Körper übertragen werden können. Legt man z. B. auf den einen Arm eines Menschen eine mit Solutio Kali hydrojodici, auf den andern Arm aber eine mit Stärkemehl angefeuchtete Compresse und schließt die galvanische Kette, so wird das Stärkemehl blau werden; ein Beweis, daß das Jodkalium sich zersetzt hat und durch den Körper gegangen ist; ein Beweis für die Wirkungsfähigkeit von Stoffen, welche weder wägbar noch zählbar sind; ein Beweis, daß die Kraft nicht an Zahl und Gewicht gebunden ist, denn warum sollte der menschliche Körper weniger empfindlich sein, als Repsold's Waage, welche $\frac{1}{1000}$ eines Granes sichtbar angiebt.

§ 70.

Schließlich dienen die Idiosynkrasien als physiologisches Argument für die Wirkungsfähigkeit kleiner Dosen.

Bekanntlich tritt oft unter dem Bilde der Idiosynkrasie eine gewisse Empfindlichkeit gegen gewisse äußere Reize hervor, wobei der Organismus sich in einer besondern Stimmung befindet, so daß selbst die unbedeutendsten Reize ungewöhnliche, starke, ja selbst heftige Reactionen hervorrufen.

Tissot erzählt von einem seiner Freunde, daß er von der kleinsten Quantität Zucker erbrechen mußte; Dejan gedenkt eines Mannes, bei dem der Honig wie ein Gift wirkte, man mochte ihn innerlich geben oder auf die Haut bringen; Whytt behandelte eine Frau, der jedesmal übel wurde, wenn sie von einer Muskatnuß nur etwas auf den Leib legte. Der Genuß von Wachteln verursacht manchen Leuten Krampf in den Füßen, und der Genuß der Lerchen Krampf in den Armen. De Haen durfte nicht sechs Erdbeeren essen, ohne sich Convulsionen auszusetzen. Stens erzählt, daß er zwei junge Männer kenne, die nach dem Genusse der Erdbeeren von einem heftigen Nesselmal über den ganzen Körper ergriffen werden, und mir sind Fälle bekannt, wo Menschen nach dem Genusse von Austerschalen, oder nach dem Gebrauche des Copaivbalsams von Hautausschlägen ergriffen wurden Boyle erzählt von einem Manne, der, wenn er vor einem Kaffeehause vorbeiging, jedesmal erkrankte. Gaubius kannte Jemand, bei dem die Citronensäure, auch ohne sein Wissen auf die Hand gebracht, einen Schauder durch den ganzen Körper erregte. Autenrieth bestätigt, daß ein Stück Kupfer, auf die Hand gelegt, bei manchen Leuten Krämpfe der Ausstreckmuskel bewirke; Gaubius kannte Leute, die in der Atmosphäre der Kirschen nicht leben konnten. Von dem berühmten Virtuosen Meyerbeer wird erzählt, daß die Nähe einer Katze bei ihm nervöse Affectionen hervorrufe. Diese hohe Empfindlichkeit gegen gewisse Reize, die wir bei den Idiosynkrasien antreffen, zeigt sich auch bei allen Organismen gegen die Arzneien, wenn sie, wie es bei kleinen Gaben geschieht, mittelst der Resorption in den Blutkreis aufgenommen werden.

B. Argumente aus der Chemie.

§ 71.

Die unmerklichsten Arzneiatome bringen noch chemische Reactionen hervor.

Kaum dürfte nach dem Standpunkte der heutigen exacten Wissenschaften die Ansicht zu rechtfertigen sein, daß durch die Verreibung und Verdünnung die Arzneikraft progressiv immer gesteigert und potenzirt werde; denn es würde folgerichtig bei fort-

gesetzter Anwendung der höhern Potenzirung, bei den sogenannten Hochpotenzen oder hyperpotenzirten Mitteln das beabsichtigte Heilmittel deleterende und zerstörende Wirkungen hervorbringen; vielmehr glauben wir, daß durch die feine Zertheilung der Arzneikörper, welche durch ihre unendliche Theilbarkeit begünstigt wird, die Resorption derselben gesteigert, die Berührungspunkte vermehrt, die raschere Einwirkung auf das Nervengewebe beschleunigt und so die Heilung ungebunden ermöglicht werde. Für die Theilbarkeit und Auflöslichkeit der Körper in den unendlich kleinsten Atomen sprechen folgende Momente.

Ein Gran geschlagenes Gold läßt sich in 4 Millionen Theile zerlegen. Steht man mit einem Fuß in Quecksilber, und hält reines Gold auf der Zunge, so wird dieses verquickt.

Ein Theil Jod, in 450,000 Theilen Wasser gelöst, wird noch durch Stärkemehl (Amylum) entdeckt.

Vom Schwefel wird noch $\frac{1}{102400}$ durch Bleiacetat nachgewiesen; von Chlor $\frac{1}{204800}$ durch Silbernitrat; von Chloreisen $\frac{1}{296900}$ durch Schwefelammonium.

Ein Gran Kupfer färbt 10,557 Kubikzoll Wasser blau und kann auf diese Weise in 22,738,600 sichtbare Theile zerlegt werden.

Dr. Buchheim in Dorpat fand, daß das weinsteinsaure Strychnin noch in 48000ster Auflösung bitter schmeckt; daß das weinsteinsaure Chinin in der 4000sten, und weinsteinsaures Morphin in der 2000sten Auflösung noch nachweisbar ist.

Ein Theil Kochsalz, in 1,640,000 Theilen Wasser aufgelöst, reagirt noch auf salpetersaures Silber.

Nach Brandes und Eveling (Brandes Archiv, XXV. 237) ergab die Versetzung einer Verdünnung von $\frac{1}{5000}$ Gran arseniger Säure in 500,000 Theilen Wasser mit schwefelsaurem Kupferammoniak nach 24 Stunden noch eine sichtbare Reaction.

Vermittelst eines Stücks Silber mit ganz chemisch reiner guter Oberfläche kann man 1 Theil hydrothionsaures Gas in 3 Millionen Theilen Wasser nachweisen (Gardner).

Nach Poppe werden vom 240sten Theil eines Quentchens Carmin 60 Pfund Wasser durch und durch gefärbt. Ein Milliontheil der 60 Pfund, ein Tropfen davon, auf weißes Papier ge-

strichen und wieder in eine Million Theile zerlegt, läßt noch unter einem Mikroskop jeden einelnen Theil an der Farbe erkennen.

§ 72.

Die Katalysis beweist, daß von kleinen Körpertheilen große Wirkungen ausgehen.

Berzelius (Lehrbuch der Chemie, Bd. VI. S. 19) beobachtete eine eigenthümliche Kraft, welche die Vereinigung der Atome in ihren verschiedenartigen chemischen Verhältnissen blos durch die einfache gegenseitige Berührung bewerkstelligt, so daß Körper durch ihre bloße Gegenwart die schlummernden Verwandtschaften zu wecken vermögen, in deren Folge in zusammengesetzten Körpern die Elemente sich in andern Verhältnissen ordnen. So verwandelt Rohrzucker durch Berührung mit Schwefelsäure sich in Traubenzucker um; auch sieht man die Elemente des Amylums sich mit den Elementen des Wassers zu einer neuen Form ordnen, ohne daß die Schwefelsäure, welche dazu gedient hatte, diese Uebersetzung zu bewirken, ihren chemischen Charakter verliert. Hier beobachten wir also eine Wirkungsäußerung eines Körpers in höchst kleiner Menge, ohne daß derselbe dadurch einen Verlust oder auch nur eine Veränderung seiner Eigenschaften erfährt.

§ 73.

Meine Experimente, um die Wirkungsfähigkeit unwägbarer Arzneidosen zu constatiren.

Um die Wirkungsfähigkeit unwägbarer Arzneidosen zu constatiren, stellte ich im Jahre 1853 im Vereine mit dem Chemiker Belohlawek und dem Apotheker Karl Führer in Prag mehrere chemische Experimente an.

Beim ersten Versuche wurden 2 Loth chemisch reines Quecksilber mit 8 Loth destillirtem Wasser in einem offenen Glase bei freiem Zutritte von atmosphärischer Luft über einer Weingeistlampe zum Kochen gebracht. Hierauf wurde die Flüssigkeit abgegossen und durch eine Stunde abgesetzt. Nun wurde auf Schwefelammonium reagirt; nicht eine Spur von Trübung konnte wahrgenommen werden.

Hierauf wurden der abgegossenen Flüssigkeit einige Tropfen Schwefelwasserstoffwasser (Aqua hydrosulphurata) hinzugesetzt. Keine Spur von Reaction.

Ein Stück reines Kupfer wurde in die Quecksilberabkochung getaucht, der Metallglanz wurde nicht im geringsten getrübt.

Wir versuchten ferner mit Zinnchlorür (Chloretum Stanni) dann mit Jodkali (Kali hydrojodicum) zu reagiren, wir erzielten keine Spur von Quecksilbergehalt in der Abkochung.

Kann aber auch die Chemie nicht die geringste Spur von einem Quecksilbergehalte in der Abkochung nachweisen, so äußert doch nichtsdestowenigr das Quecksilberwasser eine anthelmintische Kraft bei den an Würmern leidenden Kindern. So ließ Baldinger mit dem besten Erfolge die Kinder gegen die Spulwürmer ein Quecksilberdecoct brauchen. Auch die böhmischen und mährischen Landleute holen sich nicht selten ein Decoctum hydrargyri unter dem Namen „Wurmwasser" aus den Apotheken, welches auf erwähnte Weise aus chemisch reinem Quecksilber bereitet wird, und wenden es bei constatirter Anwesenheit von Spulwürmern mit sichtlich gutem Erfolge an.

Diese Experimente sprechen deutlich dafür, daß es nicht immer der augenfälligen Arzneigaben bedarf, um eine Heilwirkung zu erzielen, sondern daß auch unwägbare Arzneidosen hinreichen, um unerwartete Heilresultate zu erzielen.

§ 74.

Die specifische Heilwirkung der Mineralquellen spricht für die Wirkungsfähigkeit kleiner Arzneidosen.

Lenken wir einmal unsere Aufmerksamkeit auf die von Berzelius mit ungemeiner Genauigkeit untersuchte Franzensquelle in Franzensbad, und wir erfahren, daß in 16 Unzen Quellwasser nur 0,2350 Gran kohlensaures Eisenoxydul enthalten ist, welches die beabsichtigte erfrischende und kräftigende Wirkung äußert. Es ist also in einem Civilpfunde Franzensquelle nicht einmal $\frac{1}{4}$ Gran Eisenoxydul.

Ebenso geht aus der Analyse der vom Prof. Dr. Fuchs zu München untersuchten jodhaltigen Adelheitsquelle zu Heilbrunn in Bayern hervor, daß in 16 Unzen dieses Wassers

nur 0,912 Gran Jodnatrium und 0,300 Bromnatrium enthalten sei; also in 32 Loth $\frac{9}{10}$ Gran Jodnatrium; der wichtigste Bestandtheil dieser Heilquelle, der weit überwiegendere Theil an Mittelsalzen in den meisten Heilquellen, wird, da sie durch ihre Erstwirkung den Darmkanal zur Reaction reizen, auch durch den Stuhl entfernt.

Wir können aber auch nicht umhin, die in der neuesten Zeit, 8. October 1857, von Herder in einem Gutachten an die königl. bayer. Regierung abgegebene Erklärung über die Jodreaction und den Jodgehalt der Heilquellen zu Krankenheil unsern Lesern mitzutheilen, die auch der berühmte Chemiker Dr. Pettenkofer in München als vollkommen wahrheitsgetreu und richtig bestätigt.

Diese Erklärung (Wiener med. Wochenschrift, April 1858) lautet: „Aus den Analysen von Fresenius, Kaiser u. A. geht nun allerdings hervor, daß die Krankenheiler Quellen nur schwache Jodquellen sind, was viele Aerzte zu dem Glauben veranlaßte, dieselben stehen den stärkeren Jodquellen an Wirksamkeit nach. Diese Auffassung ist aber nicht richtig, indem die gute Wirkung eines Mineralwassers niemals von der Menge eines darin enthaltenen Stoffes, sondern nur von dem Vorhandensein desselben abhängt. Die Erfahrungen der ersten Aerzte haben vielfach dargethan, daß gerade der geringe Jodgehalt den Hauptwerth der Krankenheiler Quellen ausmacht.“

Werfen wir nun einen Blick, sagt Haas (Die Homöopathie &c., S. 154. Wien, 1851), auf die in der allöopathischen Praxis üblichen Arzneidosen, da finden wir, daß z. B. Hutchinson (Cases of neuralgia spasmodica. London, 1822) vom Eisenoxydul, von dem ein Maß der Franzensquelle nicht einmal einen halben Gran enthält, 40 bis 60 Gran zwei- und dreimal im Tage beim Fothergill'schen Gesichtsschmerze nehmen läßt, wo er aber oft auch später ein Loth (240 Gran) empfiehlt. In Betreff des Jod's erfahren wir, daß der Herr Primarzt Dr. Mossisovits in Wien in einem bei der Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte 1839 gehaltenen Vortrage erklärte, daß er in Folge seiner Prüfungen am Krankenbette zu dem Resultate gelangte, daß bloß die größere Dosis von 1 Scrupel bis 2 Drachmen (120 Gran) Kali hydrojodicum mit 1 bis 5 Gran Jodi puri vortrefflich wirke.

In der Adelheidsquelle ist aber von dem Jodkali analogen Jodnatron bloß in einem Pfunde ½ oder ¾ Gran enthalten. Vergleichen wir nun den Eisengehalt der Franzensquelle mit dem von den allöop. Aerzten gegebenen Dosen desselben Mittels, so ergiebt sich, daß, um täglich 240 Gran Eisenoxyd von dieser Quelle zu gebrauchen, man gegen tausend Pfund oder beinahe 450 Maß von dieser Quelle in einem Tage trinken müßte.

Ebenso wäre nöthig, um eine der Quantität von 120 Gran Jodkali (abgesehen von dem noch hinzugefügten stärkern puren Jod) entsprechende Menge Jodnatrium von der Adelheidsquelle zu verbrauchen, nicht weniger als 80 Flaschen dieses Mineralwassers täglich zu trinken.

C. Argument für die Wirkungsfähigkeit kleiner Dosen aus der Physik.

§ 75.

Die Begriffe von Groß und Klein, Nahe und Fern, sind relativer Natur.

Telescope und Mikroskope zeigen uns deutlich, daß wir weder die Grenzen des Großen, noch des Kleinen, weder die Grenzen des Nahen, noch des Entfernten zu bestimmen vermögen. Einst schien den Menschen unsere Erde als der größtmöglichste Körper; allein die Anzahl der Welten ist unendlich groß; außer der Sonne, welche mit ihren Planeten und ihren Trabanten ein für uns fast unübersehbares System von Weltwohnungen ausmacht, sind für uns jetzt am Himmel mehre tausend Fixsterne sichtbar (17,240 nach Bode), die nach den Beobachtungen der Astronomen selbstleuchtende Centra von Planetensystemen sind, und zum Theil noch größer als die Sonne. Verbesserte Fernröhre der Neuzeit zeigen, daß die Milchstraße aus einer unzähligen Menge von Sternen besteht, die eben so große Weltkörper wie unsere Sonne bilden. Auch die Nebelflecke, deren Zahl man auf 3000 angiebt, bestehen aus Gruppen entfernter Weltkörper. Die Entfernungen der schon entdeckten Sternengruppen sind so unermeßlich groß, daß das Licht, obwohl es 42,000 Meilen in einer Secunde mit der ungeheuersten Geschwindigkeit zurücklegt, von den Enden der Milch-

straße erst nach etwa 3000 Jahren zu uns kommt, von den Fixsternen oder Sternennebeln erst nach Millionen Jahren zu uns dringt.

So läuft auf der einen Seite die Richtung auf das Große in das Unendliche.

Die Mikroskope haben aber auch in entgegengesetzter Richtung eine unendliche Welt im Kleinen aufgeschlossen. So erhalten wir durch Aufgüsse auf gewisse Producte des Pflanzenreiches, z. B. auf Mehl, Heu u. s. w., eine überaus große Zahl kleiner Thierchen — Infusorien — deren körperlicher Inhalt viele Millionen Mal kleiner als ein Sandkörnchen geschätzt wird, und dennoch wird bei ihnen die feinste Organisation, Bewegung und Fortpflanzung wahrgenommen, es zeigt sich, wie dieselben Gesetze der Bildung bei den Blutkörperchen in den Urzellen sich wiederholen, die wir im Großen finden; sie zeigen, daß auch die kleinsten Theile der Kräfte theilhaftig werden, welche die größern Ganzen ausüben.

Die kleinsten der Infusorien, die Monadinen, erreichen nur einen Durchmesser von $\frac{1}{3000}$ Linie, und doch bilden sie Schichten von mehreren Lachtern. Diesen Thatsachen gegenüber sagt daher Harting (die Macht des Kleinen, sichtbar in der Bildung der Rinde unseres Erdballs. Leipzig, 1851) mit Recht: „Groß und Klein als den Werth der Dinge beschränkende Eigenschaften, bestehen für den wahren Naturforscher nicht; denn zahllose, im Ocean verbreitete Inseln würden nicht vorhanden sein, wenn die Polypen gefehlt hätten, die sie gebauet haben; weit sich erstreckende Bergketten würden nicht bestehen, wenn sich nicht die Ueberbleibsel von Millionen und Billionen Schalthieren dort angehäuft hätten; das stolze Albion würde sich ohne das Bestehen der für das bloße Auge unsichtbaren Foraminiferen nicht auf seinen Kreidebergen erheben, und ganze Landstrecken würden eine ganz andere Oberfläche haben, wenn nicht die Diatomeen ihre Kieselschalen dort zurückgelassen hätten."

Die Fortpflanzung dieser Diatomeen aber geschieht durch Theilung, und diese geht so schnell, daß sich eine einzige Diatomee binnen 24 Stunden zu einer Million, oder in 4 Tagen zu 140 Billionen vervielfältigt haben kann.

Aber auch Nah und Fern sind relative Bezeichnungen; die Eisenbahnen, Dampfschifffahrt und Telegraph machen das nahe,

was einst in Zeit und Raum uns fern war. Ist nun in der Natur das Groß und Klein nur relativ, so haben wir nimmermehr ein Recht, eine nicht augenfällige Dosis als klein, um so weniger aber als unwirksam zu bezeichnen.

§ 76.

Professor Doppler's Ansicht über Groß und Klein, und die Wirkungsmöglichkeit unendlich kleiner Dosen.

Ein schönes Licht verbreitete über diesen Gegenstand der geniale Physiker und Mathematiker Prof. Doppler in Prag, in seinem Aufsatze: „Ueber das Große und Kleine in der Natur“ (Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaft von Prof. Baumgartner und Holger).

Dieser Gelehrte glaubt, daß man nicht berechtigt ist, die Wirkung der Arzneikörper nach der Größe der Masse oder nach dem Gewichte bestimmen zu können, sondern nach der Größe ihrer wirksamen Oberfläche; denn die Begriffe von Groß und Klein sind sehr relativer Natur, und es hängt daher lediglich von der richtigen Wahl und von der absoluten Größe der zu Grunde gelegten Einheit ab, ob etwas groß oder klein genannt werden kann. So spricht man z. B. von einem kleinen Lande, und von einem großen Garten, von einem kleinen Meere und einem großen Teiche, von einer kleinen Hauptstadt und einem großen Dorfe, von einem kleinen Wallfische und einer großen Milbe. Wohl ist es nicht in Abrede zu stellen, daß zur Abschätzung der Größe für eine große Zahl von Wirkungen das Gewicht einen ganz geeigneten Maßstab giebt, wie das namentlich bei allen Massenwirkungen der Fall ist; aber augenscheinlich zu weit würde man gehen, wenn man sofort annehmen wollte, daß man mit den Gewichtseinheiten für alle Wirkungsweisen der Körper ausreichen würde. Schon die Wirkungen der Berührungselektricität wollen nach ganz andern als nach Gewichtseinheiten bestimmt werden. Bevor man aber es sich erlauben darf, etwas für groß und klein auszugeben, oder gar wegen dessen vermeintlicher Unbedeutenheit in das Reich der Chimäre zu verweisen, muß vor Allem die Einheit, die man dabei zu Grunde

legt, nachgewiesen werden, um darnach bestimmen zu können, ob man bei Beurtheilung desselben nach der Waage oder nach dem Zollstabe zu greifen habe. Nun dringt sich uns die Frage auf: Mit welchem Rechte bestimmt man die Wirkungen der Arzneikörper nach ihrem Gewichte und nicht nach der Größe ihrer wirksamen Oberfläche? Oder mit anderen Worten: Ist es das Innere eines Arzneikörpers, oder seine äußern Theile, welche die arzneiliche Kraft bedingen? Wir antworten, daß die Körper in sofern arzneilich wirken, in wiefern ihnen Oberfläche zukommt.

Unter der physischen Oberfläche eines Körpers verstehen wir aber den Inbegriff aller jener Körperatome, welche wenigstens nach einer Richtung zu von Atomen anderer Art umgeben sind. Hieraus folgt, daß Körper, welche zerbrochen oder verkleinert werden, an Oberfläche beträchtlich gewinnen müssen, indem nunmehr Atome, welche früher dem Innern des Körpers angehörten, mit dem umgebenden Mittel in Berührung treten und einen Theil der Oberfläche ausmachen.

Die Gesammtoberfläche nimmt in eben demselben Verhältnisse zu, als sich die Durchmesser der einzelnen Theilchen verkleinern. Wird daher ein Kubikzoll irgend eines Körpers bis zur Kleinheit eines gröblichen Sandes zerstoßen, wobei er mehr als in eine Million einzelner Theile zerfällt, so hat sich seine Oberfläche schon auf sechs bis sieben Quadratfuß vergrößert.

Damit nun aber die Oberfläche in Wahrheit als eine physische oder wirksame hervortrete, muß man bestmöglichst zu verhindern suchen, daß die einzelnen Theilchen unter einander nie in irgend eine Berührung treten, welches nur dadurch bewerkstelligt werden kann, daß man den Stoff gleich anfänglich mit einem fremdartigen Körper z. B. mit Milchzucker als Mittelkörper vermengt und gleichzeitig mit diesem verreibt. Der Mittelkörper oder das Vehikel muß in hinreichender Menge vorhanden sein. Dieses gilt natürlich in noch höherm Grade von den tropfbar flüssigen Körpern, z. B. von den Verdünnungen, da ihre kleinsten Theile nicht wie bei den starren Körpern von polyädrischer, sondern wie es die große Verschiebbarkeit ihrer Theile vermuthen läßt, von kugelartiger Form sein dürften. Nun läßt es sich nachweisen, daß nicht nur Körper bei wechselnder Berüh-

rung*) in einen elektrischen Zustand gerathen müssen, sondern daß dieses auch bei jeder Zerkleinerung eines Körpers stattfindet; es unterliegt daher keinem weitern Zweifel, daß bei ungemein vergrößerter Oberfläche die Menge der freien Elektricität zunehmen muß, und zwar in gleichem Grade, wobei es denn auch nicht selten geschieht, daß unter besonders günstigem Umständen, wie z. B. beim Zerreiben krystallinischen Zuckers, jene auf der Oberfläche sich anhäufende Elektricität selbst bis zur Lichterscheinung gesteigert wird**). Gleichwohl kann man auch für gewiß annehmen, daß die bei jenen Verreibungen in ungeheurer Quantität hervortretende Elektricität nur eine so äußerst geringe Spannung besitzt, daß nur etwa der leere Raum und die Nervensubstanz, bekanntlich die besten Leiter, nicht aber Metalle und

---

*) So bemerkte Dr. Béchet, daß während des Verreibens von Mercurius solubilis und Sulphur sich eine Art elektrisches Knistern bemerkbar machte. Es war um so stärker, je länger das Reiben fortgesetzt wurde und je kräftiger der Druck war, der dabei stattfand. Um die Elektricität noch besser nachzuweisen, wurde über dem Grunde des Mörsers ein Kügelchen von Hollundermark an einem seidenen Faden aufgehängt, welches dieselben auch wirklich durch seine Attractionen und Abstoßungen sichtbar machte. (Revue méd. homéop. d'Avignon. Sept. 1853.)

**) Ueber die wahrscheinliche Ursache der Elektricitäts-Erregung durch Berührung und der elektrischen Spannung äußert sich Prof. Doppler im 18. Bande der Jahrbücher des k. k. polytechnischen Institutes in Wien folgendermaßen: „Es wird nun allgemein angenommen, daß alle tropfbar flüssigen Körper wegen des ungleich starken Zuges an ihrer Oberfläche eine dünne Schicht von abweichender Dichte, gleichsam ein ungemein feines Häutchen bilden müssen, was schon Laplace mit Evidenz nachwies. Es kann also fürwahr nicht im Geringsten bezweifelt werden, daß alle starren Körper mit einem dichtern Häutchen umkleidet sind, und daß sich der Grad jener Verdichtung theils nach der Beschaffenheit des fraglichen Körpers, theils aber nach jener seiner Umgebung richtet, bei sich änderndem berührenden Mittel aber sich nothwendig gleichfalls ändern müsse. — Nun aber kennt man bis jetzt keinen einzigen Körper, der nicht in seinem Innern mehr oder weniger von jener Materie beherbergte, welche man die elektrische zu nennen pflegt. Ja, die Erfahrung zeigt uns in tausend vorkommenden Fällen, daß bei eintretender Aenderung des Aggregatzustandes, oder bei sonstiger Veränderung in der Umgebung die Körper bald einen Theil von jenem gebundenen Fluidum freigeben, bald aber aufzunehmen streben. Es ist also nur eine ganz natürliche Folgerung, wenn angenommen wird, daß jedes

andere Körper ableitend auf dieselbe einzuwirken vermögen. Ist der Theil ganz klein, so wird er von der elektrischen Kraft fortgerissen, wenn ein guter Leiter, z. B. der Nerv, da ist. Nun sehen wir, daß bei ungetrübter Gesundheit eine völlig ungehemmte Nerventhätigkeit obwaltet, während bei gestörter Gesundheit das Leitungsvermögen abgeändert ist. Aber wir sehen auch, daß strömende Gewässer ihren Sand da absetzen, wo die Strömung eine Hemmung erleidet; es werden daher auch die elektrischen Strömungen die mitgerissenen Arzneistäubchen nur an den gehemmten und kranken Stellen absetzen.

§ 77.

Ein Argument für die Wirkungsfähigkeit kleiner Dosen aus dem Affinitätsverhältnisse der Körper.

Es ist ein Naturgesetz, oder wenigstens ein constanter Erfahrungssatz: daß ähnliche Bewegungen einander hervorrufen und der größere Erfolg irgend einer Einwirkung weniger durch ihre eigenthümliche Stärke, viel mehr aber durch die jedesmalige Empfänglichkeit für dieselbe in dem ihr ausgesetzten Körper bedingt erscheint. So wird jeder tönende Körper durch solche Schwingungen der ihn umgebenden Luft, die mit denen, für die auch in ihm eine bestimmte Anlage vorhanden ist, an Kraft und Geschwindigkeit im Einklang stehen, unfehlbar zu einem ähnlichen Erzittern, zu den sogenannten sympathetischen Tönen aufgereizt. So kann man ein gewöhnliches Glas durch einen einzigen vergleichungsweise milden, aber mit dem seinigen übereinstimmenden Ton eines Violoncell's bis zum Umstürzen erschüttern, während das nämliche Glas unter dem Lärm einer ganzen Janitscharenmusik, der nur nichts mit jenem Einklange gemein hat, tonlos und unbeweglich stehen bleibt. Gerade so mächtig und unfehlbar wirkt das specifische Mittel auf den gleichgestimmten Nerven. Haller nannte diese eigenthümliche

---

dichtere Häutchen eine andere Menge jenes Fluidums gebunden enthalte, wie der betreffende Körper selbst, und daß sich jene Menge verändern und somit Elektricität frei werden oder aufgenommen werden muß, sobald die Dichte jenes Häutchens sich ändert. Aendert sich daher das begrenzende Mittel eines Körpers, z. B. durch einen andern verschiedenartigen Körper, oder durch eine Zerkleinerung eines solchen, so muß stets Elektricität frei werden.

Eigenschaft gewisser Organe die specifische Reizbarkeit. So wirkt Spießglas vorzugsweise auf den Magen, ohne die so zarten Theile des Auges im geringsten anzugreifen. Auch das richtige, nach dem Aehnlichkeitsgesetze gewählte Heilmittel erregt eine specifische Reizbarkeit nur in dem ihm gleichgestimmten Organe.

Diese Mittel sind aber nur in so kleinen Gaben anzuwenden, wenn ihnen der für ihre Einwirkung ohnehin krankhaft empfängliche Körper nicht unterliegen soll; denn milde müssen die Töne des Violoncell's sein, wenn das zu sympathetischen Schwingungen aufgeregte Gefäß nicht bis zum Springen oder Umstürzen erschüttert werden soll.

Sehr möglich ist es demnach, daß im Gegentheil der Arzneistoff, wo er zufällig oder absichtlich in größerer Menge genommen wurde, gar keine oder nur unbedeutende Wirkungen zur Folge hat, wo er in keiner nähern Beziehung zu dem gegebenen Krankheitsfalle stand. Ein einziger kleiner Funke ist es, der ein ganzes Gebäude in die Luft sprengt, während auf einem Herd viel größere Flammen ohne Nachtheil unterhalten werden. Der kleine Funke an sich thut es freilich nicht, wohl aber, daß er mit einer Mine in Verbindung gesetzt wird, auf die er kräftig einwirkt, wie die zweckmäßig angewandte Arznei auf den Krankheitszustand des Leidenden. (Kampf und Sieg der Homöopathie. Leipzig, 1834.)

§ 78.

Mit dem geringsten Kraftaufwande erreicht die Natur große Zwecke.

Das aufgeschlagene Buch der Natur zeigt uns überall analoge Erscheinungen, läßt uns überall die Dignität des Gesetzes polarischer Beziehungen erkennen, und zeigt uns, daß die Natur mit kleinen Kräften große Zwecke erreicht. Der Multiplicator wird nicht von dem blendendsten Lichte, aber von der schwächsten galvanischen Strömung in Bewegung gesetzt.

Das Hornsilber wird weder vom elektrischen Strome, noch von der Wärme, sondern von der Einwirkung der Lichtstrahlen, die darauf eine specifische Einwirkung ausüben, schwarz gefärbt, und der Magnet zieht unter tausend Goldkörnern nur das

kleine Feilspänchen von Eisen heraus, zu dem er in polarer Beziehung steht.

Befindet sich in einer Mischung vieler Stoffe nur ein Atom von Arsenik, so wird der in Berührung gebrachte Schwefelwasserstoff sich das Atom von Arsen gleichsam heraussuchen und aneignen. So wird bei einem gesunden Menschen, bei dem alle Functionen in der Ordnung vor sich gehen, der aber nur an einem temporären rheumatischen Zahnschmerz leidet, die Pulsatilla den Zahnschmerz wohl beseitigen, auf die andern Functionen aber ohne allen Einfluß bleiben. Wohl ist nicht in Abrede zu stellen, daß starke Gaben oft von heftigem Eindrucke sind, daß ein Skrupel Jalappenharz in den Eingeweiden des stärksten Menschen einen Aufruhr hervorbringt; daß der ungeheure Druck der Luft, den das Abfeuern einer Kanone verursacht, die Fenster der nahestehenden Häuser zerschmettert, doch wohlthuende Erfolge werden starke Einwirkungen nie erzeugen; nur den hochpotenzirten homöopathischen Arzneimitteln bleibt es vorbehalten, durch zarte Gaben das Heilbestreben der Natur zu unterstützen und die vorhandenen Dissonanzen zu lösen.

§ 79.

Die wunderbaren Leistungen der Photographie sprechen für die Wirkungsfähigkeit kleiner Dosen.

Ein einziger Tropfen einer an und für sich nöthigen Säure auf 100 Grammen ist ein viel zu großer Theil, um nicht die Blitzesschnelle der Luftwirkung zu hemmen. Die schnellste menschliche Hand ist nicht schnell genug, um den tausendsten Theil einer Secunde Beleuchtung auf die chemisch genaueste Schicht zu reguliren, so daß man zu mechanischen Hilfsmitteln schreiten mußte, um die Bildnerei mit Blitzesschnelle zu fesseln.

Bertsch hat in seinem Collodium eine chemische Zusammensetzung geliefert, wodurch er im Stande ist, jedes einzelne, in steter Bewegung sich befindende Thierchen durch Hilfe des Sonnenmikroskops aus einem Tropfen Wasser auf's Genaueste photographisch abgebildet wiederzugeben.

Talbot ist es gelungen, ein englisches Zeitungsblatt, auf eine Scheibe gespannt und sich stets im Kreise bewegend, durch Hilfe

eines augenblicklichen Lichtes eines elektrischen Funkens genau abzubilden und zwar in dem kleinsten Theile eines Augenblickes. Pferde in Galopp, fahrende Wagen, segelnde Schiffe werden in ihrer Bewegung wiedergegeben. Doch alles dieses gelingt nur, wenn man den hundertsten Theil eines Tropfens und die Intensität des Lichtes in seinen Wirkungen zu berechnen weiß. Der kleinste Fehler hierbei, und das Bild erscheint entweder gar nicht, oder verändert und getrübt.

Sehr wichtig bei der Lichtbildnerei sind die verschiedenen Lichtarten, oder Lichtbestandtheile. So hat das gelbe Licht gar keinen Einfluß darauf, einen höchst geringen das grüne, einen stärkern das orange und noch stärkern das rothe, wiewohl im Ganzen auch noch schwachen; einen stärkern Einfluß das blaue, noch stärkern das violette, einen das Bild fast vernichtenden das weiße Licht. Diese Wirkungen sind durch die Umstimmung bedingt, welche die Lichtarten und Lichtbestandtheile in dem bei der Lichtbildnerei angewandten Jod- und Bromsilber hervorrufen, also, wenn wir erklären wollen, durch eine in diesen chemischen Verbindungen vom Lichte hervorgebrachte Umlagerung der Moleküle, eine Verbindung oder Zersetzung. Wie großartig sind hier überall die Wirkungen, und in wie kurzer Zeit! Und wie verschwindend klein überall das materiell Wirkende! Aber alles dieses geschieht nur, wenn die Beziehungen zwischen den Wirkenden die rechten, die geeigneten sind. Gerade so wie bei der Homöopathie, die auch nur die rechten, die geeigneten Beziehungen will, wo aber dann auch durch die kleinsten materiellen Gaben die großartigsten Erfolge in der kürzesten Zeit erzielt werden, weshalb sie sich auch nicht nur in den acuten, sondern selbst in den acutesten Fällen so ausgezeichnet bewährt.

§ 80.

Auch in andern Fällen ertheilen geringe Einflüsse den Stoffen die merkwürdigste Bewegung.

Das Schmiedeeisen wird durch bloße Erschütterung krystallinisch und brüchig. Das bleihaltige Zinn der Orgelpfeifen nimmt in Folge der tonerzeugenden Schwingungen ein krystallinisches Gefüge an. Morchini in Rom machte durch Bestrahlung mit vio-

lettem Lichte das Eisen magnetisch. Mineralien mit glatten, polirten Flächen, als Kalkspath, Quarz, Arragonit, Glimmer, werden durch Druck und durch Erwärmung elektrisch. Die kleinste Menge von Elektricität, durch den voltaischen Condensator hervorgebracht, kann ins Unendliche eine weit größere Elektricität hervorbringen. Wird eine Eisenstange magnetisch gemacht, so kann diese magnetische Eisenstange unzähligen Stäben von ihrer magnetischen Kraft abgeben, diese magnetisch machen, ohne etwas von der magnetischen Materie zu verlieren.

D. Belege für die Wirkungsfähigkeit kleiner Dosen aus der Pathologie.

§ 81.

Die veranlassenden Krankheitsmomente sind oft ebenso unsichtbarer Natur, als die Heilpotenzen.

Es ist Thatsache, daß der gesammte Lebensproceß im gesunden und kranken Zustande bei weitem mehr durch die unsern Sinnen entgehenden Einwirkungen zu seinen Thätigkeiten bestimmt wird, als durch die sinnenfälligen Potenzen. In eben demselben Grade gilt dies von der Entstehung der Krankheiten, denn wir kennen nur eine geringe Anzahl derselben, deren Ursache uns bekannt ist. Vor allen andern wissen wir nicht, wodurch sie erzeugt werden, und doch sind die Folgen dieser uns unwahrnehmbaren Schädlichkeiten nicht nur sehr ausgedehnte, sondern häufig schneller wirkende, als jene der stärksten Gifte. Können unsern Sinnen unwahrnehmbare, daher gewiß auch quantitativ unendlich kleine Schädlichkeiten einen Organismus auf die heftigste Weise zerrütten und zerstören, so dürfen wir es nicht für unmöglich halten, daß eben so geringe materielle Einflüsse einen Kranken afficiren, und auf diese Weise durch Umstimmung seine Thätigkeiten zur Norm wieder zurückzuführen vermögen. Noch mehr wird diese Ansicht bestärkt durch die Erfahrung, daß jeder Organismus, ja jedes Organ für bestimmte Einflüsse und Reize eine besondere Empfänglichkeit besitzt, so das Auge für den Lichtstrahl, das Ohr für den Schall, die Nase für den Geruch. Manche Thiere leben von Pflanzen, deren kleinster Theil andere vergiftet. Schafe

und Rinder genießen das Bilsenkraut (Hyoscyamus) ohne allen Nachtheil, während es auf Schweine und Ziegen tödtend wirkt. Der Vogel Bruverus Rhinoceros nährt sich von Krähenaugen (Nuces vom.), einem der fürchterlichsten Gifte fast für alle lebende Geschöpfe. Manche Menschen werden von Einflüssen, welche an andern spurlos vorübergehen, so heftig ergriffen, daß sie in die fürchterlichsten Zustände verfallen, was wir schon in frühern Paragraphen als Idiosynkrasien bezeichneten. Tissot erzählt, daß ihm ein junger Mann bekannt war, der von einer kleinen Dosis Zucker, auch unbewußt gereicht, erbrechen mußte. Man kann daher auch mit Grund annehmen, daß die nach homöopathischen Grundsätzen gereichten Arzneistoffe, so sie einmal zu den betreffenden Organen in specifischer Beziehung stehen, durchaus der großen Quantitäten nicht benöthigen.

§ 82.

Die kranken Organe sind gegen die ihnen specifischen Reize unendlich empfindlicher, als im gesunden Zustande. Beispiele.

Es ist eine allgemeine von den Pathologen der Neuzeit ausgesprochene Ansicht: daß kranke Organe gerade gegen die ihnen specifischen Reize unendlich empfindlicher sind als im gesunden Zustande, so daß das Verhältniß derselben zu denjenigen im gesunden Zustande von Kieser wie 1 : 3000 angenommen wird. Beispiele mögen dieses erläutern:

Das kranke Auge verträgt kaum den schwächsten Lichtstrahl ohne Blendung, ja heftigste Schmerzen, während das gesunde ungestraft die Lichtfülle der Sonne genießt. Ein krankhafter Geruch scheuet oft die zartesten Wohlgerüche. Die Organe des Gehörs werden im gesunden Zustande vom Donner der Kanonen im Allgemeinen nur wenig afficirt; sind sie aber entzündet, so wird der leiseste Schall unerträglich. Der Magen kann im gesunden Zustande die gröbsten Nahrungsmittel vertragen, ein kranker Magen verträgt nicht die mildeste Nahrung. Ein leiser, kühler Luftstrom reizt die kranke Lunge zum Husten; eine gesunde Lunge verträgt oft Blei- und Quecksilberdämpfe unbeschadet.

Bei der Seherin von Prevorst, Anna Friederike Hauf, die für Somnambule erklärt wurde, brachte ein Gran

Belladonna, in die Hand gelegt, Schwindel, Erweiterung der Pupille und Würgen im Halse hervor; Mohnkapseln erregten Schlaf; ein Blatt vom Bilsenkraut ein Gefühl von Lähmung; das Halten von zwei Spargelstengeln in der Hand eine Vermehrung des Urins; das Angreifen der Blüthe von blaublühenden Kartoffeln erzeugte Soodbrennen im Magen; die Berührung von Hopfen Betäubung; die Berührung von Verbascum Thapsus Husten; der Duft der Ringelblume (Calendula officinalis) entfernte den Kopfschmerz; die Berührung von Sambucus nigra erregte Schweiß. (Schubert, Geschichte der Seele.)

Ein ferneres eclatantes Beispiel bietet der Giftsumach (Rhus toxicodendron). Der berühmte Fontana erzählt, daß er bei der Berührung der Blätter von Rhus toxicodendron zu drei verschiedenen Malen die schlimmsten Zufälle erfahren habe. — Alle Theile des Gesichts schwollen an und hatten sich mit einer wässerigen Flüssigkeit angefüllt. Der Raum zwischen den Fingern wurde roth, entzündet und mit Blasen bedeckt, die eine durchsichtige Flüssigkeit enthielten, die Epidermis schuppte sich ab, den ersten Tag empfand er einen fürchterlichen Schmerz und den andern ein unerträgliches Jucken.

Weit belehrender ist noch die Mittheilung von Bressa (Wiener Zeitschr. 1841, 16. Januar), wo ein Kreole von überaus feiner Haut und reizbaren Nerven jedesmal krank und mit einem Rothlauf behaftet wurde, wenn er nur auf entfernte Weise mit den Ausdünstungen des Giftsumachs in Berührung kam. Er fühlte schon eine Viertelstunde weit die Nähe eines solchen Baumes und fiel in Betäubung und Ohnmacht, wenn er sich ihm auf 200 Schritte näherte.

Wenn Jemand einen Zweig dieses Baumes offen oder versteckt an ihm vorbeitrug, so bekam er Convulsionen und die Haut des ganzen Körpers entzündete sich schnell und schwoll unter Jucken an. So bedurfte es bei dieser hochgradigen Empfindlichkeit gegen den Giftsumach nur des unsichtbaren Arzneistoffes, um eine solche Reaction hervorzubringen, wobei sich noch dieser interessante Umstand ergab, daß diese krankhafte Empfindlichkeit durch das Pulver des Rhus grandiflora beseitigt wurde; eine Heilung, die doch deutlich in dem Aehnlichkeitsprincipe ihre Begründung hat.

Boyle erzählt von einer Dame am Hofe zu London, welche augenblicklich Personen zu unterscheiden wußte, welche aus Gegenden kamen, wo Schnee gelegen hatte, indem es ihr ein schmerzhaftes Leiden verursachte.

Hysterische Personen werden nach Tissot durch den Genuß von Petersilie leicht Zuckungen bekommen.

Daß ein Stück Kupfer, auf die Hand gelegt, bei manchen Menschen Krämpfe der Ausstreckmuskel erzeugt, bestätigt Autenrieth*).

Der Arsenik, welcher in den Amuleten zur Zeit der Pestepidemie in London als Prophylakticum auf der Brust getragen wurde, erzeugte eine starke Engbrüstigkeit und mußte entfernt werden.

Der Engländer Dikson trug ein Exemplar von Elaterium im Hute mit sich fort, und empfand schon nach einer Viertelstunde heftigen Kopf- und Magenschmerz, welcher sich unter Fieberparoxismen wiederholte.

Hildenbrandt erzählt, daß in Folge des Tragens von getrockneten Tabacksblättern auf der Brust und dem Unterleib Erbrechen, Kopfschmerz und Schwindel bei einer ganzen Escadron Husaren eintrat, welche die Mauthbeamten zu täuschen suchten.

Ein Stück Opium, längere Zeit in der Hand gehalten, brachte narkotische Zufälle hervor.

§ 83.

Fernere praktische Belege für die Wirkungsfähigkeit kleiner Dosen.

Es ist eine Erfahrungssache, daß manche Menschen für unendlich kleine Arzneigaben eine außerordentliche Empfänglichkeit zeigen. Caspar (Parallelen zwischen Homöopathie und Allöopathie. Wien, 1856) erzählt, daß er einen kräftigen Mann kenne, der vom Schwefel in der 12. Verdünnung so ergriffen wurde, daß er

---

*) Vergiftungen, die durch arsenikhaltige Wachskerzen vom bloßen Brennen derselben; Schnupfen, Kopfweh und Augenentzündungen, die in Folge des Aufenthaltes in einem frisch geweißten Zimmer mittelst der feinen Kalktheilchen entstehen; die Bleikolik, die durch Glasurarbeit mittelst bloßen Einathmens bei den Töpfern, und durch Anstreichen des Bleiweißes entsteht, sprechen nicht minder für die Wirkungsfähigkeit unendlich kleiner atomistischer Arzneitheilchen.

nach mehrmaligem, ihm unbewußten Experimente die Homöopathie als für ihn zu gefährlich verließ. Ganz dasselbe widerfuhr ihm mit einem Collegen, welcher jedesmal nach $\frac{1}{500}$ Gran Atropin die heftigsten Schlund- und Brustkrämpfe, Austrocknung im Halse, schlaflose Nächte mit beängstigender Ideenjagd verspürte.

Diesen schönen Erfahrungen stellen wir noch Facta entgegen, die selbst die giftige Wirkung kleiner Dosen in geeigneten Fällen beurkunden. So erzählen mehre glaubwürdige Journale, daß in Berlin 1855 ein zwanzigjähriges Mädchen nach dreitägigem Leiden starb, nachdem es Wasser getrunken, in welchem einige Phosphorzündhölzchen gelegen hatten. Diese traurige Erfahrung finden wir in dem von Prof. Guilio in Turin gemachten wissenschaftlichen Experimente bestätigt, daß selbst das Wasser, welches den Phosphor nicht auflöst, schwere oder selbst tödtliche Zufälle hervorbringt, je nach seiner Quantität in der Menge der in ihm schwebenden Phosphoratome. (Allibert's nouveau Elemens de Therapie, T. I. p. 124).

Eben so geht aus einer Mittheilung von Barnes-Heveneau hervor, welch zerstörende Wirkung selbst sehr kleine Dosen des Aconit-Alcaloid haben können. Eine junge Frau wurde Nachts von ihrem Manne todt im Bette gefunden, nachdem sie Abends über Kopfweh und ziehende Schmerzen in der Lendengegend geklagt hatte. Aerztliche Sachverständige sprachen sich für eine Aconit-Vergiftung aus.

Bei der chemischen Untersuchung des Magens fand man Aconitin und zwar $\frac{1}{64}$ Gran in einer Unze Flüssigkeit, die ein Droguist gereicht hatte. Diese Gabe schien ihm wohl sehr klein; sie war aber, wie der traurige Erfolg lehrte, gar sehr groß. Mit Recht sagt daher Hahnemann: Die beste Gabe ist die kleinste. (Altschul's Prager med. Monatsschrift. III. Jahrg. S. 142.)

E. Klinische Argumente für die Wirkungsfähigkeit kleiner Dosen.

§ 84.

Aber auch unscheinbare Agentien äußern heilende Wirkung.

Praktische Fälle sprechen dafür, daß mit kleinen unscheinbaren Dosen oft Heilungen erzielt werden. Der Johanniskäfer (Coc-

cionella septempunctata) wirkt schmerzstillend bei Zahnweh, und der Finger, womit ein solches Insect gerieben wurde, behält noch mehrere Tage lang diese Eigenschaft. (Sauter, Hufel. Journ. Bd. XIV. 2. St.)

Die im Veitstanz aufgeschwollenen Muskeln erschlaffen bei der Berührung mit Eisen. Die convulsivischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln bei der Neuralgia Fothergilli verschwinden nach Behrends durch die Berührung mit Eisen. (Autenrieth, Bd. I. S. 124.)

Auch die neueste Literatur liefert uns einen trefflichen klinischen Beleg, daß kleine Arzneigaben oft da Heilwirkungen erzeugen, wo große Gaben im Stiche lassen. In der Revue internationale de la doctrine homéopathique vom April 1858 wird ein klinischer Fall angeführt, wo gegen ein Wechselfieber der, große Gaben Arsenik enthaltende Liquor Fowleri ohne Erfolg angewendet wurde, hingegen wich die Krankheit auf $\frac{1}{100}$ Gran Arsen, welcher überdies noch mit Zucker verrieben war und in 10 Theile getheilt wurde, von welcher Masse 3 Gaben täglich gereicht wurden, worauf bald die Fieberanfälle ausblieben.

Schließlich können wir nicht umhin, die belehrenden Resultate, die Dr. Hirschel (Grundriß der Homöopathie, S. 61) aus der Behandlung eines an einem sehr bedeutenden organischen Herzleiden verstorbenen Collegen entnahm, mitzutheilen. Mit niedrigen Verdünnungen konnte man schon bei ihm homöopathische Verschlimmerung und vollständige Krankheitsbilder entwickeln. So erzeugte ein Tropfen der zweiten Verdünnung der Bryonia schon Visionen, nervöse Unruhe und Fieber; ein Tropfen von der zweiten Verdünnung der Nux vomica, bei einem arthritischen Uebel gereicht, brachte eine vollständige gichtische Kolik zuwege, die dem Gegenmittel Kaffee sehr schnell wich. Pulsatilla erzeugte einen vorübergehenden tripperartigen Schleimfluß aus der Harnröhre, ohne alles vorhergegangene Blasen- oder Harnröhrenleiden. Lycopodium in der 6ten Verdünnung aber hielt auch eine starke Diurese an. Arsenik wirkte noch in der 8ten Verdünnung gegen einen intermittirenden Fieberanfall. Nux in der 6ten Verdünnung gegen Obstructionen. Mit wahrer Angst berichtete einst der Kranke die Symptome von Abgeschlagenheit, Unruhe, Abgestorbensein der

Extremitäten, der Ohnmachtsanwandlungen und des kalten Schweißes, die auf eine Gabe Phosphor. der 6ten Verdünnung eintraten, so daß er nicht zur Wiederholung derselben zu schreiten wagte. Daß hier, sagt Dr. Hirschel weiter, Einbildung nicht obwaltete, mag noch daraus hervorgehen, daß der Patient die physiologischen Prüfungen dieser Arzneien in ihren Einzelnheiten gar nicht kannte und durchaus kein Hypochonder war.

So wirken kleine homöopathische Gaben, wenn sie auf Grundlage des Aehnlichkeitsprincips gewählt wurden, wo das Krankheitsbild der Arznei dem Bilde der natürlichen Krankheit genau entspricht; es ist aber auch nichts verkehrter, wie Hirschel richtig bemerkt, als wenn ein Anhänger der alten Schule im Bedürfniß der Reform, oder in wohlmeinender Absicht der Annäherung an die Homöopathie, diese dadurch zu bewerkstelligen sucht, daß er nach allöopathischem Princip verordnete Arzneien in kleinen Gaben anwenden will. Die kleinen Gaben sind nicht das Wesen der Homöopathie, sie sind aber eine Folge derselben, als der Methode, welche eben die specifischen Beziehungen der Arzneien zum Krankheitsobjecte zu Grunde legt; treffen nun die Arzneien gerade die erkrankten Punkte, so bedarf es nur der geringfügigen Quantität des Arzneistoffes, um eine heilsame Reaction zu erzielen. Bei der allöopathischen Heilmethode hingegen, wo eine Ableitung, eine Gegenwirkung, eine mehr oder minder massenhafte Ausführung oder Entziehung von Stoffen eine künstliche Herabstimmung oder Steigerung, oder eine chemische Umwandlung beabsichtigt wird, da bedarf es auch einer verhältnißmäßig größeren Menge von Arzneistoff.

F. Argumente für die Wirkungsfähigkeit kleiner Arzneidosen aus der Mikroskopie.

§ 85.

Resultate der mikroskopischen Untersuchungen. Segin. Mayerhofer.

Um aber nach dem Standpunkte der heutigen objectiven Medicin, nach der Methode der exacten Wissenschaften, darzuthun, daß in den Verreibungen und Verdünnungen noch Arzneisubstanz vorhanden sei, stellte Segin mit dem Mikroskope Untersuchungen an.

Er war der erste, welcher im Jahre 1833 die ersten sechs Kupferverreibungen mikroskopisch untersuchte. (Hygea Bd. VII. S. 1.)

Er fand unter einem Mikroskop mit 75maliger Vergrößerung noch in jedem Stäubchen einer jeden Verreibung die schwarzbraunen Kupferkügelchen im Milchzucker gleichmäßig vertheilt; in der 7ten Verreibung erkannte er nichts mehr. Zur Vervollständigung dieser Versuche machte er 1833 unter dem Sonnenmikroskop weitere Versuche; noch in der 200sten Verdünnung zeigten sich Spuren von Kupfer. Es zeigte sich bei diesen Versuchen, daß die Annahme Hahnemann's, in den weitern Verdünnungen sei immer noch etwas, eine physikalische Grundlage habe.

Mayerhofer dehnte die mikroskopischen Versuche noch weiter aus und hat die Resultate derselben in der Hygea, 16. Bd. S. 17 und dann vollständiger in der österr. Zeitschrift für Homöopathie, Bd. 1, S. 153 bekannt gegeben. Er hatte die Absicht, den Vorgang der wahren Verkleinerung durch Verreiben näher einzusehen, die Theilbarkeit der Materie soweit als möglich zu verfolgen, um für die Pharmakotechnik praktische Winke zu gewinnen. Seine Versuche waren mit Vorsicht und Accuratesse angestellt.

Um der Ergebnisse sicher zu sein, hat Mayerhofer zuerst Milchzucker, Alkohol, destillirtes Wasser und selbst den Objectträger unter dem Plössl'schen Mikroskop untersucht, und hat erst dann, nachdem er sich die Wege der Täuschung abgeschnitten, die von ihm selbst gefertigten Präparate (2 : 98) betrachtet. Zu den Verreibungen der Metalle wurden theils Folien, theils feine Niederschläge benutzt.

Platina fand Mayerhofer noch in der 10ten Verdünnung; ja in der 12ten und 13ten Dilution waren noch Platina-Atome zu sehen; 7—8 derselben fallen nach mikrometrischer Messung auf den Abstand von $\frac{1}{120}$ Linien.

Blattgold (Aurum foliatum) war in der 5ten Verdünnung nicht mehr aufzufinden, da sich dasselbe in dieser Form sehr schlecht verreiben läßt.

Präcipitirtes Gold (Aurum praecipitatum) konnte er noch in der 10ten und 11ten Verdünnung auffinden; er machte dabei aufmerksam auf die Thatsache, daß ein Goldring, mit dem

man auf einem Abziehstein einen Strich macht, Millionen von Goldatomen auf dem Steine hängen läßt, wie unter dem Mikroskope zu sehen sei. Auch Blattsilber (Argentum foliatum) erkannte er noch in der 12ten Verdünnung. Quecksilber war noch in der 9ten und 10ten Verdünnung nachweisbar. Eisen in der 7ten und 8ten. Kupferstaub, verrieben, in der 12ten. Präcipitirtes Zinn war noch in der 13ten und 14ten Verdünnung nachzuweisen.

Er weist auch ferner nach, wie die Metalltheilchen von Stufe zu Stufe, von Verreibung zu Verreibung in kleinere zerfallen, und glaubt, daß nur die Unvollkommenheit der Werkzeuge es ist, welche uns an dem Erkennen der Metalltheilchen in noch höhere Verdünnungen hindert. Er folgert hieraus, daß die Stoffe durch die Verreibung fortschreitend zerspaltet, zertheilt, verkleinert und dadurch für den Körper aufnahmsfähiger werden, daß daher der Vorgang des Verreibens eine Entfaltung, Befreiung und Aufschließung der Arzneikräfte zu nennen sei, wobei eine Erregung der Elektricität und des Magnetismus stets stattfindet.

Aus seinen genauen und nach den Vorschriften der exacten Methoden angestellten Versuchen geht hervor, daß der Durchmesser eines kleinen Metallstäubchens den 1200sten bis 2000sten Theil einer Linie beträgt, so daß der kubische Inhalt eines Metallkügelchens wenigstens 64mal kleiner, als der eines Menschenblutkügelchens ist, daß daher die fein zertheilten Metallkörperchen frei und ungehindert alle Gebilde durchdringen können.

Mayerhofer hat durch seine Versuche den einzig möglichen Weg gezeigt, der Sache auf die Spur zu kommen; er hat gezeigt, daß Materie noch da ist, wo sie schon als längst verschwunden und als wirkungslos von den Gegnern angenommen wird.

Da nun das Blut in 20 — 30 Secunden seinen Kreislauf im Körper vollendet, so kommen also innerhalb dieser kurzen Zeit die fein vertheilten Arzneitheilchen mit allen Nervenenden in Berührung, daher auch die rasche und kräftige Wirkung kleiner homöopathischer Arzneigaben, zumal aus den Beobachtungen der Physiologen erhellet, daß die Arzneiwirkung vorwiegend mehr von den Nervenenden, als von den Nervencentren ausgeht.

Geht aber auch die reale Theilbarkeit der Materie außerordentlich hoch, so ist sie doch endlich und begrenzt, und sie bleibt weit hinter der idealen Unendlichkeit der Mathematik zurück. Die Behauptung unserer Gegner aber, daß so kleine Mengen nicht mehr auf den Körper wirken können, verliert durch Mayerhofer's Experimente alle Begründung, denn was ist, muß unter entsprechenden Umständen auch wirken können. Erhält der Kranke Zinn in der 3ten Verreibung, so nimmt er, nach auf mikrometrischen Untersuchungen gebauten Angaben, 115,200,000 getheilte und noch theilbare Metallkörperchen. Daß aber so kleine Arzneitheilchen noch Wirkung auf den menschlichen Körper äußern, zeigen klinische Experimente, wovon wir in dem vorigen Paragraph mehrere anführten.

§ 86.

Schlußbemerkung.

Wir können aber auch nicht umhin, zu bemerken, daß oft eine ungleichförmige Zertheilung des angewendeten Arzneikörpers stattfindet, was nicht nur Gegner der Homöopathie, wie Dr. Zobl, sondern Mayerhofer selbst bemerkte, indem er vom Zink sagte (Hygea I. S. 34): Unmittelbar neben den Kolossen liegen Körnchen, die millionenmal kleiner sind und die ungeheure Ungleichmäßigkeit einer homöopathischen Verreibung anschaulich machen. Aus diesem für die Praxis ziemlich gleichgiltigen Uebelstande erfahren wir, daß die kleinsten Partikelchen die größte Wirkung äußern müssen, die „Kolosse“ aber, als an den allöopathischen Ballast erinnernd, nur schädliche Beigaben seien.

Hieraus folgt aber das für die Pharmakotechnik wichtige Postulat, die niedern Verreibungen und Verdünnungen durch Multiplication der höhern zusammenzusetzen, d. h., wenn man z. B. nach dem Decimalsystem verdünnt, statt 1 Gran der zweiten Verreibung zweckmäßiger 10 Gran der dritten Verreibung zu geben. Man hat in beiden Fällen dieselbe Arzneiquantität gegeben, im zweiten Falle aber den Körper vielmehr verkleinert und also seine Arzneikraft vergrößert; da es doch einmal fest steht, je mehr ein Körper verrieben und verdünnt wird, desto mehr werden seine Arzneikräfte entfaltet, aufgeschlossen und lebendig. (Prager med. Monatschrift, 2. Jahrg. 1854.)

Diese angeführten wissenschaftlichen Argumente mögen die Wirkungsfähigkeit unserer unendlich kleinen Dosen in Wahrheit beurkunden, wenn auch sehr vielen, wie Bayle richtig sagt, das Wahre nicht immer auf den ersten Blick das Wahrscheinliche ist — „La vérité n'est pas toujours vraisemblable“, und wir erlauben uns zum Schlusse dieses Capitels noch einen schlagenden Beweis für die große Wirkung sehr kleiner Arzneigaben in der Mittheilung zu geben, daß nach den neuen Angaben von Plate aus Oldenburg (Allg. hom. Ztg. 1854) Crotalus in der 30sten Dilution gegen das gelbe Fieber so vortheilhaft wirkte, wo alle andern Mittel im Stiche ließen, daß fast wöchentlich Schiffscapitäne, durch die glänzenden Erfolge veranlaßt, das Mittel von Plate in Tropfenform forderten. 1 Tropfen in 6 Eßlöffeln voll Wasser und alle Stunden ein Löffel davon reichte hin, um das Uebel zu besiegen.

§ 87.

Große Arzneigaben aber, sowohl der Allöopathen als Homöopathen, bleiben unter allen Umständen eben so verwerflich, als unverzeihlich, wo man mit kleinen Gaben heilsame Erfolge erzielen kann.

Beispiele mögen das bestätigen. Die med.-chirurg. Zeitung, April 1856, erzählt, daß an dem in den Sommermonaten 1853 zu New-York herrschenden gelben Fieber mehr als die Hälfte der Erkrankten durch die großen Dosen von Chinin, welches ihnen in Skrupeln und Drachmen gereicht wurde, starben. Die Aerzte gaben 20—60 Gran pro dosi, ja sogar ein nicht skrupulöser Franzose gab seinem Kranken 4 Drachmen Chinin auf einmal, bei welcher rationellen Heilmethode die Kranken auch gewöhnlich am zweiten oder dritten Tage starben, während das gelbe Fieber, sich selbst überlassen, auch im schlimmsten Falle nie vor dem vierten Tage tödtete.

§ 88.

Auch relativ große homöopathische Gaben sind nachtheilig.

Attomyr erzählt in seinen Briefen über Homöopathie, 3tes Heft, S. 10: Einer bella donna habe er einmal gegen Halsweh

Belladonna 30. gegeben; die Besserung war eine geringe, die Kranke verlangte durchaus eine stärkere Arzneigabe. Er gab ihr einen Tropfen der 3ten Verdünnung. Nach 10 Stunden wurde er eilends zu ihr gerufen, der Halsschmerz war schlimmer wie früher, sie fürchtete zu ersticken, sie konnte den Unterkiefer kaum ein Paar Linien vom Oberkiefer abziehen, sie klagte über Schmerz in den Gesichtsmuskeln, besonders im Masseter, so daß ein Kinnbackenzwang bevorstand, förmliche Scharlachröthe des Gesichtes, die Sprache kaum vernehmlich, Fieber sehr heftig. Kaffee beizubringen, war unmöglich wegen der andauernden Schlingbeschwerde. Er ließ sie an Kampher riechen, nach zwei Stunden trat ein dreistündiger Schlaf ein, aus dem sie mit bedeutender Erleichterung unter Schweiß erwachte, doch konnte sie sich noch während einer längern Zeit nicht gut erholen. Daher nur unendlich kleine Gaben, und Hufeland (Die Homöopathie, Berlin 1831) fragt daher in consequenter Weise mit Recht: „Haben wir es den Brownianern gestattet und gestatten es den Contrastimulisten noch, Opium und alle andern heroischen Mittel in ungeheuer großen Gaben anzuwenden — warum sollten die Homöopathen nicht die Erlaubniß haben, sie in ungeheuer kleinen Dosen anzuwenden?“

Fünftes Capitel.

Die Potenzirtheorie. Die Verdünnungstheorie. Die Dynamisationstheorie.

§ 89.

Hahnemann'sche Ansicht von der Steigerung oder Potenzirung der Arzneikraft.

In dem sechsten Bande der reinen Arzneimittellehre spricht sich Hahnemann über dieses Thema folgendermaßen aus: „Bei Bereitung homöopathischer Arzneiverdünnungen entsteht durch das fortgesetzte Schütteln und Reiben nicht nur die innigste Mischung, sondern zugleich eine so große, nie geahnte Veränderung in Aufschließung und Entwickelung der dynamischen Kräfte der so bearbeiteten Arzneisubstanz, daß es Erstaunen erregt. Welche physische Veränderung und Kraftentwickelung durch Reiben aus den Stoffen in der Natur, die wir Materie nennen, hervorgebracht werden, ahnete man nur bisher aus einigen Ereignissen — was sie aber in der Entwickelung und Erhöhung der dynamischen Kräfte der Arzneien für erstaunliche Wirkung hervorbringen könne, ahnete man nicht einmal.

Wenn ein Stück Stahl stark und schnell mit einem harten Steine (Achate, Flintensteine) beim Feuermachen herabschlagend gerieben wird, so daß glühende Funken abfliegen, von denen Zunder und Schwamm anglimmt, so sieht man, wenn die Feuerfunken auf ein weißes Papier fallen, oft mit bloßen Augen oder durch das Vergrößerungsglas, meist nur kleine Stahlkügelchen da liegen, welche von der Oberfläche des Stahls durch den harten Reibeschlag mit dem Steine von dem übrigen Stahle in geschmolzenem Zustande, getrennt und glühend, wie kleine Feuerkugeln in Funkengestalt auf das Papier herabgeschleudert, wo sie erkalten. Also das heftige Reiben des Steines am Stahle bringt

eine solche Gluth hervor, die den Stahl zu Kugeln schmelzt. Es gehört aber eine Hitze von 3000 Fahrenheitischen Graden dazu, um Stahl zu schmelzen. Diese ungeheure Hitze kommt aber nicht aus der Luft; denn dieselben Erscheinungen erfolgen eben so gut im luftleeren Raume unter der Glocke einer Luftpumpe; nur aus den zusammen geriebenen Stoffen entwickelt sich dieser Hitzegrad. Der Hitzstoff war aber früher im latenten, gebundenen und unentwickelten Zustande, und nur durch Reiben wurde dieser gebundene Hitzstoff entwickelt, erweckt. Graf Rumford lehrte uns die Zimmer heizen blos durch schnelle Bewegung auf einander sich reibender Metallplatten, ohne das mindeste gewöhnliche Feuermaterial dabei anzuwenden. Durch das Reiben werden aber auch nicht nur die innern physischen Kräfte, wie Wärmestoff, Geruch u. s. w. aus den Naturkörpern erweckt und entwickelt, sondern auch die dynamischen Arzneikräfte der natürlichen Stoffe bis zu einem unglaublichen Grade hervorgerufen."

„Durch das Schütteln und Reiben der arzneilichen Stoffe mit unarzneilichen werden aber auch, wenn diese Manipulation länger fortgesetzt wird, Substanzen, in denen man im rohen Zustande Jahrhunderte lang keine Arzneikraft wahrnehmen konnte, entwickelt, die unter dieser Bearbeitung eine erstaunenswerthe Kraft auf das Befinden des Menschen enthüllen."

„So erweisen sich feines Gold, feines Silber und Platina gänzlich kraftlos auf das menschliche Befinden in ihrem gediegenen Zustande — eben so die Holzkohle in ihrer rohen Gestalt. Mehre Grane Blattgold, Blattsilber oder Kohle kann auch die empfindlichste Person einnehmen, und sie wird nie eine arzneiliche Wirkung davon spüren. Alle diese Substanzen liegen so vor uns in einem noch arzneilichen Scheintode. Aber, nach der Weise homöopathischer Arzneibereitung, durch stundenlanges kräftiges Reiben eines Grans z. B. dieser Goldblättchen mit 100 Gran eines unarzneilichen Pulvers (Milchzuckers) entsteht ein Präparat, welches schon viel Arzneikraft hat. Von diesem Präparate aber wieder ein Gran mit 100 Granen Milchzucker eine Stunde lang gerieben und dieses Verfahren in gleicher Maße mit immer neuen 100 Granen Milchzucker wiederholt, bis dahin, daß das letzte Präparat in jedem Grane eine Quadrillion eines Granes Gold ent-

hält, giebt eine Arznei, in welcher die im gediegenen Zustande des Goldes gänzlich schlummernden und erstarrten Arzneikräfte so auffallend ins Leben gerufen und zur Thätigkeit entwickelt werden, daß sie in der Melancholie und Neigung zum Selbstmorde eine heilsame Arznei geben."

Arzneistoffe können auch durch den Proceß des Schüttelns und Reibens bis an die Grenzen der Unendlichkeit potenzirt werden; doch ist darin Schranke zu halten, um nicht durch fortgesetztes Reiben die Kräfte der Arzneien allzusehr zu erhöhen.

§ 90.

Fernere Lehre Hahnemann's von der Veränderung des physisch-chemischen Verhaltens der Arzneistoffe durch das Reiben und Schütteln.

Ueber die Veränderung des physisch-chemischen Verhaltens der Arzneikörper bei der homöopathischen Bereitungsweise spricht sich Hahnemann im zweiten Theile seiner chronischen Krankheiten in folgender Weise aus: „Nicht blos daß die Arzneistoffe durch die angegebene Manipulation ihre Arzneikraft in einem unermeßlichen Grade entwickeln; sondern sie verändern auch ihr physisch-chemisches Verhalten dergestalt, daß, wenn man in ihrer rohen Stoffgestalt nie eine Auflösbarkeit derselben in Wasser und Weingeist wahrnehmen konnte, sie, nach dieser besondern Umwandlung, doch gänzlich, sowohl in Wasser, als in Weingeist, auflöslich werden. Eine Entdeckung, die ich der Welt zum ersten Male hier vorlege."

Der braunschwarze Saft des Meer-Insects der Sepie, zum Zeichnen und Malen gebräuchlich, ist im rohen Zustande nur in Wasser, nicht in Weingeist auflösbar, er wird aber auch in Weingeist, durch unsere Verreibungsart, löslich.

Das gelbe Bergöl (Petroleum) ist rein und mit keinem sonstigen ätherischen Oele vermischt, weder in Weingeist noch in Wasser löslich. Durch die Reibebereitung wird es in Beiden lösbar.

So schwimmt der Bärlapp-Staub (Lycopodium) in Weingeist und auf Wasser, ohne daß beide einige Einwirkung auf denselben zeigen. — Das rohe Lycopodium ist geschmacklos und unthätig, wenn es in den menschlichen Magen kommt, aber auf

gleiche Weise durch das Reiben verändert, ist es nicht nur in beiden Flüssigkeiten völlig auflöslich, sondern hat auch eine so ungeheure Arzneikraft entwickelt, daß man sehr behutsam mit seiner ärztlichen Anwendung umgehen muß.

Der Marmor, die Austerschale sind weder in reinem Wasser noch in Weingeist auflösbar. Diese milde Kalkerde wird es aber, sowie die kohlensaure Schwererde (Baryt. carbon.) und die Magnesia in beiden mittelst dieser Art von Verreibung, wo dann beide eine erstaunenswerthe Größe von Arzneikraft äußern.

Am wenigsten wird Jemand dem Quarz, dem Bergkrystall, oder dem weißen Sande eine Auflösbarkeit in Wasser und Weingeist, oder eine Arzneikraft zutrauen, doch durch die der Homöopathie eigene Art von Kraftentwickelung, durch Potenzirung mittelst der Reibung, wird die Kieselerde nicht nur in Wasser und Weingeist ohne Rückstand auflöslich, sondern zeigt auch bedeutende Arzneikräfte. Die gediegenen und die geschwefelten Metalle werden ohne Ausnahme sämmtlich durch diese Behandlung in Wasser und Weingeist löslich und arzneikräftig.

Auch findet in diesem ihrem erhöhten und gleichsam verklärten Zustande keine Neutralisation mehr statt. Die Arzneiwirkungen des Natrums, des Ammoniums, des Baryts, der Kalkerde und der Magnesie werden in diesem ihrem hochpotenzirten Zustande, wenn man eine Gabe von einem derselben eingenommen, nicht etwa wie basische Stoffe in rohem Zustande durch einen darauf eingenommenen Tropfen Essig neutralisirt, ihre Arzneikraft wird nicht umgeändert oder vernichtet.

Die so zubereitete Salpetersäure wird in der zum homöopathischen Arzneigebrauche dienlichen hohen Potenzirung in gehöriger Gabe eingenommen, erst durch ein wenig rohe Kalkerde oder Natrum, welche, hierauf gereicht, in ihrer Arzneiwirkung abgeändert oder neutralisirt werden.

§ 91.

Argumente für die Hahnemann'sche Potenzirtheorie.

Hofrath Rau giebt einige berücksichtigungswerthe Gründe in seinen Beiträgen zur homöop. Heilkunst, Seite 175, an, welche darthun mögen, daß die Verdünnungen der homöopathischen Arznei-

mittel füglich als Potenzirungen zu betrachten seien. Denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß viele Körper im Zustande der Verdünnung höhere Kräfte offenbaren.

Dampfbäder von arzneilichen Stoffen sind viel wirksamer als warme Kataplasmen. Das mit Sägespänen oder mit Mehl vermischte Schießpulver explodirt stärker, als wenn es unvermischt angezündet wird.

Sauerstoffgas und kohlensaures Gas wirken ganz anders, als der gebundene Sauerstoff und Kohlenstoff.

Das nach französischer Sitte en lavage gegebene weinsteinsaure Spiesglas erregt leichter Erbrechen, als eine doppelte Menge desselben, die man in Pulverform nehmen läßt. Viele andere Arzneikörper sind um so wirksamer, je feiner sie pulverisirt worden sind.

Viele dem Physiker bekannte Gründe machen es mehr als wahrscheinlich, daß die Cohäsion eine Modification des Magnetismus ist.

Nicht weniger bekannt ist uns, daß zwischen den magnetischen und elektrischen Kräften ein polares Verhältniß besteht, durch welches ein Uebergang magnetischer Leitung in die elektrische Spannung ermöglicht wird. Nun wissen wir ferner, daß durch die Veränderung des Cohäsionsverhältnisses, durch das Auseinanderweichen der zu einem Ganzen vereinigten Theile einer Substanz, durch die Expansion, Elektricität hervorgerufen wird. Indem wir nun den Magnetismus durch Verminderung der Cohäsion aufheben, erwecken wir die latent gewesenen elektrischen Kräfte, und die Stoffe können in den höchsten Verdünnungen noch fähig werden, ihre dynamischen Wirkungen zu äußern. In dieser Beziehung sind also die Verdünnungen der homöopathischen Arzneimittel füglich als Potenzirungen zu betrachten.

§ 92.

Die stärkere Bewegung der fein zertheilten Partikeln kann zur Potenzirung der Arzneikraft beitragen.

Der Einfluß der stärkern Bewegung der fein zertheilten Partikeln ist um so weniger zu verkennen, wenn wir uns erinnern,

daß sie überhaupt ein vorzügliches Mittel ist, um die Wirkungen aller Imponderabilien, des Magnetismus, der Elektricität des Lichtes und der Wärme frei zu machen. Phosphorescenz wird in vielen Körpern durch Reibung hervorgebracht; so wie man auch häufig ein Leuchten des wellenschlagenden Meeres beobachtet hat.

Knalloxyde explodiren in Folge von Reibung oder Erschütterung, und den sogenannten spontanen Entzündungen geht eine Bewegung der Partikeln voran, weshalb auch eine gewisse Lockerheit der Materie dazu erforderlich ist.

Wenn man einen Pyrophorus genau betrachtet, so sieht man deutlich, wie die Masse desselben sich erst wenig, nach und nach aber immer mehr auflockert und bewegt, bis endlich die Flamme herausschlägt.

Bekanntlich explodiren Zündhütchen zuweilen ohne alle Erschütterung, wenn sie nämlich naß geworden sind, in welchem Falle ein fortschreitender Oxydationsproceß die Auflockerung und Bewegung in der Substanz des entzündbaren Stoffes bewirkt.

Durch Reibung oder durch Erschütterung der bewegten Theile werden Eisenstangen magnetisch gemacht. Bei allen diesen Erscheinungen ist ein verändertes Aggregationsverhältniß der Theile unerläßliches Bedingniß; denn durch Druck, welcher die Elasticität der Theile anregt und das Streben zur Expansion thätig macht, durch Theilung, Reibung und Erschütterung werden immer die elektrischen Wirkungen der in Indifferenz befindlichen Substanzen hervorgerufen, so wie man durch Reibung gelähmter Theile oder des ganzen Körpers beim Scheintode das in sich geschlossene Leben erweckt.

Auf gleiche Weise können nun auch in den Arzneisubstanzen durch feine Vertheilung und durch starke Bewegung beim Reiben und Schütteln die in Banden schlummernden Kräfte gelöst, und die nach außen gerichteten Wirkungen derselben frei gemacht werden. Denn die bereiteten Verdünnungen sind mehr als eine Vertheilung arithmetischer Größen, sie sind Potenzirungen, wahre Kraftentwickelungen.

§ 93.

Die Verfechter der Potenzirtheorie. Korsakoff, Groß und Rummel.

Einen der wärmsten Vertheidiger der Potenzirtheorie treffen wir an Korsakoff in seiner Ansteckungstheorie. (Erfahrungen über die Fortpflanzung der Arzneikraft der homöopathischen Heilmittel. Archiv f. d. hom. Heilk. II. Bd. 2. Heft.) Er gesteht dem Dynamismus der Arzneien eine solche Uebermacht zu, daß ein mit hochpotenzirter arzneilicher Flüssigkeit befeuchtetes und wieder trocken gewordenes Streukügelchen, wenn es in einem verstopften Glase mit einigen hundert andern Streukügelchen geschüttelt wird, diesen allen seine Kräfte mittheilt.

Er vergleicht dieses Uebertragen der Arzneiwirkungen auf indifferente Substanzen sehr sinnreich mit einer Contagion. Die einmal mit dem Pestcontagium durchdrungene Baumwolle kann ungeschwächt ihre Ansteckungskraft auf eine große Anzahl von Organismen mittheilen.

Groß erklärte sich für die Richtigkeit der Hahnemann'schen Potenzirtheorie und nahm keinen Anstand, es als ein Gesetz zu erklären, daß die Kraft der Arznei mit der Abnahme der Masse wächst und sich erst ganz entwickelt, wenn nichts Materielles mehr an ihr zu spüren ist. (Allg. hom. Ztg. Bd. 27, S. 157.)

Auch Rummel war anfangs ein Anhänger der Potenzirtheorie und suchte ihr in den Erscheinungen der Expansivkraft eine positive Unterlage zu geben. Nach seiner Ansicht theilt sich von den ersten arzneilichen Tropfen die Arzneikraft jedem Theilchen der 100 Tropfen Weingeist, mit welchem er zusammen geschüttelt wird, gleichmäßig und innig mit.

Durch Reiben aber werde die Arzneikraft auf den Milchzucker übertragen, gleichsam angesteckt (Archiv, Bd. VII. 3. Heft). Hier geht Rummel offenbar in die Korsakoff'sche Idee ein.

§ 94.

Rau und Rummel treten von ihren frühern Ansichten für die Potenzirtheorie zurück.

In der richtigen Auffassung des wahren Standpunktes der homöopathischen Heilkunde gelangten diese beiden helldenkenden

Aerzte zu der Ueberzeugung, daß über die Einwirkung unendlich kleiner Gaben auf den erkrankten Organismus nur die Physik und die Physiologie einen klaren Aufschluß bieten können; metaphysische Hypothesen aber in das Reich der Thatsachen einzubringen, entspricht weder dem jetzigen Zustande der Naturwissenschaften, noch den von ihnen gebotenen exacten Methoden, welche eine Trennung des Stoffes und seiner ihm eigenthümlichen Kraft in zwei verschiedene Elemente verwirft, deren beide wesentlich eins sind. Stoff und Kraft drücken nach zwei Seiten hin eins und dasselbe aus. Materialismus und Dynamismus sind, wie Griesselich richtig sagt, unzertrennlich und wesentlich eins. Scheinbar, wie Nord- und Südpol, entgegengesetzt, bilden sie wesentlich nur eine Einheit, ein Ganzes.

Rau (Hygea, IV. 299) führt das ganze Geheimniß der Potenzirtheorie auf die unbestrittene Thatsache zurück, daß Stoffe durch eine feine Zertheilung wirksamer werden, weil sie mehrere Berührungspunkte erhalten; hingegen gehört die Annahme der stufenweise fortschreitenden Steigerung der schlummernden Kräfte durch immer weiter fortgesetzte Verdünnung in das Reich der Phantasie.

Besonders werthvoll für die Praxis ist der von ihm gestellte feine Unterschied der Arzneistoffe:

1. In jene, welche in ihrem rohen Zustande die ihnen eigenen Kräfte nicht entfalten, und erst durch den Vorgang der Zertheilung, der Verreibung und Verdünnung Heilkräfte äußern, wie z. B. bei den Erden und schwer oxydirbaren Metallen, bei dem Lycopodium und der Kohle. Solche Substanzen können in ihrem natürlichen Zustande in ziemlicher Menge genommen werden, ohne eine bemerkbare Veränderung im Organismus hervorzubringen, äußern aber, sobald sie verrieben oder verdünnt werden, bewundernswürdige Kräfte. Wir erlauben uns auch zu bemerken, daß manche Arzneikörper, wie Carbo vegetabilis und Natrum muriaticum, erst in der 24sten und 30sten Verdünnung ihre Heilkräfte recht entwickeln. Wer einmal die asphyktische Cholera mit Carbo vegetabilis behandelt hat, wird unserer Erfahrung beistimmen.

2. In solche Arzneistoffe, welche zwar schon als Rohstoffe höchst wirksam sind, aber ohne vorausgegangene Verkleinerung nur mit Nachtheil gebraucht werden können, und daher einer Massenverkleinerung benöthigen, wenn sie nicht als Gifte wirken sollen. Dahin gehören die oxydationsfähigern Metalle, wie z. B. Arsenik, Quecksilber, Kupfer, Blei u. s. w.

3. In Combustilien, wie z. B. Phosphor, Schwefel, Petroleum, Kampher, welche als Erzeugnisse höherer Bildungsstufen auch in unverdünntem Zustande eine genügende starke Wirkung haben, die nicht gesteigert zu werden braucht, sondern oft gemildert werden muß. Auch Rummel änderte später seine frühere Ansicht, daß durch Reiben und Schütteln die Arzneikraft potenzirt werde; nur eine Entwickelung schlummernder Kräfte, wie bei der Wärmeerzeugung durch Reiben, hält er für möglich. Die Verdünnung ist bei ihm eine Verfeinerung der Materie, und er ist der Meinung, daß die 200ste und die 400ste „Verfeinerung" noch wirksam sei. (Allg. hom. Ztg. Bd. 29, S. 41.)

§ 95.

Die Gegner der Potenzirtheorie: Schrön, Trinks, Wolf, Hartmann, Veith, Kämpfer, Hirschel und deren Einwürfe.

Einer der aufgeklärtesten Freunde der Homöopathie, wenn auch kein Verehrer der schwer zu begründenden Potenzirtheorie, Dr. Schrön, widerlegt diese Lehre (die Hauptsätze der Hahnemann'schen Lehre, S. 66) in solch gründlicher Weise, daß wir nicht umhin können, die Hauptmomente der Widerlegung in möglichster Kürze unsern Lesern mitzutheilen. Er sagt: „Ein Punkt liegt uns zu erörtern sehr nahe, nämlich, ob vermöge der in der Homöopathie gebräuchlichen Bearbeitung der Arzneikörper die Mittel wirklich potenzirt, oder ob sie nur verkleinert werden. Denn hier muß eine verschiedene Ansicht auch in der Praxis ein verschiedenes Handeln unbedingt zur Folge haben. Denn, wirkt mir z. B. eine kleine Gabe, wenn ich von der richtigen homöopathisch angezeigten Wahl des Mittels fest überzeugt bin, in einem vorliegenden Falle nicht, so muß ich, so ich an's Potenzirtwerden der Medicamente durch die homöopathische Manipulation glaube, eine noch kleinere geben; bin ich aber entgegengesetzter Meinung

so werde ich eine größere Gabe reichen — also ein wesentlicher Unterschied.

Ehe wir zur Untersuchung selbst schreiten, müssen wir uns über den Begriff Potenziren in's Klare bringen. Etwas potenziren heißt nach den gewöhnlichen Begriffen: eine Sache auf einen höhern Grad von Werth oder Kraft bringen, als sie in ihrer gewöhnlichen Gestalt war; verdünnen aber heißt als gerader Gegensatz: etwas durch Hinzuthun eines indifferenten Körpers in seiner Kraft schwächen. Eine Verwechselung dieser Begriffe führt zu Unklarheiten, Mißverständnissen und Widerspüchen." Nun führt er folgende Argumente gegen die Potenzirtheorie an:

Erstens: Das Potenziren der Medicamente behufs ihrer Anwendung widerspricht dem Zwecke der Homöopathie.

Es erhellet aus mehreren Stellen im Organon, daß Hahnemann bei der Herabstimmung und Verkleinerung der Gaben keine andere Absicht hatte, als die Kranken nicht durch große Gaben in Gefahr zu bringen. Er sagt auch ganz deutlich im Organon, § 277: „Eine Arznei wird um so heilsamer sein, je mehr ihre Gabe zu einem passenden Grade von Kleinheit herabsteigt." Wo aber von einem Herabsteigen in der Dosis die Rede ist, wo man von Arzneikraftverkleinerung spricht, da kann an ein Potenziren und eine Steigerung der Arzneikraft nicht gedacht werden, da Vermeidung der homöopathischen Verschlimmerung und eine zu heftige Reaction des Organismus Haupttendenz des homöopathischen Arztes ist.

Zweitens: Es scheint nur so, als ob einige Beobachtungen für das Potenzirtwerden der Medicamente sprächen.

Es kann wohl nie geleugnet werden, daß einige Arzneikörper, wie Natrum muriaticum, Semen Lycopodii, Succus Sepiae, Carbo vegetabilis, Calcarea carbonica, in ihrer natürlichen Form und Beschaffenheit ganz indifferent sind für den menschlichen Organismus und erst durch die homöopathische Zubereitung zu wichtigen Medicamenten werden. Dieser Umstand scheint für ein Verstärktwerden ihrer Kraft zu sprechen. Allein würde ein Medicament wirklich durch das Reiben und Schütteln, an

intensiver Arzneikraft verstärkt, so müßten wohl an ihm alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten stärker hervortreten, da müßte Natrum mur. 30. auch salziger schmecken, was aber nicht der Fall ist.

Dazu vertragen auch nicht alle Mittel so lange fortgesetzte Bearbeitung, wenn sie nicht gänzlich wirkungslos werden sollen, wie z. B. beim Campher, Moschus und Kaffee, und das wäre, wenn eine Potenzirung dadurch bewirkt würde, nicht ererklärlich. Auch klinische Erfahrungen sprechen dafür, daß weitere Verdünnungen nicht intensiv stärker wirken, sondern milder. Einem an Phthisis laryngea Leidenden wurde Spongia 2. gegeben, es trat eine ungemeine Verschlimmerung ein; Spongia 15. minderte die Zufälle sehr.

Kopp erzählt (dessen Denkwürdigkeiten, Bd. II. S. 193), daß ein Gran von Stannum in der dritten Verreibung den Kranken viel zu stark afficirte, und den Husten sehr vermehrte, während die sechste Verdünnung gute Dienste leistete.

Drittens: Viele Beobachtungen und Erscheinungen sprechen gegen ein Potenzirtwerden der Medicamente durch die homöopathische Bereitung.

Diese angeführten Gründe sind wohl etwas schwächern Calibers. Es wird angeführt, daß das Geschütteltwerden der Medicamente keinen Grund zur Vergrößerung der Kraft bieten könne, indem die in kleinen Apotheken flüssig in der Tasche lang getragenen und fortwährend geschüttelten Medicamente keine größere Stärke zeigen. Ebenso wenig fand eine Kraftvermehrung statt bei einer Umsiedelung, wo die homöop. Arzneien auf einem Fahrwege der Schüttelung in der Art ausgesetzt waren, daß sie wohl zur Anwendung nicht mehr geeignet gewesen wären. (Allgem. hom. Ztg. Bd. III. S. 112.)

Dieses Raisonnement führt Dr. Schrön zu den Schluß: daß die unleugbare Wirksamkeit so kleiner Gaben einzig in der zarten Reactionsfähigkeit des thierischen Organismus zu suchen sei; daß ein absolutes Verstärken oder Potenziren der Medicamente dem homöopathischen Heilzwecke ganz zuwider wäre; endlich daß das Darreichen kleiner und kleinster Gaben nicht als etwas Wesentliches in der Homöopathie zu betrachten ist, da das

nach dem homöopathischen Grundsatze richtig gewählte Medicament auch in größerer Gabe oft hülfreich sich bewährt.

So spricht sich Schrön über die Potenzirtheorie aus, dessen Ansicht theilen:

Trinks. Seine Aeußerung geht dahin, daß die Kraft einer Arznei sich nur durch die technische Bearbeitung derselben entwickeln, aber nie steigern oder potenziren läßt. (Allgem. hom. Ztg. Bd. VI. Nr. 3.)

Wolf, der in seinen „18 Thesen", die er 1836 vorlegte, die Potenzirtheorie in ähnlichem Geiste aufgefaßt hat, ist gegen die Annahme einer sogenannten Vergeistigung der Arznei durch Schütteln und Reiben; er erklärt sich gegen die von Hahnemann gegebene arithmetische Progression der Arzneiwirkungen, und meint, daß Hahnemann ursprünglich nur Verkleinerung der Arzneigaben im Sinne gehabt habe.

Hartmann ist eben nicht für die Potenzirtheorie; die Arzneien, sagt er, können nur diluirt, aber nicht potenzirt werden. Dynamisches und Materielles bilden bei ihm ein Ganzes; das Geistige vom Körperlichen losreißen wollen, das gehe auf etwas den gesammten Naturerscheinungen Zuwiderlaufendes hinaus. (Allg. hom. Ztg. Bd. VI. 26.)

Joh. Em. Veith ist eben nicht der Ansicht, daß durch rasches Diluiren, starkes Reiben der Arzneigeist befreit werde aus seinem Zwinger; er meint ferner, in jeder Arzneigabe wäre das Mittel als ein Ganzes und nicht als ein Bruch anzunehmen; der Glaube aber, es trete die Kraft von der Materie an indifferente Stoffe, z. B. an den Milchzucker oder Weingeist über, sei eine altpersische Vorstellung. (Hygea, V. Bd. S. 443.)

Kämpfer lehrt, daß die Stärke der Arzneien durch Verdünnungen vermindert und nicht potenzirt werde, sie nehme aber in den Verdünnungen außerordentlich langsam ab; er ist nicht der Meinung, daß diese Abnahme sich in einer bestimmten arithmetischen Progression darstellen lasse. Trotz der Abnahme der Stärke sind aber doch die meisten Verdünnungen der Arzneien in ihrer Wirksamkeit auf den Organismus schneller, flüchtiger und durchdringender, sie entwickeln alle die in ihnen enthaltenen Kräfte viel vollständiger und vielseitiger, als unverdünnte Arzneien.

Zu den Gegnern der Potenzirtheorie der Neuzeit zählen wir noch Hirschel. Er bemerkt sehr richtig, daß durch diese Lehre die Theilung auf einmal zu der Ehre kommt, mehr zu leisten, als das Ganze; nur noch ein Schritt, und die Verdünnung wurde Verstärkung.

So bildete sich nach und nach dieses wundersame Gebäude von Wahrheit und Irrthum, von Wirklichkeit und Uebertreibung, welches unendliche Mißverständnisse herbeiführte.

§ 96.

Schlußfolgerungen.

Aus dem Gesagten ziehen wir den Schluß, daß bei jenen Körpern, die schon im unverdünnten Zustande ihre volle Wirksamkeit entfalten, wie z. B. Arsenik, Blausäure, der Zweck des Verdünnens kein anderer sei, als ihre Kraft zu mildern; mit der Verkleinerung machen wir sie für den Organismus freundlicher, da sie als Gifte ihm feindlich sind; von einem Kraftsteigern kann wohl hier nicht die Rede sein. Bei jenen Körpern aber, die in roher Masse keine merkliche Einwirkung auf den Organismus äußern, wie z. B. Lycopodium, Carbo vegetabilis, ist der Zweck der Zertheilung, die rohe Masse aufzuschließen, auf daß sie mit einer Menge von Berührungspunkten dem Organismus sich darbiete. Hier zeigt sich wohl ein Freiwerden und eine Entwickelung der Arzneikraft durch das Verreiben; doch wird hier nicht etwas geschaffen, was im Stoffe nicht war. Der Stoff bleibt seinem Wesen nach in Stäubchen wie in der großen Masse, die Kraft wird durch die geeignete Manipulation entfaltet, aber nicht gesteigert, was auch den Wirkungen der homöopathischen Arzneien keinen Eintrag thut.

Sechstes Capitel.

Die homöopathische Dosologie. Die homöopathische Gabenlehre. Die Lehre von der Gabengröße.

§ 97.

Ueber die Gabengröße der Arzneien sind die Homöopathen noch nicht einig.

Die Dosenlehre ist bekanntlich jene Doctrin, welche uns mit der Anwendung der Quantität eines Arzneikörpers im erkrankten Organismus bekannt macht. Sie ist auf mehrere praktische Regeln gestützt, bildet einen Theil der Receptirkunst und bietet im Ganzen wenig interessante Momente. Die Dosenlehre der ältern Schule bildet ein mehr weniger ruhiges abgeschlossenes Ganze, und es entscheidet über die Anwendung einer größern oder kleinern Gabe eines Arzneikörpers z. B. des Aconitextractes, des Mercurs u. s. w. mehr die Kühnheit und Verwegenheit des Arztes, als der wissenschaftliche Ausspruch. Furchtsame Aerzte geben gewöhnlich kleine, dreiste Heilkünstler große Dosen, worauf letztere sich nicht wenig zu Gute thun. Ganz anders verhält es sich mit der Dosenlehre der Homöopathen, ihre Acten sind nicht geschlossen, noch stehen ihre Kämpfer auf polemischem Boden, noch stehen ihre Bearbeiter auf dem Gebiete wissenschaftlicher Umwälzung, und sie hat so, wie die Politik, ihre Conservativen, ihre Radicalen, ihre Ultras und ihre gemäßigte Partei.

Eine jede dieser Parteien aber zählt ihre achtbaren Elemente, Männer der Wissenschaft, die mit den friedlichen Waffen der Kunst, mit den Waffen der Erfahrung ihre Dogmen erkämpfen. Sollen wir nun aus dieser Verschiedenheit der Ansichten, aus den divergirenden Meinungen so vieler achtbarer Praktiker das Richtige herausfinden und Anhaltspunkte für die homöopathische Pra-

xis gewinnen, so müssen wir uns auf das Kampfgebiet selbst begeben und die Kämpfer und ihre Ansichten kennen lernen.

Wir beginnen nun mit dem ersten Vorkämpfer der homöopathischen Dosenlehre, mit dem Stifter der Wissenschaft, mit Hahnemann.

§ 98.

Hahnemann selbst verordnete anfänglich große Arzneigaben.

Die erste Kundmachung des homöopathischen Heilgrundsatzes: Similia similibus curantur, fällt in's Jahr 1796. Dieses gefundene Heilprincip durch praktische und klinische Fälle bestätigt zu sehen, war damals Hahnemann's Hauptbestreben. Er wollte anfangs durchaus nicht zeigen, daß man mit den kleinsten potenzirten Arzneien heilen könne, sondern daß die Heilungen nur nach dem homöopathischen Grundprincipe erzielt werden können. Er sah daher anfangs wenig oder gar nicht auf das Passende der Gabe, sondern auf das Passende des Mittels. Er verordnete in der That zu jener Zeit massenhafte Arzneigaben. Einen bestätigenden interessanten Fall theilt Hahnemann in seinen kleinen medicinischen Schriften, I. Bd. S. 12 mit: „Ein junger Mensch von zwanzig Jahren," erzählt er, „hager und schwächlich, war seit seiner frühesten Jugend einem krampfhaften Asthma unterworfen, welches immer im Herbste zunahm, im lauen Frühling aber wieder abgenommen hatte. Die Anfälle wurden jedes Jahr stärker. Jeder Fall des Barometers, jeder Nordwind, jedes herannahende Schneegestöber, jeder Windsturm hatten ihm einen asthmatischen Anfall von Stunden und Tagen zugezogen, wo er nicht selten die Mitternächte hindurch, mit beiden Händen gegen den Tisch gestemmt, mit allen Kräften nur etwas Luft einathmen konnte, alle Augenblicke aber zu ersticken fürchtete. Ipecacuanha zu 5 Granen, Kupfervitriol zu $\frac{1}{4}$ Gran wurden ohne Erfolg gegeben; Squilla und China hingegen vermehrten die Engbrüstigkeit und machten den Husten häufiger und trockener.

Es fehlte ein Mittel, welches eben Aengstlichkeit erregen und somit die Anfälle mindern könnte. Die Wahl fiel natürlich auf Nux vomica. Zweimal täglich vier Gran nahmen allmählich, aber merklich die habituelle Engbrüstigkeit hinweg; die krampf-

haft asthmatischen Anfälle blieben aus; die Witterungsveränderungen waren nunmehr auf ihn ohne üblen Einfluß; die Nächte verschlief er ruhig, die er sonst im Lehnstuhle vorwärts gebückt zubringen mußte, seine Kräfte, Munterkeit und Heiterkeit kehrten wieder zurück."

Außer diesem Mittel wurde gar Nichts gebraucht. Ebenso reichte er Opium in einer etwas verhältnißmäßig starken Gabe. Von Ipecacuanha reichte er 1—10 Tropfen der ersten Verdünnung auf die Dosis. Er wich also von den Dosen der alten Medicin nicht wesentlich ab.

§ 99.

Eine homöopathische Verschlimmerung führte Hahnemann auf eine andere Gabenverordnung.

Im Jahre 1797 bekam Hahnemann eine Kolykodynie bei einem Schriftsetzer zur Behandlung. Patient war 24 Jahre alt, mager, blaß und erdfarben von Ansehen. Anderthalb Jahre früher wurde er einmal jählings, als er an der Presse arbeitete, von einem großen Schmerz in der linken Seite ergriffen, der sich, nachdem er durch einige Tage das Bett hütete, wohl verlor, aber doch eine anhaltende dumpfe, unangenehme Empfindung in dem linken Hypochondrium zurückließ. Vegetabilische Kost, vorzüglich Birnen, erregten bei ihm den Schmerz.

Nach dem Genusse einer solchen Substanz meldete sich eine unangenehme Bewegung über dem Nabel, nachdem er sich früher wohlbefunden hatte; es entstand plötzlich ein Kneipen, wie von einer Zange, immer auf einer Stelle, mit den unerträglichsten Schmerzen, welche eine halbe bis eine ganze Minute anhielten, unter Kollern bis zum Blinddarm sich erstreckten und dann plötzlich verschwand. Hierbei entstand die Empfindung von einer Zusammenschnürung von oben nach unten, welche den Abgang der Flatus verhinderten, die Angst und die Schmerzen nahmen von Stunde zu Stunde zu, der Leib schwoll auf und ward auch von außen empfindlich schmerzhaft. Unter aller dieser Angst kam öfter Reiz zum Erbrechen, die Brust verengerte sich, das Athemholen wurde immer kürzer und schwieriger, es trat kalter Schweiß, Betäubung mit gänzlicher Ermattung ein. In diesem Zeitpunkte

war es ihm unmöglich, weder einen Tropfen Flüssigkeit, noch etwas Trocknes zu nehmen. So lag er in einer Betäubung mit aufgetriebenem Gesichte und hervorgequollenen Augen, ohne Schlaf mehre Stunden. Auf den Abgang von Blähungen ließen wohl die Schmerzen etwas an Heftigkeit nach; doch halfen ihm weder absorbirende Erden, noch Laugensalze, noch Wurmmittel, da man den Bandwurm bei ihm vermuthete. Dem Aehnlichkeitsprincipe zu Folge wurde wegen Aehnlichkeit der Schmerzen, der Angst, der Beengung der Brust und des Schwächegefühls, die die Weißnießwurzel (Veratrum album) erregt, diese gewählt, welche ihm der Absicht angemessen schien, eine dauerhafte Hülfe schaffen zu können.

Er gab 4 Pulver Veratrum, jedes von 4 Gran, und befahl ihm, täglich früh eine Gabe zu nehmen und Bescheid zu ertheilen, wenn etwa heftige Zufälle entständen. Sein unbegrenztes Zutrauen auf Hahnemann's Hülfe hätte ihm bald einen üblen Streich gespielt. Er nahm statt einer Gabe, täglich zwei, und trotzdem, daß er Spuren einer Krampfkolik in sich verspürte, nahm er doch die dritte und vierte Gabe den folgenden Tag, also binnen nicht völlig zwei Tagen 16 Gran, wodurch diese künstlich erzeugte Nervenkolik auf einen so fürchterlichen Grad stieg, daß er fast mit dem Tode rang, sein Körper war mit kaltem Schweiße bedeckt und er glaubte ersticken zu müssen. Es trat aber dennoch bald eine andauernde Heilung ein. Diese, wenn auch vorübergehende, doch immerhin merkwürdige Steigerung der Krankheit, die rein in der übermäßigen großen Gabe lag, die er auch als eine homöopathische Verschlimmerung bezeichnete, suchte er für die Zukunft zu vermeiden. Er theilte auch mit Offenheit diese Heilgeschichte der Kolikodynie im Hufeland'schen Journal der praktischen Arzneikunde, Bd. 3, St. 3, Jahrg. 1797, mit, und Stapf sagt daher mit Recht: „daß auch die ersten, wenn auch, wie natürlich, sehr mangelhaften Heilungsversuche des ehrwürdigen Erfinders der Homöopathie auf dem damals kaum erst betretenen rauhen Pfade derselben für den Freund der Wahrheit von hohem Werthe sind und weit entfernt, ihn, wie einige übelwollende Gegner, zu unfreundlichen Aeußerungen darüber zu verleiten, bieten sie ihm vielmehr reichen Stoff, die allmählich an der Hand der treuesten

Naturbeobachtung sich gestaltende Vervollkommnung der homöopathischen Heilkunst zu bemerken und den nie rastenden, hellblickenden Forschungsgeist Hahnemann's zu bewundern, der in stufenweisem Erkennen des Wahren und Besten die Heilkunst zu der Höhe emporgehoben, welcher sie sich gegenwärtig erfreut."

§ 100.

Weitere Fortschritte Hahnemann's in der Verkleinerung der Arzneigaben.

Seit dieser Zeit suchte er sich von dem ursprünglichen, selbst gemäßigten Materialismus allmählich zu entfernen, trachtete nach Verminderung der Gaben, und kam so Schritt vor Schritt nicht allein zu den höhern Verdünnungen, sondern auch zur Annahme einer Kraftsteigerung, Kraftentwickelung und Potenzirung der Arznei durch den Act des Verdünnens. Eine metaphysische Ansicht, die in unserer vorgetragenen Potenzirtheorie ihre gründlichste Widerlegung fand.

Im Jahre 1812 sehen wir ihn gegen die damals herrschende Wechselfieberepidemie Arsenic. in der 18ten Verdünnung und Nux vomica in der 9ten Verdünnung mit sehr genauer und meisterhafter Individualisirung anwenden.

Gegen das im Jahre 1814 herrschende Spitalfieber — Typhus — empfahl er Bryonia und Rhus tox. in der 12ten Verdünnung.

Nun war er von der Heilfähigkeit kleiner Gaben gründlich überzeugt, und im Gefühle dieser reinen Ueberzeugung spricht er sich in einem an Hufeland unter dem Titel: „Ueber die Kraft kleiner Gaben der Arzneien überhaupt und der Belladonna insbesondere" gerichteten Schreiben (dessen Journal, Bd. VI. 1801) folgendermaßen aus: „Sie fragen mich dringend: was kann der $\frac{1}{10{,}000}$ Gran Belladonna wirken? das Wort kann ist mir anstößig und mißleitend. Unsere Compendien haben schon abgeurtheilt, was die Arzneien und gewisse Gaben derselben wirken können und welche genau zu brauchen seien, sie haben schon so bestimmt entschieden, daß man sie für symbolische Bücher halten sollte, wenn Arzneidogmen dem Glaubenszwange unterworfen wären. Aber Gott sei Dank, das sind sie noch nicht, man weiß, daß unsere

Arzneimittellehre blos die nachbetenden Urenkel schwachsichtiger Urgroßeltern sind. Lassen Sie uns nicht die Compendien, lassen Sie uns die Natur fragen: „Was wirkt $\frac{1}{10,000}$ Gran Belladonna?" Die Frage ist aber immer noch zu weit, und blos durch das ubi, quomodo, quando, quibus auxiliis, wird sie bestimmter und beantwortbarer.

Eine recht hart getrocknete Pille des Belladonna-Dicksafts wirkt bei einem robusten, ganz gesunden Menschen gewöhnlich Nichts; hieraus folgt aber durchaus nicht, daß ein Gran dieses Dicksaftes für einen ähnlichen robusten Mann eine gehörige oder gar schwache Gabe sein würde, wenn er krank wäre oder wenn man ihm den Gran in Auflösung gäbe. Auch der gesundeste und robusteste Mensch wird von einem Grane Belladonna-Dicksaft von den heftigsten und gefährlichsten Zufällen befallen werden, wenn man diesen Gran mit Milchzucker verrieben, z. B. in zwei Pfund Wasser auflöst und etwas Weingeist, damit die Mischung nicht in Gährung übergehe, zusetzt, sodann durch fünf Minuten die ganze Mischung schüttelt und sie ihn eßlöffelweise binnen 6 oder 8 Stunden einnehmen läßt. Diese zwei Pfund werden etwa 10,000 Tropfen enthalten. Wird nun einer dieser Tropfen mit abermals 2000 Tropfen oder 6 Unzen Wasser, mit etwas Weingeist versetzt, durch starkes Schütteln gemischt, so wird ein Theelöffel (etwa 20 Tropfen) dieser Mischung, alle 2 Stunden eingegeben, einem ähnlichen starken Manne nicht weniger heftige Zufälle verursachen, wenn er krank ist. Eine solche Dosis beträgt aber nur ein Milliontelgran. Die Erklärung ist einleuchtend. Die harte Granpille findet im gesunden Körper sehr wenig Berührungspunkte; sie gleitet fast unaufgelöst über die mit Schleim bekleidete Fläche des Speisekanals hinunter, bis sie, von Excrementen vollends eingehüllt, ihren natürlichen baldigen Abgang findet. Unendlich anders ist es mit der Auflösung, diese berührt bei ihrem Durchgange in den Magen doch weit mehr Punkte der lebendigen Faser und erregt, da die Arznei dynamisch (auf das Nervensystem vorzüglichst) wirkt, weit stärkere Zufälle, als die millionenmal mehr unthätig bleibende, Arzneitheile enthaltende, compacte Pille vermag."

§ 101.

Einfluß der Psoratheorie auf die Hahnemann'sche Gabenlehre.

Von ungemeinem Einfluß auf bie Gabenlehre ist die Psoratheorie. Hahnemann fand, daß die gegen die chronischen Krankheiten anzuwendenden Heilmittel, welche er die antipsorischen nannte, am besten in der 30sten Verdünnung zu geben sind, und man kann sagen, daß Hahnemann mit dem Jahre 1833 die Dosenlehre vollkommen abgeschlossen habe, indem er ganz unverhohlen äußerte: „die 30ste Verdünnung wäre die einzige richtige Gabe." „Es ist eine durch keine Erfahrung in der Welt widerlegbare homöopathische Heilregel," sagt er in seinem Organon, „daß des richtig gewählten Heilmittels beste Gabe stets nur die kleinste sei in einer hohen Potenzirung, nämlich der decillionfachen Verdünnung," die er durch X = 30 bezeichnete.

Und diese Dosis stellt er sowohl für chronische, als für acute Krankheiten als Norm auf, und empfiehlt sie als eine Wahrheit, die das unschätzbare Eigenthum der reinen Homöopathie ist. Er empfiehlt in der Cholera Veratrum, Arsenic. und Kupfer in der 30sten Verdünnung.

Im Falle einer Nicht-Besserung oder Verschlimmerung des Krankheitszustandes will Hahnemann durchaus nicht, daß man die Gabe verstärke; denn jede Verschlimmerung beweise stets nur die Unangemessenheit der Arznei, deute aber nie auf eine Schwäche der Gabe (Organon S. 273). So weit Hahnemann.

§ 102.

Die 30ste Verdünnung als Normaldose wird von einigen Aerzten der Neuzeit adoptirt. Dr. Meyers fünf und zwanzig Thesen zur Dosologie. Die Mikrodosisten.

Noch heut zu Tage, wie zu den Zeiten Hahnemann's, wird von einigen Aerzten die 30ste Verdünnung (die wir aber durchaus nicht als Potenz gelten lassen können) als Normal-Dosis angenommen, ja sogar Apotheken werden nach dieser Norm eingerichtet. Man will von dieser Größengabe die entsprechendsten Heilerfolge ohne alle Verschlimmerung in mehrfachen schwierigen Krankheitsfällen gesehen haben.

Ueber diese Gabenskala, die 30ste Verdünnung nämlich, hat Dr. Meyer auf Grundlage seiner in der Leipziger Polyklinik gesammelten Erfahrungen uns eine lichtvolle Anschauung in seinen 25 Thesen als Beitrag zur homöopathischen Gabenlehre (Allg. hom. Ztg., Januar 1858) gegeben, von denen wir einige in der Kürze unsern Lesern mittheilen; wir bemerken aber zuvörderst, daß auch nach unserer Ansicht die Darreichung der 30sten Verdünnung in der Gabenlehre immerhin eine offene Frage bleibe, einer wissenschaftlichen Discussion würdig sei und durchaus nicht mit vornehmer Abweisung zurückgewiesen werden darf; denn unbestritten bleibt es, daß die besten Arzneimittelkenner sich in der Regel der höhern Verdünnungen bedienen, und in der That sind auch die auffallendsten Heilungen durch hohe Gaben vollführt worden, wie das Archiv nachweiset. Der in Prag verstorbene Dr. Schaller hatte durch 40 Jahre mit Glück in einer viel beschäftigten Praxis die Homöopathie ausgeübt und in der Mehrzahl der Fälle nur die 30ste V. gegeben. Die Behauptung, daß sich diejenigen homöop. Aerzte, welche sich ausschließlich in der niedern Gabensphäre bewegen, großer Vortheile, welche die Homöopathie zu gewähren im Stande ist, entschlagen, ist nicht ganz ohne Bedeutung.

Nun schreiten wir zu den Thesen, die wir als annehmbar auffassen.

I.—IV. Thesis. Die Kleinheit der Gabe ist ein wesentlicher Bestandtheil des homöopathischen Heilverfahrens; denn auch die niedrigen und niedrigsten Potenzen, deren sich einige Aerzte ausschließlich bedienen, bleiben relativ klein im Verhältniß zu den Gabengrößen der alten Schule, so daß der Satz immer eine Wahrheit bleibt: „Die Homöopathie gebraucht nur immer die kleinen und die kleinsten Gaben." Es ist daher unrichtig, zu behaupten: daß die von unserer Lehre erforderte Kleinheit der Gabe nur etwas Nebensächliches und Untergeordnetes sei; sondern die Kleinheit der Gabe muß als zu dem Wesen der Homöopathie gehörig anerkannt werden; wenn auch anderseits es festgestellt bleibt, daß nur das Princip und nicht die Dosis das ausschließende Wesen und den unbedingten Kern der Homöopathie bildet. Sehr richtig bemerkt daher Dr. Henke in Riga (Allg. hom. Ztg., Juni 1858), daß wenn auch einige, die dem modernen Sensualismus huldigen,

angeben, daß die medicinische Literatur der alten vulgären Curart homöopathische Heilungen aufzuweisen hat, die alle mit den gebräuchlichen großen Gaben bewirkt worden sind, ja daß Hahnemann selbst anfangs Arzneien in Urtincturen und Urstoffen angewendet habe; so läßt sich darauf unbehindert erwidern, daß das allerdings homöopathische Heilungen sind, und sie bestätigen vollkommen das homöopathische Princip: Similia similibus curantur; aber wir müssen mit Hahnemann bekennen, nachahmungswürdig sind sie nicht; denn das oberste Postulat jeder rationellen Heilkunst ist das Cito, tuto et jucunde sanare, und die Erfahrung lehrt, daß die nach den Zeichen und Symptomen der directen Erstwirkung den Krankheitselementen und ungemeinen eigenheitlichen Symptomen des kranken Individuums recht analog und homöopathisch passend gewählte Arznei in großer Dosis nicht blos unnöthige, sondern selbst bedenkliche Arzneiverschlimmerungen erregt.

§ 103.

Ausführlichere Angabe von den Nachtheilen der großen Dosen.

Dr. Verwey in Haag (die Homöopathie gegenüber den andern Heilmethoden, aus dem Französischen frei übertragen von Dr. Altschul. Prag, 1858, 4. Cap. S. 42), giebt mehrere beachtenswerthe Gründe an, warum in der Homöopathie im Allgemeinen die Anwendung der großen Arzneigaben zu verwerfen ist.

a) Ist es zur Erzielung eines Heilzweckes durchaus nicht nöthig, große Dosen zu verabreichen, wenn nur alle störenden Einflüsse beseitiget werden.

Auch stehet es ganz im Widerspruche zu den neuesten Entdeckungen der physikalischen und chemischen Wissenschaften, welche hinlänglich beweisen, daß nicht von der Quantität, sondern von der Qualität einer Arzneisubstanz die Wirkung abhängig gemacht wird.

b) Die Verabreichung großer Dosen gehört nur der rohen Erfahrung an, und es ist nur ein Volksglaube, freilich gegen alle Regeln der Wissenschaft, daß: Viel thut viel.

c) Große Dosen stören mehr oder weniger die Verdauung, die Blutbildung; Verrichtungen, die auch im erkrankten Zustande möglichst unangetastet bleiben müssen, damit die Krankheit einer glücklichen Krise zugeführt werde.

d) Durch die große Dosis erreichen die Nebenwirkungen des Heilmittels eine solche Ausdehnung, daß die Hauptwirkung desselben modificirt, oder mehr oder weniger getrübt erscheint.

e) Große Dosen steigern oft die Primärwirkung zu einer solchen Höhe, daß nach der allzuheftigen Aufregung eine Erschöpfung erfolgt, wo im günstigen Falle die fortschreitende Besserung nur gehemmt wird, bei dem Eintreten minder günstiger Verhältnisse aber der Tod folgen kann.

f) Große Dosen veranlassen oft eben so viele Krankheitserscheinungen, als die Krankheitsstoffe selbst, ja die neuauftretenden Symptome des Heilmittels sind oft heftiger, als die Symptome der Krankheit, die man bekämpfen will. So ist die Magenentzündung, welche in Folge eines gereichten Brechmittels bei einem gastrischen Zustande oft entsteht, bedenklicher als der gastrische Zustand selbst.

g) Große Dosen haben Nachwirkungen von großer Tragweite zur Folge. So entsteht die Auszehrung nach einem längeren Gebrauche des Sublimats, die Hypertrophie der Bauchdrüsen und die Wassersucht nach einem längern Gebrauche der China, und Geschwüre in der Mundhöhle und das Ausfallen der Zähne nach großen Gaben und fortgesetztem Gebrauche der Quecksilber-Präparate.

h) Die Medicamente, in großen Dosen gereicht, haben oft, nach dem Gesetze der Polarität, eine entgegengesetzte Wirkung. So erzeugt Crocus in großen Dosen einen tödtenden Mutterblutfluß, während in kleinen Gaben er die Metrorrhagie beseitigt.

§ 104.

VII. Thesis. Die niedern Potenzen sind den acuten, die höhern Potenzen den chronischen Krankheiten angemessen.

Aus allen Erfahrungen geht nun bereits zur Genüge hervor, daß alle gut bereiteten Verdünnungen von der ersten bis zur drei-

ßigsten heilende Kraft entfalten, und daß die niedern Arzneistufen eine schnellere, aber gröbere und flüchtige Wirkung üben, während die höhern und höchsten zwar langsamer, aber tiefer eingreifend und nachhaltig wirken. Hierauf gründet sich die Annahme eines allgemein anerkannten Erfahrungssatzes, daß die niedern Verdünnungen in acuten, die höhern in chronischen Krankheiten den Vorzug verdienen.

§. 105.

VIII. Thesis. Die Begriffe acut und chronisch müssen in ihrer Bezüglichkeit zur Dosologie genauer bestimmt werden.

Es giebt Krankheiten, welche in ihrem ganzen Verlauf einen acuten Charakter haben, d. h. vom Anfang bis zu Ende stürmische und das Leben bedrohende Erscheinungen manifestiren, wie die Cholera, der ächte Croup. In solchen Fällen wird man mit niedern Gaben mehr ausrichten können, als mit höhern. Aber die meisten in der gewöhnlichen medicinischen Sprache acut genannten Krankheiten haben nur ein acutes Stadium und sind nach dem Ablauf desselben für unsere Dosologie als chronisch zu betrachten. Das einer Pleuritis, oder Pneumonie vorausgehende Fieber, mit allen seinen begleitenden Erscheinungen, wird daher zu seiner Bekämpfung niedrigere Verdünnungen erfordern; die Entfernung des pleuritischen und pneumonischen Exsudates hingegen durch Anwendung höherer und selbst der höchsten Potenzen schneller und sicherer von Statten gehen. Dasselbe Verhältniß findet bei acuten exanthematischen Krankheiten statt, so wie auch beim Typhus, der, sobald er sich localisirt, höhere Gaben erfordert; es sei denn, daß neue, das Leben bedrohende Zufälle, wie heftige Darmblutungen, hinzutreten, die tiefere Dosen erheischen. In der Reihe der acuten Krankheiten sind auch solche aufzunehmen, die in ihren Stadien anscheinend einen chronischen Verlauf manifestiren, die aber durch stetige Fortentwickelung darthun, daß ihr Proceß noch nicht zu Ende gebracht ist. So ist der primäre Schanker nur der Anfang der Syphilis und verlangt daher zu seiner Heilung niedrigere Gaben, während die secundären und tertiären Formen der höhern und höchsten Potenzen bedürfen. (Thes. 8. 9.)

§ 106.

IX.—XIV. Thesis. Es giebt chronische Krankheiten, die ein acutes Ansehen haben.

Zu den chronischen Krankheiten, die als acut auftreten, gehören diejenigen alle, welche paroxismenweise erscheinen, wie der Keuchhusten, das Wechselfieber, die Migräne. Während der Anfall selbst eine acute, oft sogar eine höchst acute Gestalt annimmt, ist dennoch das eigentliche Wesen der Krankheit ein chronisches, das gleichmäßig in der Apyrexie im Körper fortwuchert, und man wird in diesen, sowie bei allen mit typischer Periodicität wiederkehrenden Leiden mit den höhern Verdünnungen sicherer zum Ziele kommen, als mit den niedrigern. Aus eben diesen Gründen sind die Entzündungen der Schleimhäute, Katarrhe — mit Ausnahme der ihnen öfters vorausgehenden, sich durch Fieber und Schmerz äußernden acuten Stadien, als chronisch zu betrachten, und werden höhern Potenzen leichter weichen. Die besten Heilungen der so hartnäckigen secundären Urethralblenorrhöen und des Fluor albus haben wir der Anwendung der höhern Verdünnungen zu verdanken.

Nerven- und Geisteskrankheiten erheischen, abgesehen von ihrer chronischen Natur, schon an und für sich der höhern Verdünnungen zu ihrer sichern und schnellern Heilung.

Die Blutkrasen, die nach den Ansichten der physiologischen Schule ihre Grundursache im Nervensystem, der Regulatur der Blutbereitung, finden, erheischen folgerichtig höhere Verdünnungen. Das in den Mineralquellen enthaltene Eisen, welches oft die Anämie und die Chlorose zur Heilung bringt, ist in diesen Quellen nur in höchst geringer Menge vorhanden.

Neubildungen nicht perniciöser Natur, wie Warzen, Lipome, weichen am schnellsten den höhern Verdünnungen.

Werthvoll für die Praxis sind in Beziehung der Gabengröße noch folgende Bemerkungen Trinks': daß die Stärke oder die Energie der Arzneien in den nach Hahnemann's Vorschrift bereiteten Verdünnungen nur außerordentlich langsam abnimmt, so daß z. B. kein großer Unterschied zwischen der Wirkung der 6ten und 9ten, zwischen der 15ten, 18ten und 24sten Verdünnung stattfindet; ferner, daß hohe Verdünnungen homöopathischer Arzneien, 20ste,

26ste, 30ste Verdünnung, nicht nur in Krankheiten der dynamischen, sondern auch der materiellen Sphäre des Organismus noch heilkräftig wirken, welches durch die Beobachtungen und Erfahrungen sehr glaubwürdiger homöopathischer Aerzte nachgewiesen wird.

§ 107.

Die radicale Partei. Die Makrodosisten. Die Anhänger großer Arzneigaben.

Nun wollen wir die Repräsentanten der Gabenextreme, die Makrodosisten, die sogenannte Ultrapartei der Gabengrößen kennen lernen. Einer der eifrigsten Vertheidiger der großen und größern Arzneigaben ist Georg Schmid in Wien; er ist der entschiedenste Makrodosist und vertheidigt auch ganz entschieden die ganz massiven Gaben, die unverdünnten Arzneistoffe. Er meint, man habe die größern Gaben durchaus nicht zu befürchten; wirkliche Arzneiverschlimmerungen wären meist nur der zunehmenden Krankheit zuzuschreiben, und wo eine Arzneiverschlimmerung da wäre, da führe diese Erhöhung meist nur zur schnellern und glücklichern Entscheidung der Krankheit. Die richtige Wahl des Heilmittels ist als oberste Bedingung zu nehmen. Was ihn dazu bestimmte, sich von den kleinen Dosen für immer zu entfernen, ist folgender Krankheitsfall, den er in seinem Aufsatze: „Bekenntnisse über die Homöopathie“ mittheilte. Er erzählt, daß er seinem eigenen, am Blatternfieber lebensgefährlich darnieder liegenden Kinde, als der Ausbruch des Exanthems zögerte, die genau indicirte Belladonna in der 14ten Verdünnung gab, worauf die Gefahr immer stieg. Der Vater war überzeugt, daß Belladonna hier das rechte Heilmittel sein müsse, und vermuthete, daß nur die Gabe zu klein gewesen sein möge. Er gab einen Tropfen von der 1sten Verdünnung, worauf keine Verschlimmerung, wohl aber Nachlassen des Fiebers und baldige Besserung eintrat.

Auch bei Rau liegt ein Fall vor, wo Ipecacuanha in der 3ten Verdünnung bei einem sehr alten, an Dyspepsie mit Erbrechen leidenden Manne keine Veränderung hervorbrachte; 3 Tropfen von der ersten Verdünnung, mit einer Kaffeetasse voll Wasser gemischt, bewirkten eine wunderschnelle Besserung.

Zu den Makrodosisten zählt Griesselich noch Trinks, Noack und Vehsemeyer. Trinks war von jeher, sagt er, ein eifriger Vertheidiger großer Gaben, ohne den höhern die Wirksamkeit abzusprechen. In seiner Arzneimittellehre redet er den massivern Gaben das Wort, ohne den kleinern in gewissen Fällen den Weg versperren zu wollen. Krankheiten werden nach seiner Ansicht durch stärkere Gaben geheilt, während kleinere und kleinste meistens nur aufregen. Das Dogma von der 30sten Potenz wird aber gänzlich bestritten.

Noack ist ein Anhänger von großen Gaben, doch eifert er gegen Diejenigen, die nur große Gaben reichen wollen.

Auch Vehsemeyer (dessen Jahrb. Bd. 1. Heft 2) nennt überall und in jedem Falle die größern Gaben die bessern und giebt beim Typhus den reinen Phosphorspiritus.

Als zeitweilige Makrodosisten erscheinen uns Goullon, welcher wohl die Wirkungsfähigkeit hochverdünnter Arzneien anerkennt, doch mitunter selbst ganz starke Gaben reicht, z. B. das Chlorwasser zu 5—6 Tropfen. (Neues Archiv Bd. I. Heft 2.)

Ferner Rummel, welcher angiebt, daß man bald ganz kleiner Gaben, bald selbst der unverdünnten Tinctur benöthige (Allg. hom. Zeitung, Juli 1835); und auch Rau, welcher wohl bei acuten Krankheiten die kleinsten Gaben, bei chronischen aber den großen das Wort redet und den Graphit in Substanz bei chronischen Ausschlägen angewendet wissen will, können, so wie mehrere andere Praktiker der Neuzeit, noch zu den zeitweiligen Makrodosisten gezählt werden.

§ 108.

Die Anhänger der Hochpotenzen.

Wenn je der allgemein bekannte Erfahrungssatz: Les extremes se touchent, die äußersten Grenzen berühren sich, irgendwo eine Bestätigung findet, so finden wir es hier in unserer Dosenlehre. Denn wenn wir einerseits die Ultradosisten zur Tiefe der Urtincturen herabsteigen sehen, so bemerken wir die Anhänger der Hochpotenzen auf einer schwindelnden Höhe, von welcher man unschwer in bodenlose Tiefe stürzt.

Groß hat das Verdienst, die Hochpotenzen in Schwung gebracht zu haben. Er empfiehlt die 200ste, 400ste, 800ste Potenz als höchst wirksam und fand für diese Lehre viele Anhänger.

Reis hat die Mittel bis 100 verdünnt in Anwendung gezogen; er lobt sie in chronischen Krankheiten sehr, bei sehr genauer Mittelwahl hätten sie eine Wirkung, deren Schnelligkeit Staunen erregte, ja sie brächten Nebenbeschwerden, selbst übermäßige Wirkung hervor, was er bei niedern Verdünnungen selten gesehen haben will. (Oest. Zeitschrift, Bd. I. Heft 3.)

Tietzer will noch von der 2500sten Verdünnung heftige Verschlimmerung gesehen haben; er schreibt die Wirkung der Elektricität zu.

v. Korsakoff stieg bis zur 1500sten Verdünnung, 1:99; er lehrte, daß die Potenzirung durch eine Ansteckung der Vehikel entstehe.

Zu den Anhängern der Hochpotenzen zählen wir noch:

Hering, welcher ein lebhafter Vertheidiger der Hochpotenzen ist und meint, daß sich durch das fortgesetzte Diluiren eine eigene Kraft entwickele, die er Hahnemannismus nannte.

v. Blödau redet auch den Hochpotenzen das Wort, und es scheint ihm, als riefen sehr hochpotenzirte Arzneien mehr Erstwirkungen hervor, als die niedern. (Allgem. homöop. Zeitung, Bd. 32. Nr. 3.)

Auch mehrere Wiener homöopathische Aerzte sollen nach Rapou's Mittheilung Heilerfolge von Hochpotenzen gesehen haben. Die 200ste Nummer wurde dabei nicht überstiegen. (Bulletin de la société de méd. hom. de Paris 1846. Decemberheft S. 364.)

Von den französischen Homöopathikern können Crosserio und seine Partei von den Hochpotenzen nicht genug Wunder erzählen. In dem Journal de la méd. hom. haben sie ihre Erfahrungen niedergelegt.

Am höchsten aber stieg der spanische Homöopathiker Dr. Nunez, Leibarzt der Königin von Spanien. Er nennt die Hochpotenzen einen „Fortschritt" und gründet ihn auf einen Paragraph des Organon, wo es heißt, man könne die Gabe nicht klein genug geben; die Verdünnungen von 200 — 800 werden von ihm für

viel milder und passender erklärt, besonders in chronischen Krankheiten. Den Arsenik reicht er in der 8000sten Verdünnung; für acute Krankheiten hält er im Allgemeinen die Verdünnungen von der 2000sten an abwärts für die besten; für chronische von 2000 an aufwärts! — (Journal de la méd. hom. Novemberheft 1846 S. 13.*)

§ 109.

Die Gegner der Hochpotenzen.

Ihre Anzahl ist groß, es sind meistens Männer der Wissenschaft und des Experiments; sie sprachen kein negirendes Urtheil aus, bis reine, unbefangene klinische Erfahrungen über den wahren Sachverhalt ihnen einen genügenden Aufschluß boten.

So versichert Cl. Müller, in 36 Fällen, welche in der Leipziger homöop. Polyklinik vorkamen, von den Hochpotenzen nichts Erhebliches gesehen zu haben; der Mangel an Erfolg nöthigte zum Rückzuge zu größern Gaben, da sonst der Ruf der Anstalt hätte Noth leiden können. Eben so mißlangen die spätern Versuche. (Allg. hom. Ztg. Bd. 31, Nr. 14.)

Starke Gegner fanden ferner die Hochpotenzen in Deutschland an Hartmann, Wolf, Trinks, Attomyr, Schrön, J. O. Müller; und in Frankreich an Arnaud, Molin und Roth. Letzterer bricht vollends den Stab über diese Lehre. (Bulletin de la soc. de méd. hom. de Paris. August 1846.)

§ 110.

Die gemäßigte Partei.

Zu dieser Partei zählen wir jene, welche weder dem groben Materialismus der Urtincturen, noch dem Arzneihauche der Hochpotenzen huldigen, sondern das Richtige in der richtigen Mitte finden.

Diese Partei ist in ihren Ansichten tolerant; sie leugnet es nicht, daß nach Umständen bald die niedern, bald die höhern Ver-

---

*) Jenichen's Verfahren, die Arzneien bis 16,000 zu potenziren, gehört, da er es in einen Schleier verhüllte, mehr dem Mysticismus, als der Wissenschaft an und verdient keine besondere Beachtung.

dünnungen anwendbar werden, wenn sie auch nicht, wie die conservativen Hahnemannianer, die 30ste Verdünnung als Normal-Dosis annimmt.

So Aegidi, welcher die ganze Reihe von der Urtinctur an bis zur 1500sten Verdünnung als wirkungsfähig erklärt. Er will für die Praxis alle Gaben, die ganze Stufenleiter in Gebrauch wissen; denn man reicht oft weder mit den niedersten Stufen, noch mit den höchsten aus, und selbst unverdünnte Arzneistoffe müssen manchmal zur Anwendung kommen; doch erkennt er anderseits wieder an, daß es einen Punkt geben müsse, auf welchem bei der fortgesetzten Vertheilung der Materie diese sich dergestalt vermindert, daß sie Reactionen im Organismus anzuregen unfähig sind. Die Theilung der Materie kann nie ins Unendliche gehen, die Kraftsteigerung bei steter Verminderung der Materie gehört ins Reich der Phantasie.

Ein schönes Beispiel von der Kraftverminderung bei einer fortgesetzten technischen Manipulation giebt Meyer in seiner Schrift: „Die Artillerie-Technik". Er sagt: „Wenn der bekannte Satz von Schwefel, Salpeter und Kohle durch 3 Stunden gemischt wird, so hat er die Kraft, eine Kugel in die Weite zu treiben; wird der Satz durch 4 Stunden gemischt, so ist die Kraft bedeutend verstärkt; noch vielmehr aber nach 5stündiger Mischung; nach 6stündiger Mischung hat die Kraft den höchsten Grad erreicht, und das Pulver, welches den Charakter der Knall-Präparate angenommen hat, wirkt zerstörend auf das Geschütz. Von diesem Punkte an, also bei 7-, 8-, 9stündiger Mischung ist die Kraft in demselben Maße abnehmend, wie sie bis zur 6stündigen Mischung zunehmend war. Es dürfte daher ein analoges Verhalten bei der Kraftentwickelung der Arzneikörper durch die Manipulation des Schüttelns und Reibens statt haben, die, wenn sie einmal ihren Höhepunkt erreicht, bei fortgesetzter Bearbeitung in demselben Maße abnehmen muß, wie sie in fortschreitender Zunahme war.

Dieser Ansicht Aegidi's ist auch Rummel, welcher im Allgemeinen die Verdünnungen von 3—15 als allgemein brauchbar empfiehlt; doch nicht in Abrede stellt, daß man mit allen Gaben heilen kann. Von den Hochpotenzen hat er nur bis 200 Erfahrung. An diese Ansicht aber schließen sich die meisten ho-

möopathischen Aerzte der Neuzeit an, und die gemäßigte Partei ist unbezweifelt die stärkste und zahlreichste.

§ 111.

Anhaltspunkte für die Bestimmung der Gabengröße.

Unbezweifelt bleibt es, daß die Gabengröße innerhalb gewisser Grenzen sich bewegt, von dem Massenhaften bis zu dem Subtilen, und daß weder die Makrodosisten, noch die Mikrodosisten durchgehends in vollem Rechte sind, sondern diejenigen, welche das Größere und das Kleinere zu handhaben wissen; in dieser liegt, wie Griesselich richtig sagt, das Rechte; denn Wahrheit ist es, daß mit den allerverschiedensten Arzneigaben geheilt worden ist.

§ 112.

Receptivität, Lebensalter und Evolutionsperiode bieten Anhaltspunkte für die Größe der Arzneigaben.

Bei einer solchen Sachlage ist es Sache der Wissenschaft, den jungen Praktikern wie möglichst solide Anhaltspunkte zu bieten, die ihnen bei der Wahl der Gabengröße einigermaßen zur Richtschnur dienen können.

Eine unumstößliche Regel, mit welcher alle erfahrenen Praktiker und physiologisch gebildeten Aerzte übereinstimmen, ist: daß bei hoher Reizempfänglichkeit (Receptivität), kleinere Gaben erforderlich; bei verminderter aber größere nothwendig sind.

Das Lebensalter ist hier von großem Einflusse. Bei kleinen Kindern ist bekanntlich die Reizempfänglichkeit für alles Fremdartige und Arzneiliche am stärksten, daher je jünger das Individuum, desto kleiner die Gabe, und man wird in der Regel kleinen Kindern höhere Verdünnungen, z. B. 10te, 12te, 15te bis 30ste und nur ausnahmsweise tiefere Dilutionen reichen.

Auch ist die specifische Beziehung der Arzneien zu dem in einer Evolution begriffenen Organe zu berücksichtigen. So sind junge Subjecte gewöhnlich in der Entwickelungsperiode, besonders während der Pubertät sehr reizbar, und am allerreizbarsten sind die in einer Evolution begriffenen Organe, z. B. die Zeugungsorgane beim Eintritte der Mannbarkeit, weshalb

Arzneien, welche in besonderer specifischer Beziehung zu denselben stehen, z. B. Cantharidеn, in der Entwickelungsperiode in der Regel nur in sehr kleinen Gaben gereicht werden dürfen. Wir haben aber auch zu bemerken, daß bei Greisen, aus physiologischen Gründen, nur die höhern und höchsten Dilutionen anzuwenden sind.

§ 113.

Klima und Lebensweise üben einen großen Einfluß auf die Arzneidosis.

Obgleich über die klimatischen Einflüsse noch keine bestimmte Daten vorhanden sind, und Kämpfer während seines Aufenthaltes in Lissabon und Madeira keinen merkbaren Einfluß wahrnehmen konnte, so ist es doch wahr, daß man in heißern Klimaten mit geringen Gaben eben so viel ausrichtet, als wie in nördlichen Gegenden mit großen. Dies beweist uns die Praxis der italienischen Aerzte gegen die der englischen und nordamerikanischen. Franzosen, Spanier und Italiener werden schon von hohen Arzneiverdünnungen stark afficirt; Engländer sind aber gegen hohe Arzneiverdünnungen, wie ich selbst erfuhr, viel unempfindlicher. Wie Rau nach brieflichen Mittheilungen von Petersburger Aerzten erzählt, muß man dort stärkere Arzneigaben verordnen, als in südlichen Ländern. Auch Hering beobachtete, daß in Surinam hohe Verdünnungen wirksamer sind; dasselbe soll auch in Neapel und Sicilien der Fall sein. So erfahren wir aus den Berichten der Reisenden, daß in Bucharest die Nux vomica fast bei allen Zahnschmerzen sich hilfreich bewährt, und Dr. Sigerist versichert, daß er in Basel fast alle Arten von Zahnschmerz mit Cocculus heile, die wir in unserer Gegend nicht immer passend finden.

Die Lebensweise, von welcher die gesammte Reproduction bedingt wird, modificirt ebenfalls die Receptivität für die Arzneimittel. Individuen, die größtentheils von Pflanzenkost sich nähren, zeigen eine größere Receptivität als solche, welche eine gemischte Nahrung oder mehr Fleisch als Vegetabilien genießen.

Menschen, die mit schweren körperlichen Arbeiten sich beschäftigen, derbe Speisen genießen, sind weniger empfindlich, so wie

jene eine geringe Empfänglichkeit für Arzneiwirkungen zeigen, die in Tabacksfabriken arbeiten oder sogar Taback kauen, in Essigbrauereien, Gewürzkrämereien oder Branntweinbrennereien sich aufhalten; sie bedürfen größerer Dosen.

Bei Wein- und Branntweintrinkern ist die Receptivität gesteigert, so wie bei denen, welche viel Kaffee zu sich nehmen; während dagegen starke Gewürze, der Pfeffer, besonders der Cayennepfeffer und starke Biere mit ihren narkotischen Zusätzen die Reizempfänglichkeit gewaltig abstumpfen.

Der gewohnte, nicht übermäßige Genuß des Thees vermindert die Empfänglichkeit nicht, und Trinks sah auch die kleinsten Gaben der passenden Arznei ungemein heilkräftig wirken, während die Kranken nach wie vor ihren mäßig starken schwarzen Thee forttranken.

Eben so gewiß ist es auch, daß Blei-, Mercur-, Jod-, China- und Valerianmißbrauch, die gleichsam eine Toxication im Körper zurücklassen, eben so stärkere Arzneigaben zu ihrer Heilung benöthigen. Vergolder, die viel mit Mercurialien umgehen, werden von sehr kleinen Gaben Mercur wenig afficirt werden.

Aber auch die Beschäftigung des Geistes hat auf die Reizempfänglichkeit für die Arzneimittel keinen geringen Einfluß. Anhaltende Geistesanstrengungen, meist mit Mangel an Bewegung in freier Luft und Beeinträchtigung der Unterleibsfunctionen verbunden, Nachtwachen, deprimirende Gemüthseindrücke stören das Gleichgewicht zwischen dem animalen und vegetativen Leben und erzeugen eine Disharmonie, die ebenfalls die Receptivität bedeutend modificirt. So wird die Sensibilität und die Reizempfänglichkeit erhöhet durch anhaltende Beschäftigung des Geistes, durch Aufregung der Phantasie, durch Romanlectüre, durch langes Schlafen und Verweichlichung. Dichter, Maler, Schriftsteller schön geistiger Wissenschaften (Belletristen) sind für die kleinsten Arzneien sehr empfänglich, während Menschen, die sich nur mit schweren körperlichen Arbeiten beschäftigen, deren Denkvermögen aber auch nicht gar sehr in Anspruch genommen wird, wie z. B. Grobschmiede, Schiffer und Andere mehr, größere Gaben zur Heilung benöthigen.

§ 114.

Einfluß des Geschlechtes und des Temperamentes auf die Gabengröße.

Das weibliche Geschlecht nähert sich dem Kindesalter und manifestirt nächst diesem die größte Receptivität. Krankheiten des weiblichen Geschlechtes erfordern daher schwächere Gaben, als die des männlichen, bei dem eine geringere Empfänglichkeit vorhanden.

Vorzüglich sind bei dem weiblichen Geschlechte gewisse Perioden zu berücksichtigen, z. B. die Periode der Schwangerschaft, des Wochenbettes und des Verschwindens der Reinigung — die klimakterischen Jahre —; in diesen Zeitmomenten ist die Receptivität gesteigert und man muß zu höhern Dilutionen schreiten.

Das Temperament des Kranken giebt nicht selten einen Fingerzeig für die Gabengröße. Das melancholische, in welchem das Gefühlsleben, und das sanguinische und cholerische Temperament, in welch letzterem sich die Präponderanz des animalen Nervensystems geltend macht, bedingen eine große Empfänglichkeit und benöthigen höherer Verdünnungen, während Individuen mit phlegmatischem Temperament die geringste Receptivität zeigen und daher niedrigere Potenzen erheischen.

§ 115.

Einfluß der Constitution und der Idiosynkrasien auf die Gabengrößen.

Es ist unbezweifelt, daß diejenige Constitution die meiste Empfänglichkeit für homogene Reize äußert, die wir als nervöse bezeichnen, in welcher in allen Lebensäußerungen das Vorherrschen des nervösen Einflusses bemerkbar ist, wo also die vegetative Sphäre des Organismus von dem Einflusse der Nerven und der geistig gemüthlichen Sphäre beherrscht wird, wo z. B. Eindrücke auf das Nervenleben rasch in der Ernährung und Reproduction sich gleichsam abdrücken, z. B. plötzliches Dick- oder Magerwerden, durch freudige oder traurige Gemüthsaffecte. Diese zarten nervösen Constitutionen verlangen geringere Dosen, als Personen von gedrungenem Körperbau.

Wahrhaft torpide Constitutionen zeigen dagegen eine sehr geringe Empfänglichkeit für homöopathische Arzneien. Dieser Tor-

por spricht sich besonders in allen Functionen des Ganglien-systems aus.

Werthvoll ist die Bemerkung von Kämpfer, daß der höchste Grad von Empfänglichkeit bei Individuen mit zarter weißer Haut, röthlich-blondem Haar, melancholischem Temperamente und bei Frauen mit Neigung zur Fettleibigkeit sich vorfindet. Diese Personen zeigen dann auch große Empfänglichkeit für die Einwirkung des Zoomagnetismus bei nervösen Schmerzen oder krampfhaften Affectionen. Es giebt aber auch eine Constitution, welche Hufeland als torpide Stärke bezeichnet. Der Charakter derselben ist große Muskelkraft und sehr starkes, energisches Reactionsvermögen, welches aber, um angeregt zu werden, wegen der damit verbundenen sehr geringen Receptivität starker Reize bedarf. Menschen von dieser Constitution vertragen große Quantitäten spirituöser Getränke, ohne berauscht zu werden. Wenn sie krank werden, müssen sie aber auch starke Arzneigaben bekommen; da man hingegen bei den sogenannten sensiblen Constitutionen, welche von äußern Einflüssen leicht und stark afficirt werden, schon mit hohen Verdünnungen seinen Zweck erreicht.

Auch die Idiosynkrasie, die eigenthümliche Empfänglichkeit des Organismus für bestimmte äußere Einflüsse, ist in Beziehung der Gabengröße in Anschlag zu bringen. Wir sahen in unserer Praxis oft Menschen, die zwei Gran Brechweinstein und einen Scrupel Ipecacuanha leicht vertrugen, ohne daß ein Erbrechen erregt wurde; während andere schon von $\frac{1}{8}$ Gran Goldschwefel (Sulphur. aurat. antim.) Uebelkeit und Brechgefühl empfanden.

Rau erzählt, daß er von einem angesehenen Manne, welcher an Unterleibsbeschwerden litt, consultirt wurde. Der Leidende gab bekannt, daß er die Nux vomica durchaus nicht vertragen könne, weil sie ihm Angst, Herzklopfen, Kälte der Glieder und klebrige Schweiße verursache. Er hielt dies für ein Spiel der Phantasie und gab ihm dennoch die indicirte Nux vom. Nach zwei Stunden wurde er zu dem Kranken gerufen, welcher sagte: Sie haben bestimmt Nux vom. gegeben, denn ich leide an allen Beschwerden, die ich immer darnach empfunden habe. Er mußte nun schwarzen Kaffee nehmen lassen, um diesen Tumult zu beschwichtigen. In solchen Fällen müssen, wenn das Mittel doch einmal angezeigt ist,

die höchsten Verdünnungen, die keine Beschwerden veranlassen, in Anwendung kommen.

§ 116.

Gewisse Krankheiten vermindern die Empfänglichkeit für gewisse Arzneien und erheischen sodann größere Gaben.

Es ist eine Thatsache, daß im Starrkrampfe die Kranken größere Gaben Opium und beim Fothergillischen Gesichtsschmerz größere Dosen von Blausäure vertragen. So hat Mansfeld (Ueber die Taubstummheit in der Wochenschr. für die ges. Heilkunde, 1834) behauptet, daß Taubstumme größere Arzneien bedürfen, was mit Majons Erfahrung übereinstimmt, nach welcher bei tauben Menschen das ganze Nervensystem nicht in so reger Wirksamkeit auftritt, um für widrige Einflüsse eine große Receptivität zu besitzen. Ein höherer Grad von Hitze hat bei Hörenden den Puls um 60, bei tauben Menschen aber nur um 20 Schläge vermindert.

Es müssen daher tauben Individuen, was selbst verständlich ist, sehr oft größere Gaben gereicht werden.

§ 117.

Der Sitz der Krankheit und die Stärke der Arznei sind maßgebend für die Gabengröße.

Je sensibler das ergriffene Organ ist, um so kleiner muß die Arzneigabe sein, und umgekehrt, jedoch immer unter der Voraussetzung, daß die Sensibilität desselben nicht ganz danieder liegt. Bei Kopfrose mit Ergriffensein der Gehirnhäute und daher rührenden Delirien würde, obgleich der Erysipelas den venösen Charakter trägt, ein Tropfen von der dritten Verdünnung der Belladonna, mit welchem wir ein Erysipelas am Fuße heilen, gefährlich sein, und bei Carditis hat Rau immer nur die 30ste Verdünnung des Arseniks zu geben gewagt, während er beim Hydrothorax und Lungenödem ihn in viel stärkern Gaben anwendete. Bei Krankheiten der Schleimhäute, deren Gebilde auf einer niedrigern Stufe der Organisation stehen und die deshalb auch zu den weniger sensiblen Theilen gehören, sind stärkere Arzneigaben erforderlich. Die Heilung des Croup, versichert Rau, gelingt ihm

schneller, seitdem er Aconit. und Spongia in der 6ten, Kalkschwefelleber (Hepar sulphuris) aber in der 1sten oder 2ten Verreibung dabei anwende. Im Allgemeinen ist überhaupt anzunehmen, daß in Krankheiten des vegetativen Systems stärkere Arzneigaben nothwendig sind; es sei denn, daß der Charakter dieser ein sehr erethischer oder inflammatorischer ist, wie z. B. bei phlegmonöser Magenentzündung, bei Enteritis, Cystitis, wo die höhern Verdünnungen ganz an ihrer Stelle sind. Bei den sogenannten isolirten Krankheiten, an denen der übrige Organismus keinen sichtlichen oder nur geringen Antheil nimmt, z. B. bei alten callösen Fußgeschwüren, bei Kopfgrind, Otorrhöe, bei weißem Fluß, bei Drüsenverhärtungen und Afterbildungen, verdienen massivere Arzneigaben unbedingt den Vorzug, und wenn auch manche Heilung mit kleinern Gaben gelungen ist, so würde dieselbe doch unfehlbar mit größern weit schneller bewerkstelligt worden sein.

Die Stärke der Arznei an sich ist ungemein zu berücksichtigen.

Je heroischer die Arzneikörper sind, um so nothwendiger ist es, dieselbe in hohen Verdünnungen anzuwenden. Daß Belladonna, Nux vomica, Lachesis, Phosphor und Arsenicum noch in der 20sten und 30sten Verdünnung wirksam sind, bezweifelt Niemand, der nur einige Erfahrung hat; daß man aber von Taraxacum (Löwenzahn), Euphrasia (Augentrost), Verbascum (Königskerze) eine stärkere Gabe anwenden muß, versteht sich von selbst. Hier kann man getrost die 3te Verdünnung und in manchen Fällen sogar die Urtinctur anwenden, wobei aber zu bemerken ist, daß Fälle vorkommen können, wo nur höhere Verdünnungen von diesen Arzneikörpern gegeben werden können.

Werthvoll für die Praxis ist die Angabe von Trinks, wo niedere, mittlere und höhere Verdünnungen anzuwenden wären. Er unterscheidet die Arzneikörper:

Erstens in jene, die mit großer Energie und Intensität auf den Organismus einwirken, deren Wirkung aber nur kurze Zeit in demselben andauern, die also energisch, aber flüchtig einwirken, selbst wenn sie in großen Gaben gegeben würden; dahin gehören Aconit., Chamomilla, Camphora, Moschus, Ignatia,

Ipecacuanha, Hyoscyamus, Coffea, Stramonium, Laurocerasus, Sambucus, Opium etc.

Zweitens in solche, welche weniger stürmische, aber desto intensivere, tief in die Vegetation eingreifende und sehr lang dauernde Wirkungen im Organismus hervorrufen. Dahin gehören alle mineralischen Arzneien, Arsenik, Kupfer, Mercur, Schwefel, Graphit, Gold, Silber u. s. w. Auch gehören die Mineralsäuren, wie Phosphorsäure, Schwefelsäure u. s. w. hierher, und nicht wenige Arzneikörper aus dem Pflanzenreiche.

Es werden also von den sehr energisch und intensiv wirkenden Arzneien höhere Verdünnungen angewendet, während von den am wenigsten energisch und intensiv wirkenden Medicamenten die niedrigsten Verdünnungen, ja sogar die unverdünnten Arzneien nothwendig werden können; dahin gehören, wie bereits erwähnt, Taraxacum, Ferrum, Chelidonium, Viola tricolor etc.

Zu denjenigen Arzneien, welche in mittlern Verdünnungen anzuwenden sind, gehören: Cannabis, China, Euphrasia, Coffea, Asa foetida, Agnus castus, Capsicum, Chamomilla, Crocus, Dulcamara, Hepar sulphuris, Ipecacuanha, Acidum phosphoricum, Nux moschata, Rheum, Sabina, Senega, Tabacum, Thuja, Opium. Die meisten Praktiker reichen von diesen Arzneien die 3te bis 6te Verdünnung und bei Kindern die 9te bis 12te Verdünnung.

Diese Erfahrungen sind Ergebnisse der physiologischen Prüfungen der Arzneien, die uns über die wahre Energie, Intensität, Extensität und Dauer der eigenthümlichen Wirkungen die sichersten Aufschlüsse geben, wo die glänzendsten Hypothesen dem Praktiker nicht den geringen Anhaltspunkt für die Ausübung schaffen.

§ 118.

Der Charakter der zu heilenden Krankheit wird für die Gabengröße im Allgemeinen maßgebend.

Aber auch der Charakter der zu heilenden Krankheit übt einen entschiedenen Einfluß auf die Gabenverabreichung. Es ist zu erwägen, ob die Krankheit mit Erethysmus und Aufregung im Nervensysteme, oder mit Torpor und Erschlaffung verbunden ist. Der Erethysmus fordert hohe Verdünnungen,

der Torpor niedere, und wenn derselbe groß ist, selbst unverdünnte Tropfen der Urtinctur. Beim Febris nervosa versatilis kann die 20ste, ja die 30ste Verdünnung von Bryonia, Belladonna, Rhus und Phosphor. in Anwendung kommen; da hingegen in Typhus mit Torpor und fauligen Nervenfiebern massivere Gaben, z. B. von Phosphorsäure, von Cocculus, Hyoscyamus und Kupfer zu reichen sind.

Nervöse Rheumatismen erheischen die höchsten Verdünnungen, entzündliche Rheumatismen mittlere und niedere Gaben.

Inflammatorische Krankheiten mit erhöhter Arteriellität fordern höhere, venöse Entzündungen niedere Verdünnungen.

Safran (Crocus), welcher den venösen Hämorrhagien entspricht, ist immer in niedriger Verdünnung zu reichen; Sabina hingegen, welche mehr den arteriellen Blutflüssen zusagt, muß in höhern Verdünnungen gereicht werden (Rau).

Ueberhaupt dürfte es nach Trinks als Norm im Allgemeinen gelten, daß in allen Krankheiten mit acutem Verlauf die mittlern und niedern (3te—6te Verdünnung), und da, wo die organische Lebenskraft durch die Krankheit rasch consumirt wird, sogar die niedrigsten Verdünnungen in Anwendung kommen, bis eine entschiedene Besserung die drohende Lebensgefahr beseitigt, um sodann wieder zu den hohen Verdünnungen zurückzukehren; in allen chronischen Krankheiten aber, selbst in chronischen Entzündungen, die kleinsten und feinsten Gaben zu gebrauchen sind.

Störungen des Gemüths- und Seelenlebens chronischer Art erheischen ebenfalls die feinsten Gaben. Doch bietet die Praxis oft nicht wenige Ausnahmen von der Regel.

In Krankheiten der Schleimhäute des Darmkanals, der uropoetischen und sexuellen Organe, so wie der Luftwege kann man sogleich mittlere Verdünnungen in Anwendung bringen und sich sogar zu den niedersten genöthiget sehen, wenn deren Atonie und Laxität schon lange bestanden und eine wahre Torpidität Platz gegriffen hat.

Nervöse Algien und Krämpfe erfordern in der Regel sehr hohe, und nur, wo ein exquisiter Torpor des organischen Lebens sich wahrnehmen läßt, niedere Verdünnungen.

Die Syphilis und ihre verschiedene Entwickelungsperiode fordert starke Gaben und die niedrigste Verdünnung, z. B. die 2te oder 1ste Verreibung von Solubilis.

In der chronischen Gicht will Trinks, womit auch die Erfahrung anderer Aerzte übereinstimmt, daß man sehr vorsichtig in der Wahl der Gabe sei; denn oft erregen die feinsten Gaben unerträgliche Verschlimmerung.

In der Chlorose wirkt Eisen allerdings nur in stärkern Gaben, z. B. die 1ste Verreibung nach der Decimalskala; dagegen sind alle übrigen Arzneien nur in den höchsten Verdünnungen zu reichen.

Bei der Scrophulosis und Tuberculosis muß die Receptivität ermittelt werden, welche, wie wir bereits erwähnt, für die Gabengröße einigermaßen bestimmende Normen bietet. Wir finden bei der erethischen Scrophulose die feinsten und kleinsten, bei der torpiden hingegen die niedern wirksam.

Bei einigen Arzneisiechthumen, bei der Mercurial- und Jodkachexie, welche durch große und oft wiederholte Gaben von Mercur und Jod herbeigeführt wurden, können sowohl die specifischen Antidote in größeren Gaben, oder selbst der Mercur und das Jod in sehr kleinen Gaben, welche dem Polaritätsgesetz zufolge einen Gegensatz zu den großen Dosen bilden, in Anwendung gebracht werden.

Krankheiten der nervenarmen Organe, wie z. B. jene der Knochen und Drüsen, so sie chronischer Art sind, werden der Erfahrung zu Folge besser mit den höchsten Verdünnungen als mit niedern geheilt. Tritt keine Besserung ein, so untersuche man, ob die Wahl des Mittels eine geeignete und passende war, bevor man zu einer stärkern Gabe schreitet.

§ 119.

Die Affinität der Arzneien zu einzelnen Organen und der Ort der Anwendung derselben bestimmen oft die Gabengröße.

Die Affinität der Arzneien zu einzelnen Organen, d. h. die besondere Verwandtschaft und Beziehung, die manche Arzneikörper zu bestimmten Organen hat, ist zu berücksichtigen. Je größer dieselbe ist, um so stärker ist auch die Wirkung und um so erfolg-

reicher die Anwendung kleiner Gaben. So haben Kopp und Liedbeck bemerkt, daß Rachengeschwüre mit der dreißigsten Verdünnung des Mercurs geheilt werden können; da hingegen Geschwüre der Genitalien weit größere Gaben desselben erfordern. Rau beobachtete, daß, wenn man Clematis erecta bei Hautausschlägen anwendet, die Gabe eine starke sein muß; hingegen dürfte man bei chronischer Orchitis die Clematis nur in höhern Verdünnungen benützen.

Wird die Belladonna bei rheumatischen Lähmungen angewendet, so muß die Dosis eine tiefere sein, wird sie aber bei der Meningitis, bei der Angina in Gebrauch genommen, so kann die Dosis aus einer höhern Verdünnung sein.

So hat Aconit. eine große Affinität zum Halse und zu den Respirationswerkzeugen, weniger aber zur Leber. Aconit. muß aber dennoch oft bei heftigen Leberentzündungen wegen seiner allgemeinen antiphlogistischen Wirkung, so er besonders unserm Heilgrundsatze der Aehnlichkeit entspricht, öfters gegeben werden. Man wird daher dieser Affinität wegen Aconit. bei der Pneumonie und Pleuritis in höhern Verdünnungen reichen; während bei der Leberentzündung größere und stärkere Gaben erforderlich sind.

Endlich kann auch der Ort der Anwendung einigermaßen zur Richtschnur für die Gabengröße dienen.

So werden wir die Dulcamara in der Urtinctur oder in der ersten Verdünnung anwenden, wenn ihre Anwendung eine äußerliche ist, z. B. gegen Warzen; hingegen wirkt sie noch in der 24sten Verdünnung vortheilhaft bei der Diarrhoe der Kinder, besonders nach vorausgegangenen Verkältungen. Die Arnica, äußerlich angewendet bei Quetschungen und Verwundungen oder als Mundwasser nach Zahnextractionen, kann immerhin in der Urtinctur verdünnt mit einigen Theilen Wasser angewendet werden; hingegen wird ihre Anwendung bei der nervösen Lungenentzündung, oder bei der Gehirnerschütterung innerlich höhere und höchste Verdünnungen erheischen.

Machen wir von Rhus toxicodendron einen äußern Gebrauch, z. B. gegen Flechten, so können wir unbesorgt die erste Verdünnung in Wasser aufgelöst gebrauchen; machen wir

aber von Rhus einen innerlichen Gebrauch, z. B. beim Typhus, bei der nervösen Lungenentzündung, so können wir in den meisten Fällen nur die höhern Dilutionen gebrauchen.

Schließlich dürfte auch die Tageszeit bei Bestimmung der Gabe in Erwägung zu nehmen sein. Es ist bekannt, daß Brechmittel, des Morgens genommen, in geringerer Gabe schon besser wirken, als des Abends; hingegen wirken schweißtreibende Mittel Abends leichter, als am Tage. Ebenso wird Belladonna des Morgens in weit höherer Verdünnung gereicht werden können, als wie, wenn sie des Abends gereicht wird. Aconit., Abends gereicht, bringt in höchster Dilution schon Schweiß hervor.

§ 120.

Die vorausgegangene allöopathische Behandlung bestimmt oft die Gabengröße.

In acuten Krankheiten, die vorher allöopathisch behandelt worden, kann der hinzugerufene homöopathische Arzt nicht zuwarten, bis die Wirkung der gegebenen Arzneien vorübergeht, weil meistens in solchen Fällen die höchste Lebensgefahr droht, wenn seine Hülfe gesucht wird. Er muß also, um die dringende Gefahr abzuwenden, das geeignetste (simillimum) Heilmittel in starken und oft wiederholten Gaben anordnen. Ist die Gefahr beseitigt, schreitet die Besserung vorwärts, so kann er zu kleinern und seltnern Gaben zurückkehren.

In chronischen, mit allöopathischen Vielgemischen oder auch mit mancherlei starken Mineralquellen mißhandelten Krankheiten wird der homöopathische Arzt, wenn die Gefahr nicht drängt, einige Zeit abwarten, bis die schlimmen Nachwirkungen dieser Arzneien vorüber sind, und der Organismus von ihren heroischen Angriffen sich wieder erholt hat. Nach Anordnung einer naturgemäßen Lebensweise wird der homöop. Arzt bei richtiger Wahl der passenden Arzneigabe mit der feinsten Arzneidosis nicht selten ausreichen.

§ 121.

Resultirende Schlußfolgerungen aus den Bemerkungen über Gabengrößen.

1. Die richtige Wahl des geeigneten Mittels ist das unerläßliche Bedingniß zur Vollführung einer glücklichen homöopathischen Heilung, und unbestritten bleibt die Hahnemann'sche Lehre: daß das genau und sorgfältig gewählte Heilmittel noch in der kleinsten Gabe wirksamer ist, als ein weniger genau und sorgfältig gewähltes Medicament in stärkerer Gabe. Das ähnlichste (simillimum) ist noch in der höchsten und feinsten Gabe das wirksamste, das heilkräftigste, das weniger ähnliche (simile) selbst in der stärkern Gabe das weniger wirksame und heilende, das am wenigsten ähnliche bleibt selbst in der stärksten Gabe oft ganz unwirksam. Es ist aber auch zur zweckmäßigen Entfaltung der gehörigen Wirkung die Anwendung der passenden Gabe eine ebenfalls nothwendige und unerläßliche Bedingung.

2. Das Individualisiren ist nicht blos strenges Gebot für die Qualität der zu wählenden Arznei; sondern auch für die Quantität der zu verabfolgenden Arzneigaben.

§ 122.

Schema für die Gabengrößen.

Um nun bei den divergirenden Ansichten über die Gabengrößen den Lesern eine Richtschnur zu bieten, lassen wir hier ein zweifaches Schema folgen, wovon das erste Schema eine Anschauung der Dosenverabreichung der ältern homöopathischen Aerzte, das zweite aber der neuern homöopathischen Schule geben möge. Doch darf dieses Schema nur als ein ungefährer Leitstern für den jungen Praktiker gelten; keineswegs aber dürfen diese Gabenbestimmungen als maßgebend und als Normaldosen für alle vorkommenden Krankheitsfälle Geltung haben, da in so vielen morbosen Zuständen auch andere Verdünnungsstufen, selbst die hochpotenzirten Gaben passend und wirksam sein können.

I. Aeltere Dosenverabreichung.

(Nach Becker.)

Cannabis Guajacum Sassaparilla Euphrasia Menyanthes Sambucus Calcarea carbonica Taraxacum Verbascum	Tinctura fortis.
Moschus $\frac{1}{1000}$.	
Ferrum Sulphur Argentum Bismuthum	2te Verreibung.
Ruta graveolens Ipecacuanha Hepar sulphuris Acidum muriaticum Ambra Carbo vegetabilis Carbo animalis Stannum	3te Verdünnung, oder Verreibung bei Hepar sulphuris.
Opium Oleander Arnica Angustura	6te Verdünnung.
Cina Rheum Stramonium Acidum phosphoricum Capsicum Drosera	9te Verdünnung.

Cocculus Ignatia Pulsatilla Chamomilla China Veratrum Hyoscyamus Aurum metallicum Aurum muriaticum	12te Verdünnung.
Asarum europaeum Ledum	15te Verdünnung.
Aconitum Dulcamara	24ſte Verdünnung.
Belladonna Nux vomica Arsenicum Rhus toxicodendron Bryonia Digitalis Thuja Spigelia Staphysagria Manganum aceticum Colocynthis Spongia Cicuta virosa Conium maculatum	30ſte Verdünnung.

II. Die Doſenverabreichung der neuern homöopathiſchen Aerzte.

(Nach Dr. Clotar Müller, Hirſchel und unſerer Erfahrung.)

Acidum muriaticum, Salzſäure, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Acidum nitricum, Salpeterſäure, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Acidum phosphoricum, Phosphorſäure, 2te, 3te Verdünnung.
Acidum sulphuricum, Schwefelſäure, 3te Verdünnung.
Aconitum, Sturmhut, 2te, 3te Verdünnung.

Antimonium crudum, Schwefelantimon, 3te Verreibung, 6te Verdünnung.
Antimonium tartaricum, Tartarus emeticus, } Brechweinstein, 2te, 3te Verreibung, 6te Verdünnung.
Arsenicum album, Arseniksäure, 5te, 6te, 12te Verdünnung.
Aurum muriaticum, salzsaures Gold, 3te Verreibung.
Baryta muriatica, salzsaure Schwererde, 3te Verreibung.
Belladonna, Tollkirsche, 3te, 6te, 9te Verdünnung.
Bismuthum nitricum, salpetersaures Wismuth, 2te, 3te Verreib.
Borax veneta, Borax, 1ste, 2te, 3te Verreibung.
Bryonia, Zaunrübe, 3te, 6te Verdünnung.
Calcarea acetica, essigsaurer Kalk, 3te Verreibung.
Calcarea carbonica, kohlensaurer Kalk, 9te Verd., 3te Verreibung.
Camphora, als reiner Kampher-Spiritus.
Cannabis sativa, Hanfsame, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Cantharides, spanische Fliegen, 3te, 6te Verdünnung.
Carbo animalis, Thierkohle, 2te, 3te Verreibung.
Carbo vegetabilis, Pflanzenkohle, 2te, 3te Verreibung.
Causticum, Aetzstoff, 2te, 3te, 6te, 9te Verdünnung.
Chamomilla, Chamille, 3te Verdünnung.
Chelidonium, Schöllkraut, 3te Verdünnung.
China, Chinarinde, 1ste, 2te, 3te Verdünnung.
Cicuta virosa, Wasserschierling, 3te, 6te Verdünnung.
Cina, Zittwersame, 1ste, 2te, 3te Verdünnung.
Clematis, Brennwaldrebe, 3te Verdünnung.
Cocculus, Kokelsame, 2te, 3te Verdünnung.
Coffea arabica, Kaffee, 2te Verdünnung.
Colchicum, Herbstzeitlose, 2te, 3te Verdünnung.
Colocynthis, Koloquinthe, 2te, 3te Verdünnung.
Conium maculatum, Schierling, 3te, 6te Verdünnung.
Crocus sativus, Safran, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Cuprum aceticum, essigsaures Kupfer, 3te Verreibung.
Digitalis, Fingerhut, 3te, 6te Verdünnung.
Drosera, Sonnenthau, 2te, 3te Verdünnung.
Dulcamara, Bittersüß, 2te, 3te Verdünnung.
Euphrasia, Augentrost, 2te Verdünnung.
Ferrum muriaticum, salzsaures Eisen, 2te, 3te Verdünnung.

Filix mas, männliches Farrnkraut, 1ste, 2te Verdünnung.
Graphites, Reißblei, 2te, 3te Verreibung.
Helleborus niger, Nießwurz, 3te, 6te Verdünnung.
Hepar sulphuris, Schwefelleber, 2te, 3te Verreibung, 6ste Verdünnung.
Hyoscyamus, Bilsenkraut, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Jalappa, Jalappe, 3te Verdünnung.
Ignatia, Ignatzbohne, 3te Verdünnung.
Jod, Jod, 3te, 6te Verdünnung.
Ipecacuanha, Brechwurzel, 3te Verdünnung.
Kreosot, Kreosot, 3te, 6te Verdünnung.
Lachesis, Schlangengift, 6te, 12te Verdünnung.
Laurocerasus, Kirschlorbeer, 2te, 3te Verdünnung.
Lycopodium, Bärlappsame, 3te Verreibung.
Manganum aceticum, essigsaures Manganum, Braunstein, 2te, 3te Verreibung.
Mercurius solubilis, 3te Verreibung.
Mercurius sublimatus, 3te Verreibung.
Mezereum, Seidelbast, 6te Verdünnung.
Moschus, Bisam, 1ste, 2te, 3te Verreibung.
Natrum muriaticum, Kochsalz, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Nitrum, Salpeter, 2te, 3te Verreibung.
Nux moschata, Muskatnuß, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Nux vomica, Brechnuß, 3te, 6te Verdünnung.
Opium, Mohnsaft, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Petroleum, Steinöl, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Petroselinum, Petersilie, 3te Verdünnung.
Phosphorus, Phosphor, 3te Verdünnung.
Platina, Platina, 2te, 3te Verreibung.
Plumbum aceticum, essigsaures Blei, 3te Verreibung.
Pulsatilla, Küchenschelle, 2te, 3te Verdünnung.
Rheum, Rhabarber, 3te Verdünnung.
Rhododendron chrysanthemum, Schneerose, 2te, 3te Verdünn.
Rhus toxicodendron, giftiger Sumach, 2te, 3te, 6te Verdünn.
Ruta graveolens, Raute, 2te, 3te Verdünnung.
Sabina, Sadebaum, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Sambucus nigra, schwarzer Hollunder, 2te, 3te Verdünnung.

Secale cornutum, Mutterkorn, 3te Verreibung, 2te Verdünnung.
Sepia, Sepiasaft, 2te, 3te Verreibung, 6te Verdünnung.
Silicea, Kieselsäure, 3te Verreibung.
Spigelia, Spigelie, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Spongia tosta, Röstschwamm, 2te Verreibung, 6te Verdünnung.
Stannum, Zinn, 2te, 3te Verreibung.
Staphysagria, Stephanskörner, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Stramonium, Stechapfel, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Sulphur, Schwefel, 2te, 3te Verdünnung, 3te Verreibung.
Thuja occidentalis, Lebensbaum, 2te, 3te Verdünnung.
Valeriana, Baldrian, 2te, 3te Verdünnung.
Veratrum album, weiße Nießwurz, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Viola tricolor, Stiefmütterchen, 2te, 3te Verdünnung.
Zincum metallicum, metallisches Zink, 2te, 3te Verreibung.

Diese angeführten Arzneistoffe, in ihren durchschnittlichen Gabenstufen, bilden die homöopathischen Polychreste, die vielgebräuchlichsten und gewiß unentbehrlichsten Heilmittel in der hom. Praxis. Eine ausgedehntere ärztliche Beschäftigung macht aber noch in speciellen klinischen Fällen auch die Anwendung anderer Heilkörper nöthig, die sich füglich an die angeführten Mittel anschließen können und deren gewöhnliche Gabengrößen wir hier schematisch angeben:

Ammonium carbonicum, kohlensaures Ammoniak, 2te, 3te Verd.
Baryta carbonica, kohlensaure Schwererde, 3te Verr., 6te Verd.
Bromium, Bromium, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Capsicum annuum, spanischer Pfeffer, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Cuprum metallicum, metallisches Kupfer, 3te Verreibung.
Jodum purum, Jod, 2te, 3te, 6te (im Croup 2te) Verreibung.
Kali bichromicum, doppelt chromsaures Kali, 1ste, 2te, 3te Verd.
Kali carbonicum, kohlensaures Kali, 3te Verdünnung.
Kali hydrojodicum, Jodkali, (½ Quentchen auf 6 Unzen destill. Wasser, eßlöffelweise).
Magnesia carbonica, kohlensaure Bittererde, 2te, 3te Verreib.
Natrum carbonicum, kohlensaure Soda, Laugensalz, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Nitrum, Kali nitricum, salpetersaures Kali, 2te, 3te Verreibung.

Sabadilla, Sabadille, Läusesamen, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Squilla maritima, Meerzwiebel, 2te, 3te Verdünnung.

Minder häufig in der homöopathischen Praxis vorkommende Mittel sind:

Aethusa Cynapium, Gartenschierling, 2te Verdünnung.
Alumen, Alaun, 3te Verreibung.
Ambra, 2te, 3te Verdünnung.
Anacardium orientale, Malakka-Nuß, 2te, 3te Verreibung.
Asa foetida, Stinkasand, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Baryta acetica, essigsaure Schwererde, 3te Verreibung.
Berberis vulgaris, Berberitze, 2te, 3te Verdünnung.
Chininum sulphuricum, schwefelsaures Chinin, 1ste, 2te Verr.
Guajacum officinale, Guajak, 1ste, 2te Verdünnung.
Lactuca virosa, Giftlattich, 2te, 3te, 6te Verdünnung.
Ledum palustre, Sumpfporst, 1ste, 2te, 3te Verdünnung.
Oleander Nerium, Oleander, 2te, 3te Verdünnung.
Ranunculus bulbosus, knolliger Hahnenfuß, 2te, 3te Verdünn.
Senega, Senegawurzel, 2te, 3te Verdünnung.
Verbascum Thapsus, Königskerze, 1ste, 2te Verdünnung.

Zum äußern Gebrauche in der Urtinctur.

Tinctura Arnicae, Wohlverleih-Tinctur.
Tinctura Calendulae officinalis, gemeine Ringelblumen-Tinctur.
Tinctura Urticae urentis, Brennnessel-Tinctur.
Tinctura Symphyti officinalis, gemeine Beinwell-Tinctur.
Tinctura Helianthi annui, gemeine Sonnenblumen-Tinctur.

Siebentes Capitel.

Die Arzneiprüfungen an Gesunden.

§ 123.

Die bisherigen trüben Quellen der Arzneimittellehre.

Die heilenden Kräfte der Naturkörper suchten die ältern Aerzte bis auf die neuesten Zeiten herab aus der Untersuchung ihrer physischen Eigenschaften in Hinsicht auf Form, Gestalt, Farbe, Geruch und Geschmack zu erforschen.

Als die Heilwissenschaft noch in ihrer Kindheit war, da mußten dem Naturmenschen Instinct und Zufall die ersten Materialien liefern, wo es freilich an Abenteuerlichkeiten nicht fehlte. So stößt man in der frühern Geschichte der Heilkunst auf Beziehungen, in welchen gewisse Aehnlichkeiten mancher Pflanzen mit gewissen Theilen des menschlichen Organismus stehen, und aus denen auf eine besondere specifische Einwirkung auf diese ähnlichen Theile geschlossen wurde. Dieser Vorgang, aus den sinnlichen Eigenschaften der Arzneikörper, aus der Farbe und Form der rohen Arzneidroguen auf ihre Heilkräfte und Wirkungen zu schließen, wurde die Signatur derselben genannt.

§ 124.

Die Signatur als erste und älteste Quelle.

Die Lehre von den Signaturen der Arzneien stand im Mittelalter in hohem Ansehen, und Reisende fanden diese Ansichten unter mehren Stämmen der Ureinwohner des amerikanischen Continents herrschend.

So sollte die Orchiswurzel die Impotenz heilen können, wegen ihrer hodenähnlichen Form; die gelbe Curcume heilte die Gelbsucht; der blutrothe Saft der Blüthen des Hyperici perforati und des Drachenblutbaumes stillte die Blutflüsse; die Köpfe

des Schlafmohns wirkten vorzugsweise auf den Kopf; das Hollundermark auf das Rückenmark, Lungenkraut auf die Lungen; die Citronen wegen ihrer Aehnlichkeit auf das Herz, eben so die Cassia fistula auf den Darmkanal, Aristolochia auf die Gebärmutter, Steinsamen auf die Steinkrankheit, Ranunculus ficaria und Skrophelkraut auf die Hämorrhoidalknoten, weil beide Kräuter ähnliche Knoten an ihrer Wurzel haben. Diesen angeführten Beispielen reihen wir noch folgende an: Die Hechtenkiefer und die Kiefer des Wildschweines wurden, weil sie mit spitzigen Zähnen besetzt sind, bei dem Seitenstechen (Pleuritis) mit großem Vertrauen empfohlen. Die Asche des Hasen, des allerfurchtsamsten Thieres, sollte die Folgen des Schreckens und der Furcht besänftigen. Das Blut gefallener Missethäter sollte die Fallsucht heilen; ein rückwärts in das Wasser geworfener Krebs sollte das zurückkehrende Wechselfieber beseitigen. Wahrlich eine dürftige Quelle, die für die wahre Erkenntniß der Arzneimittel nur eine unbrauchbare Ausbeute verspricht.

§ 125.

Eine fernere unbrauchbare Quelle bietet der Geruch und Geschmack der Arzneien.

Man glaubte, daß der Geruch vieler Pflanzen und Substanzen eben so, wie ihr verschiedener Geschmack, ihre Einwirkung auf den thierischen Organismus anzeige. Der aromatische Geruch vieler Arzneien sollte darauf hindeuten, daß sie nervenstärkend wirken müßten. Die große Anzahl der bitter oder zusammenziehend schmeckenden Heilmittel sollte ebenfalls stärkend und zusammenziehend auf den ganzen thierischen Organismus wirken. Denn es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß einige bittere Mittel eine magenstärkende und tonische Kraft zeigen, wie z. B. die Gentiana, die Fell. tauri. Diese Kraft aber ist eine eigenthümliche, eine specielle, die die weise Natur in sie legte, und sie dürften dieselben Kräfte äußern, wenn sie auch nicht bitter wären. So leistet die Calcarea carbonica noch in hoher Verdünnung treffliche Dienste gegen die Dyspepsie, wenn auch kein bitterer Geschmack in diesem Präparate sich vorfindet.

Allein nur das bittere Princip allein im Auge haltend, werden die meisten bittern Pflanzen unter dem Namen Amara als identisch wirkende Arzneien gegen Magenschwäche empfohlen. Sollte aber in der That die Bitterkeit eines Arzneikörpers hinreichend sein, um ihn als Verdauung-verbessernd zu bezeichnen, so müßten ja die Koloquinthen, ja sogar die Blausäure wegen ihrer Bitterkeit unter die tonischen und magenstärkenden Arzneien gezählt werden.

In der China fand man einen bittern und zusammenziehenden Arzneistoff. Nun finden sich zufällig diese beiden Stoffe in der Weidenrinde (Salix), man muthete ihr daher eben solche antifebrilische Kräfte zu, wie der China. Allein die China wirkt hier beim Wechselfieber nicht durch die bittere und zusammenziehende Kraft, sondern durch eine eigenthümliche, specifisch in ihr wohnende Kraft, und durch ihre mittelst derselben bewirkte specifische Einwirkung im Nervengebiete.

Ich hatte Gelegenheit, im Jahre 1836 auf der Wiener klinischen Schule zu beobachten, daß das Alkaloid der Weidenrinde, nämlich das Salicin, welches Professor Hildenbrandt bei Wechselfieber oft versuchte, ganz ohne Erfolg blieb.

§ 126.

Die Medicamente besitzen oft ganz entgegengesetzte Kräfte, als man ihnen beilegt.

Daß die Medicamente oft ganz entgegengesetzte Eigenschaften bei ihren klinischen und physiologischen Versuchen äußern, als man ihnen willkürlich beilegte, zeigten Rummel (die Homöopathie von ihrer Licht- und Schattenseite, S. 138) und Jörg (Materialien zu einer künftigen Heilmittellehre) deutlich.

So glaubte man bisher dem Nitrum eine das Gefäßsystem deprimirende Kraft zuschreiben zu müssen; dagegen ergaben Jörg's Versuche, daß es erregend auf die Nieren, den Darmkanal und die Haut wirke, auch Durst und beschleunigten Puls errege.

Aqua Laurocerasi, Kirschlorbeerwasser, bewirkte Kratzen und Kitzeln im Kehlkopfe, wie bei angehender Entzündung dieses Theils, öfteres Hüsteln und vermehrte Absonderung eines zähen Schleimes in der Luftröhre.

Der Kampher erregt die Harn- und Geschlechtswerkzeuge, und die Meinung, sagt Jörg, daß er die Vitalität der Geschlechtsorgane herabzustimmen im Stande sei, und daß er daher in Krankheiten dieser Theile mit erhöhter Sensibilität direct nützen könne, schreibt sich vermuthlich aus der Fabelzeit der Medicin her.

„Eben so wenig," sagt er, „kann das Mittel auch in der entzündlichen Reizung der uropoetischen Organe Nutzen gewähren, welchen die spanischen Fliegen nicht selten herbeiführen; und dennoch wird sich kein gewöhnlicher Praktiker diese Arznei in diesen Krankheiten wollen nehmen lassen. Wer noch nicht über das Contrarium Contrario hinweg ist, wird erschrecken, daß die Asa foetida in der Hysterie so viel gebraucht worden ist, da sie doch eine ähnliche Krankheit erzeugt."

Diese Belege für die vagen Vermuthungen der Arzneikräfte, die man bei den nicht-homöopathischen Aerzten antrifft, sind nicht von einem Freunde, sondern von einem Gegner der Homöopathie vorgeführt und dürften um so wichtiger in die Wagschale fallen.

§ 127.

Die botanischen Bestimmungen bieten eine unsichere Quelle.

Caesalpinus, nach Andern Camerarius, machte die Beobachtung, die allerdings in Thatsachen ihre Begründung findet, daß diejenigen Pflanzen, welche in der Form und Gestalt einander ähnlich sind, im thierischen Organismus ähnliche Wirkungen hervorbringen. So lehrte Linné: plantae, quae genere conveniunt, etiam virtute conveniunt; quae ordine naturali continentur, etiam virtute propius accedunt; quaeque classi naturali congruunt, etiam viribus, quodammodo congruunt. Diese Ansichten empirisch durch Thatsachen zu begründen, suchten mehre Botaniker und Naturforscher, wie Gmelin, Jussieu und Barton. Auch Decandoll sprach sich dahin aus, daß, wenn eine Pflanze zu der Classe, Ordnung und Familie eines wirksamen Gewächses gehöre, diese auch gleiche oder ähnliche Arzneitugenden, wie dieses, besitze.

Diesen Thatsachen gegenüber ist doch zu erwähnen, daß, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß eine größere oder geringere Aehnlichkeit in Form und Gestalt der Pflanzen auch analoge Wirkungen auf den thierischen Organismus vermuthen läßt, diese vorhandene Aehnlichkeit noch keineswegs einen Schluß auf die Qualität der specifischen Wirkungen auf den thierischen Körper zuläßt; denn diese kann aus der Aehnlichkeit und Gestalt kaum divinirt werden. Denn sind auch die Hauptwirkungen der sich ähnlichen Pflanzen erforscht, so sind noch die Modificationen der Wirkungen derjenigen Pflanzen zu ermitteln, welche auch in Form und Gestalt von dem Grundtypus differiren. Werden diese subtilen Nüancen nicht beachtet, so läuft man Gefahr, z. B. die Petersilie für giftig zu erklären.

§ 128.

Die chemischen Eigenschaften der Arzneien sind nicht maßgebend für ihre Wirkung.

Die Bestrebungen der Chemie können gewiß nur mit Dankbarkeit aufgenommen werden, wenn sie wohlmeinend die genaueste Untersuchung der nähern und entferntern Bestandtheile organischer Körper, namentlich des thierischen Organismus einleitet, um die nächsten Ursachen der Krankheiten zu einer gewissermaßen sinnlichen Anschauung zu bringen, um aus der Untersuchung der nähern oder entferntern Bestandtheile der einzelnen Heilmittel die Wirkungen derselben auf den gesunden und kranken thierischen Organismus zu erklären; allein eine nur etwas reifere und unbefangenere Erfahrung zeigt, daß weder die chemische Analyse, noch die stöchiometrischen Resultate als alleinige Regulatoren des ärztlichen Handelns erhoben werden können. Auch werden weder die Zoochemie, noch die Phytochemie uns jemals genügende Aufschlüsse über die dynamischen Wirkungen der Arzneikörper verschaffen.

Die Zoochemie (Thierchemie) kann aus Thiersubstanzen blos solche todte Theile aussondern, die ein verschiedenes chemisches Verhalten gegen chemische Reagentien zeigen. Aber nicht diese sind es, auf welche die Arzneien bei Umstimmung des menschlichen Befindens und bei Heilung der Krankheiten des lebenden Organismus wirken. Die aus dem Muskelfleische chemisch ge-

schiedenen Theile sind himmelweit von dem verschieden, was der lebende, mit Reizbarkeit begabte Muskel in seiner organischen Vollkommenheit im gesunden und kranken Menschen war, und es kann aus diesen todten Theilen auf die Beschaffenheit des lebenden Organismus nicht unschwer ein Schluß gemacht werden.

Wenn die Chemie die Gegenwart des Calomels durch das Kalkwasser eruiren kann, so wird es doch nicht gelingen zu zeigen, auf welche Weise der Mercur Hypochondrie, Melancholie, Ptyalismus und Metallgeruch erzeugt.

Das Quecksilberwasser — Decoctum hydrargyri — zeigt, wie wir bereits erwähnten, eine entschiedene anthelmintische Kraft, wenn auch die Chemie nicht im Stande ist, selbst durch die empfindlichsten Reagentien die Gegenwart des Quecksilbers anzuzeigen.

Auch die Phytochemie (Pflanzenchemie) kann keinen genügenden Aufschluß geben. Denn abgesehen davon, daß die ältere Chemie, die mit den Alkaloiden der Arzneikörper, denen die vorzügliche Heilkraft beigemessen werden kann, weniger vertraut war, die Pflanzenkörper nur in ihre vorwaltenden Bestandtheile: Eiweißstoff, Kleber, Extractivstoff, grünes Harz, Gewächssäure, Kali, Kalk, Kieselerde u. s. w. zerlegen konnte, wodurch sich zeigte, daß z. B. die Belladonnablätter mit dem Braunkohl gleiche Bestandtheile haben, bieten auch die Bemühungen der neuern Chemie, so dankenswerth sie immerhin sind, keinen sichern Anhaltspunkt für das Heilgebiet eines Arzneikörpers.

§ 129.

Erläuternde Beispiele.

Der berühmte französische Physiolog Magendie will das Emetine, das Alkaloid der Ipecacuanha in allen Fällen angewendet wissen, wo sonst die Ipecacuanha in Anwendung genommen wird, und es wird als besonderer Vortheil auch der Umstand hervorgehoben, daß das Emetine nicht den unangenehmen Geruch der Ipecacuanha habe, so wie es auch hinsichtlich des Geschmackes vorzuziehen ist. Also ein großer Fund der neuern Chemie für die klinische Anwendung. Da bemerkte aber der treffliche Praktiker Dr. Double, daß er in diesem Alkaloide we-

der die tonische Wirkung der Ipecacuanha, die bei Diarrhöen und Mutterblutflüssen so trefflich sich beurkundet, noch die antispasmodischen Eigenschaften der Ipecacuanha in dem Emetine finden konnte.

Einen zweiten Beleg, daß die Resultate selbst der neuern Chemie keinen genügenden Aufschluß über die Wirkung der Heilmittel uns verschaffen, bietet die Dulcamara.

Desfosses, Apotheker zu Besançon in Frankreich, entdeckte in allen Pflanzen, welche zu den Solaneen gehören, wie z. B. die Belladonna, Hyoscyamus, Datura Stramonium und Dulcamara, ein eignes Alkaloid, welches er Solanin nannte, welches aber speciell nach dem Namen der Pflanze, aus welcher es gewonnen wird, als Atropin, Daturin, Hyoscyamin, Pikrotoxin bezeichnet wird. Nun sollte man glauben, daß die Dulcamara, welche zu den Solaneen nach Juss. gehört, eben so wie die Belladonna, Hyoscyamus und Stramonium eine pupillendilatirende Kraft besäße; allein weder die Dulcamara, noch ihr Alkaloid, das Solanin, besitzen diese Eigenschaft.

§ 130.

Auch die Heilkraft der Mineralquellen kann nicht aus den chemischen Bestandtheilen derselben eruirt werden.

Es gab wohl eine schöne Zeit für die medicinische Chemie, wo ihre Aussprüche für die Praxis maßgebend, und ihre Resultate einen unbeirrenden Leitstern für die Klinik im Allgemeinen, und für die Balneotherapie insbesondere bildeten; doch Zeit und Wissenschaft haben endlich die immaginäre, unerschütterliche Basis derselben bedeutend gelockert.

Der berühmte Pariser Chemiker Thenard hat in verschiedenen Wässern der Auvergne einen bedeutenden Arsenikgehalt gefunden, der sich erst im Ocher nachweisen ließ; diesem schreibt er nun die Heilkraft der Quellen gegen Hautkrankheiten zu, währenddem früher die Heilkraft derselben gegen Hautleiden auf Rechnung anderer sich darin befindenden Elemente zukam, denn die Chemie konnte den Arsenik in diesen Wässern nicht nachweisen.

Die Thermen zu Teplitz hielt man früher allgemein für schwefelhaltig. Die chemische Analyse aber, welche in diesen Thermen keinen Schwefelgehalt nachweisen kann, will sie auch nicht für schwefelhaltig angesehen wissen.

Das beirrt aber Hufeland, den Praktiker, nicht in seiner praktischen Ansicht über die Teplitzer Thermalquellen, und er sagt in seiner Schrift: Die Heilquellen Deutschlands, 1820, ganz unumwunden: „daß der auffallend feine Schwefeldunst der schweflichten Thermen zu Teplitz gasartige, flüchtige Schwefelbestandtheile verrathe, welche die Chemie wohl noch nicht entdeckt und auch nicht entdecken kann, da sie nicht in das Gebiet der chemischen Sinnlichkeit (Reagens) gehören."

Diese Ansicht theilen auch erfahrene Balneologen der Neuzeit mit. So sagt Dr. Schlesinger in seinen freimüthigen Badebriefen von Gastein: „Die Gasteiner Quellen spenden warmes Wasser. Weder die Chemie, noch die Physik hat bis jetzt ein Princip, ein Agens nachgewiesen, daß das warme Wasser von Gastein vom gewöhnlichen warmen Wasser sich unterscheidet. Eine physiologisch-chemisch begründete wissenschaftliche Erklärung der Heilkraft dieses warmen Wassers ist ganz und gar noch nicht vorhanden."

In diesem Sinne spricht sich auch der Badearzt Dr. Müller über das Bad Topusko in der k. k. kroatischen Militärgrenze aus: „Die großen Wirkungen der Bäder von Topusko lassen sich aus ihrer chemischen Analyse nicht erklären, da manches gewöhnliche Quell- und Brunnenwasser nichts Anderes enthält."

Einen noch schlagenderen Beweis für die Unzulänglichkeit der chemischen Analyse kann folgende von Dr. Bolle in Paderborn eingeleitete chemische Untersuchung geben. Dr. Bolle hat durch mehrere Jahre die chemische Untersuchung des Harnes jener Individuen vorgenommen, die das Lippspringer Wasser gebrauchen, um zu erfahren, ob der Harn durch Lippspringe auch qualitativ verändert werde, und dies um so mehr, als der Harnstoff bekanntlich zum größten Theile aus Stickstoff besteht, Lippspringe gerade eine Therme ist, welche durch ihren großen Gehalt an Stickstoff excellire. Die Harnsymptome wurden von allen Prüfern — es haben über 30 Personen geprüft und viele von ihnen 5 Jahre

hintereinander mehrfach — bei jeder Trinkprüfung beobachtet. Nach den Regeln der Chemie mußte man erwarten, daß sich in dem Lippspringe-Harne eine, die Norm weit überschreitende Menge des fast ausschließlich aus Stickstoff bestehenden Harnstoffes vorfände, weil dem Körper durch das Trinken von 36 Unzen eines so stickstoffreichen Wassers eine abnorme Menge Stickstoff einverleibt wurde.

Um indeß ein ganz sicheres Resultat zu erzielen, wurden zuerst mehrere Analysen eines solchen Harnes gemacht, der nach dem Trinken von 36 Unzen gewöhnlichen Wassers entleert wurde, und dann wurden erst die Analysen des Harnes gemacht, welcher nach dem Genusse des Thermalwassers entleert wurde. Und was ergaben die Analysen? Gerade das Gegentheil von dem, was nach den Regeln der Chemie zu erwarten war. Der Harn von dem gewöhnlichen Wasser enthielt die normale Menge Harnstoff, und der Lippspringe-Harn enthielt kaum oder nicht halb so viel Harnstoff.

Noch auffallender war das Verhältniß bei dem Harne in Betreff der Harnsäure, welche in dem Quellwasser-Harne reichlich vorhanden war. In dem Lippspringe-Harne dagegen fehlte sie gänzlich.

Dieses Factum zeigt recht handgreiflich, wie schwierig es ist, wenn man aus den Ergebnissen der Chemie praktische Schlüsse auf functionelle Vorgänge im lebenden Organismus machen will.

Sehr richtig sagt daher Dr. Perutz, Badearzt zu Teplitz in Böhmen, in seiner Schrift („Die Mineralquellen zu Teplitz als homöopathisches Heilmittel betrachtet.“ Prag, 1848): „Kaum dürfte es genügen, das Angezeigtsein einer Heilquelle in gewissen Krankheitsfällen nach den durch die Chemie in ihr gefundenen Bestandtheilen, oder nach den sogenannten Badeerfahrungen zu bestimmen; was die chemische Analyse zu Tage fördert, ist todte Asche, morsches Gebein, sie giebt uns als zerstörten Leichnam zu erkennen, was frisches Leben war, und in der getrockneten Mumie erkennen wir das, was sie einst gewesen, nicht wieder.“

„Man mache nur einen Versuch und mische alle bekannte, feste, flüssige und gasige Stoffe in demselben Verhältnisse und derselben Temperatur, wie sie in unsern Teplitzer Quellen vorhan-

den sind, zusammen; man erprobe sie dann praktisch, und man wird keine Spur von der diesen Thermen eigenthümlichen Heilkraft darin finden. Eine Ansicht, die mit jener des geistreichen Rapou in seiner Schrift: „Histoire de la Doctrine médicale homéopathique.“ Paris, 1847, vollkommen übereinstimmt: „C'est en vaine,“ sagt er, „qu'on a cherché, et qu'on cherche encore dans l'etude chimique des eaux, dans la connaissance de leur élements constituants, le scerêt de leur valeur médicinale. En présence de la meilleur analyse, que dira le praticien, après avoir laissé un libre cours aux élucubrations théorique sinon, qu'il faut employer ces eaux dans les maladies sur les quelles l'expérience les a montrées utiles.“

§ 131.

Die stöchiometrische Ermittelung der Elementartheile führen nicht zur Erkenntniß der positiven Wirkungen der Arzneien.

Die stöchiometrische Ermittelung der nähern und entferntern Elementartheile der verschiedenen Arzneien auf analytischem Wege führt noch wenig zur wahren Kenntniß der wahren und positiven Wirkungen der Arzneien. Die Chemie muß viele Arzneien als Elementarkörper anerkennen, die sehr stark auf den thierischen Organismus einwirken. Und gesetzt, es wären die vorwaltenden Bestandtheile vieler Arzneien stöchiometrisch zu ermitteln, so sind es oft nicht gerade diese, welche vorwaltend auf den thierischen Organismus einwirken; die organische Kraft derselben ist oft eine ganz andere, ihnen eigenthümliche, von den chemischen Bestandtheilen ganz unabhängige, streng geschiedene, allen chemischen Processen entschlüpfende.

Endlich sind es auch nicht die rein chemischen Wirkungen der Arzneien und ihrer vorwaltenden Bestandtheile auf den lebenden oder todten thierischen Organismus, welche den pharmakodynamischen Wirkungen derselben zu Grunde liegen. Einige Tropfen Belladonnatinctur wirken sehr bedeutend auf den thierischen Körper — eine unbedeutende Menge Arsenikwasserstoffgas vernichtet sehr schnell das organische Leben. Diese Erscheinungen aber lassen sich nach den Gesetzen des Chemismus nicht erklären. Die chemi-

schen Wirkungen der Arzneien und ihre analytisch ermittelten Bestandtheile auf den lebenden oder todten thierischen Organismus sind und bleiben immer nur rein chemische Wirkungen und können nicht das mindeste hellere Licht auf die rein pharmakodynamischen Wirkungen derselben geben. Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Iatrochemie, da erfahren wir, daß man anfangs die Mittel in saure und alkalische unterschied; später ordnete man sie nach den Atomgewichtsverhältnissen, so daß Körper, welche z. B. aus gleichen Theilen Stickstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff zusammengesetzt sind, von gleicher Wirkung auf den Organismus sein sollten. Aber eben so wenig wie die isomeren eiweiß- und stärkemehlhaltigen Körper von gleicher Bedeutung für die Ernährung sind, eben so wenig sind die isomeren Arzneimittel von gleicher Heilkraft. Man darf sich nur an die Alkaloide im Coffein, Thein, Chinin und Chinoidin erinnern. Zwischen dem gewöhnlichen und dem Pockeneiter läßt sich kein chemischer Unterschied nachweisen, eben so wenig zwischen dem gesunden Speichel und dem Speichel wüthender Thiere. Ueberall finden wir genau dieselben chemischen Bestandtheile, wie auch nach Davy im blauen Kohl und Wasserschierlinge, und doch welche verschiedene Wirkung auf den Organismus! Der Maßstab für das organische Leben muß aus dem Leben selbst, nicht aber aus ihm fremdartigen, dem chemischen oder physikalischen entnommen werden.

§ 132.

Thierversuche bieten keine hinlängliche Quelle für die Erkenntniß der Arzneikräfte.

Wir verkennen keinen Augenblick den nie zu berechnenden Einfluß der Versuche mit Arzneien an Thieren, zum Behufe eines lichtvollern Studiums der Toxikologie, und zur Constatirung der mit denselben Arzneien an gesunden Individuen angestellten Prüfungen; doch glauben wir Gründe genug dafür anführen zu können, daß sie zur wesentlichen Bereicherung einer physiologischen Pharmakodynamik nicht viel beizutragen vermögen, noch weniger aber eine genügende Auskunftsquelle für dieselbe je schaffen werden. Denn einmal treten die durch so ungeheure Arzneigaben erzeugten Erscheinungen in so stürmischer Hast und Eile hervor,

daß eine genaue und reine Auffassung derselben, namentlich ihrer feinern Eigenthümlichkeiten, beinahe ganz unmöglich wird, und dann kann das Thier über subjective Symptome, über Gefühle und Empfindungen keine genaue Rechenschaft geben.

Zudem sind die Wirkungen vieler Mittel am thierischen Organismus verschieden von denen im menschlichen, was in den eigenthümlichen Organisationsverhältnissen und in den veränderten Verhältnissen der Erregung, die besonders im Nervensystem und Gehirn sich zeigt, seinen Grund hat.

So besitzt das Gehirn bei Säugethieren eine viel schwächere Reactionskraft als bei Menschen. Der Bau des Magens, des Darmkanals und der Lymphgefäße ändert bei den Thieren nicht selten die Arzneiwirkung. Ziegen und Schweine können Schierling und Bilsenkraut verdauen, die, Hunden und Menschen in den Magen gebracht, giftig werden. Die Igel können scharfe Käfer und Canthariden vertragen. Das Pferd und der Elephant werden selbst von Arsenik, der in den Magen gebracht ist, wenig afficirt, sie bekommen höchstens Durchfall darnach. Die pflanzenfressenden Thiere, mit rundem Magen, wie Kaninchen und Pferde, können nicht brechen, und die Wirkung der Brechmittel ist hier eine andere als bei Menschen. Affen und Eichhörnchen werden von Blausäure in verhältnißmäßig geringerer Menge getödtet, als der Mensch. Eine Gabe Nux vomica tödtet einen Hund, während dieselbe Gabe bei einem Pferde oder Kaninchen verhältnißmäßig nur geringe Wirkung hat. Koloquinthen, Jalappe, Zaunrübe wirken sehr mächtig auf den Menschen ein, aber verhältnißmäßig nur sehr wenig auf Thiere. Der Nutzen der Thierversuche ist daher für die Erkenntniß der Arzneiwirkungen ein höchst geringer, und man kann nicht vorsichtig genug in der Verwerthung ihrer Ergebnisse sein.

§ 133.

Belege dafür aus der Praxis.

Orfila machte mit der Koloquinthe mehrere Versuche an Hunden. Außer flüssige, schwärzliche Stuhlgänge und Neigung zum Erbrechen konnte er kein hervorragendes Symptom bemerken.

Die Section zeigte bei allen entroperitonische Erscheinungen. Die Lungen, der Magen, der Zwölffingerdarm und die andern dünnen Eingeweide hatten keine merkliche Veränderung erlitten; aber die Schleimhaut des Mastdarms zeigte eine große Anzahl feuerrothe Flecke. Aus diesem Sectionsbefunde bei Thieren machte Sobernheim in seinem Handbuche „d. prakt. Arzneimittellehre," S. 106, auf die pharmakodynamische Einwirkung der Koloquinthe bei Menschen aufmerksam, und er lehrt ganz gemüthlich: „daß die Koloquinthe ganz besonders bei Menschen auf die Schleimhaut des Dickdarms, und namentlich des Mastdarms in intensiver Art einwirke, so daß dadurch die erregten wässerigen Ausleerungen mit heftigem Darmschmerz, Stuhlzwang, ja selbst mit Abgang eines blutigen Serums verbunden sind, wie denn auch Orfila bei der Anwendung der Koloquinthe in sehr großen, vergiftenden Gaben bei Hunden stets nur das Rectum ergriffen fand." Daß aber diese Argumentation von dem Thiere auf den Menschen eine unstatthafte ist, beweist folgender eben so merkwürdiger als belehrender Fall einer Koloquinthenvergiftung bei Menschen.

Im Univers.-Lexikon der praktischen Medicin, Art. Koloquinthe, erzählen Duvergie und Ratien: „daß ein 55jähriger Mann starker Constitution seit langer Zeit eine Balggeschwulst am rechten Knie hatte, weshalb er sich an eine Frau, die in der Nähe der Militärschule zu Paris wohnte und in diesem Stadtviertel in dem Rufe stand, die unheilbarsten Krankheiten heilen zu können, wendete. Nachdem verschiedene Kräuterumschläge auf das Knie vergebens versucht worden waren, nahm er auf Anrathen dieser Frau einen Liqueur, den diese ihm zugestellt hatte. Doch kurze Zeit darauf bekam er Uebelkeit und Erbrechen mit einem Gefühle von Hitze und Brennen in der epigastrischen Gegend. Er nahm dann eine zweite und sogar noch eine dritte Dosis, in der Ueberzeugung, daß das Medicament seine Wirkung äußere, und im blinden Vertrauen auf die Person, die ihm dieses Mittel angerathen und gegeben hatte. Es stellten sich nun bald zahlreiche Stuhlausleerungen und die heftigsten Kolikschmerzen ein, hierzu gesellten sich bald starke Convulsionen — die Orfila bei Thieren nicht bemerken konnte — und nach einigen Stunden der Tod,

Dieser plötzliche Tod erregte bei den Gerichten Verdacht und es wurde Auftrag gegeben, die Section zu veranlassen. Die Hauptresultate waren: die Hirnsubstanz dicht, doch wenig injicirt, die Lungen vollkommen gesund, der Magen und der Zwölffingerdarm äußerlich blauroth; die Schleimmembran des Magens am Zwölffingerdarm war lebhaft geröthet, mit Errosionen durchzogen, aufgetrieben und aufgelockert; der Dickdarm und der Mastdarm erschien sowohl äußerlich als innerlich nur wenig gefärbt. Wir ersehen hieraus deutlich, daß der Sectionsbefund bei einem durch Koloquinthe vergifteten Menschen durchaus nicht mit den Experimenten Orfila's an Thieren übereinstimmt, ja wir finden einen completen Gegensatz. Werthvoller und ehrender sind aber für die Praxis die Sectionsbefunde vergifteter Menschen. Der Mensch kann nur durch den Menschen erfaßt und beurtheilt werden, und nur die Sectionsresultate der menschlichen Leichen können für die therapeutische Anwendung eines Arzneikörpers bei menschlichen Gebrechen maßgebend werden. Die pathologische Anatomie der Thiere hat für die wissenschaftliche Comparation einen unbestrittenen Werth, für den Menschenarzt aber besonders die pathologische Anatomie der menschlichen Leichen; wenn wir auch anderseits eingestehen müssen, daß die mit großer Vorsicht angestellten Prüfungen der Arzneien an Thieren die Prüfungen derselben Arzneien an gesunden Menschen constatiren, so können sie doch zur genauern Erforschung derjenigen materiellen Veränderungen dienen, welche eine jede Arznei in der materiellen Sphäre des Organismus durch eine, längere Zeit hindurch fortgesetzte Einwirkung hervorzubringen vermag, und sie führen somit zur Vervollständigung des physiologischen Wirkungskreises eines jeden Arzneimittels, dessen extreme Wirkungen auf den gesunden menschlichen Organismus ohne wahre Gefährdung seiner Existenz durchaus nicht zu erzielen sind.

§ 134.

Endlich bieten auch die klinischen Erfahrungen keine sichere Quelle für die Erkenntniß der Arzneikörper.

Die älteste und allgemeinste Quelle für die Materia medica, aus der man die Kenntniß der Heilkräfte der Arzneien zu schöpfen

suchte, war die medicinische Praxis, nämlich die Anwendung der Heilmittel am Krankenbette: *Cognitio medicamentorum ex usu in morbis.* Diese Quelle hat man, wie die Geschichte der Heilkunst lehrt, vom Beginn der Arzneikunst an verfolgt, sie zwar von Zeit zu Zeit verlassen, um eine bessere Fundgrube für die Heilmittelerkenntniß auszubeuten, sie aber doch immer wieder aufgesucht, da sie die natürlichste Veranstaltung schien, den Beruf der Arzneikörper zu erlernen. Es wurde aber auch bald die Hausmittelpraxis als Hauptfundgrube für die Beobachtungen über die specifischen Wirkungen der Arzneien in speciellen Krankheitsfällen angesehen. Und in der That sind diese Beobachtungen um so schätzbarer, weil sie meist durch Anwendung eines einzelnen Mittels gegen eine feststehende Krankheit gemacht wurden.

Der große Linné schon sprach es aus, daß dies die reichste Quelle für die Arzneimittellehre zu allen Zeiten gewesen sei, und es sind in der Wahrheit auch die hilfreichsten und schätzbarsten Arzneien auf diesem Wege gefunden worden. Man erinnere sich nur an die China gegen Sumpfwechselfieber, an die Sassaparilla gegen die Syphilis in den Tropenländern und an das Mutterkorn (Secale cornutum) gegen schwere Geburten u. s. w.

Diese Wege, auf welchen das Volk so manches heilende Kraut gefunden hatte, meinten nun die Aerzte nicht verlassen zu dürfen, und sie sammelten und prüften praktisch am Krankenbette, was der blinde Zufall das Volk hatte finden lassen.

Das Fallkraut (Arnica) war dem Volke zwei hundert Jahre früher schon gegen Contusionen, gegen die Beschwerden von Stoß und Schlag bekannt, bevor die Aerzte gegen diese Leiden es in Gebrauch nahmen.

Dieses Verfahren hat, wie Trinks sagt, den Anschein der Kürze und die Gewähr des sichern Gelingens für sich. Man gelangt aber zu einem andern Urtheil, wenn man diese Quellen einer genauern Kritik unterwirft. Denn einmal findet man in den Geschichtsbüchern der Medicin, wie Hahnemann in seiner unübertroffenen Beleuchtung der gewöhnlichen Quellen der Materia medica (dessen reine Arzneimittell. III. Thl. S. 11) bemerkt, wenig oder gar keine Fälle, wo man den ganz natürlichen Ge-

danken, eine einzige einfache Arzneisubstanz in einer Krankheit anzuwenden, um gewiß zu werden, ob sie in dieser Krankheit auch wirklich Genesung bringe, auch wirklich ausgeführt hätte. Es blieb fast immer nur dabei, daß man untereinander gemischte Arzneien in Krankheiten brauchte und dadurch niemals erfuhr, wenn die Heilung gelang, welchem Ingrediens des Gemisches der günstige Erfolg **gewiß und mit Zuverlässigkeit** zuzurechnen sei; man lernte mit einem Worte Nichts daraus. Half hingegen das Arzneigemisch nicht, oder schadete es sogar, so lernte man eben so wenig aus diesem Erfolge, welcher einzelnen Arznei unter diesen allen der üble Ausgang beizumessen sei. Es schien in der That nur eine reine Aengstlichkeit zu sein, daß man wähnte, eine einzelne Arznei sei zu ohnmächtig und möchte nicht zureichen, die Krankheit zu heben.

Hippokrates, der Vater der Heilkunde, bediente sich in seiner Praxis immer nur der einfachen Arzneikörper; nur nach seinem Tode wurden unter seinem Namen vorzüglich von seinen beiden Söhnen Drako und Thessalus, so wie fernerhin von den Söhnen dieser beiden, dem Hippokrates III. und IV., nächst den von den Alexandrinern Artemidorus Capiston und seinen Verwandten Dioskorides, mehrere Schriften verfaßt, unter welchen sich kein einziges praktisches Werk findet, dessen Verordnungen in Krankheiten nicht aus mehreren Arzneistoffen beständen.

§ 135.

Bestätigende Beispiele.

Hahnemann führt in dem erwähnten classischen Aufsatze: „Die Beleuchtung der Quellen der gewöhnlichen Materia medica" mehrere bestätigende Beispiele der gewöhnlich gemachten praktischen Erfahrungen an, die wegen ihrer vielfachen Zusammensetzungen keine belehrende Resultate für die wahre Wirkung der Arzneikörper bieten können.

Der Wasserfenchel (Foeniculum aquaticum) soll eine Vereiterung der Lunge geheilt haben, wie aus einer Mittheilung im Hufel. Journ., August 1813, hervorgeht; nun erfährt man S. 110 dieses Journals, daß der Wasserfenchel in Verbindung mit Huf-

lattig, Senega und Lichen islandicum gereicht wurde, und doch sagt der Erzähler zu Ende: „nach meiner Ueberzeugung hat der Mann seine wieder erhaltene Gesundheit diesem Mittel allein zu verdanken."

Solche Art von Ueberzeugungen gaben eben die unreine Quelle der Nutzanpreisungen der einfachen Arzneistoffe in der Materia medica.

Ferner heißt es in diesem Journale, Febr. 1813, daß eine veraltete Syphilis, die durch Mercur. nicht geheilt werden konnte, durch Ammonium geheilt wurde, wobei gar nichts Anderes gebraucht wurde als Camphora und Opium! Das war also nichts?

Eben so wurde eine Epilepsie durch Valeriana geheilt, wobei nichts Anderes gebraucht wurde als Oleum Tartari per deliquium, Tinctura Colocynthis und Bäder, denen Calmus, Münze und andere gewürzhafte Substanzen beigemischt waren.

Es wurde bekannt gegeben, daß das Kohlenpulver (Carbo vegetabilis) bei der floriden Lungensucht heilkräftig sei. Da wurde das Kohlenpulver von den Aerzten bei diesem Leiden in Versuch genommen, aber nie allein, sondern in Verbindung mit Digitalis purpurea.

Ein Tetanus (Hufel. Journ. 1814) soll nach Begießung mit kaltem Wasser geheilt worden sein. Dabei wurde aber auch Opium gebraucht. „Weil aber der Kranke selbst dem Begießen allein die Besserung zugeschrieben hat, so sei blos dem Begießen mit kaltem Wasser die Heilung beizumessen."

Ist das eine reine Quelle für die Arzneimittellehre? fragt Hahnemann und bemerkt mit Recht, daß jedes Prädicat für eine Arzneisubstanz, die nie ohne Beigebrauch anderer, also nicht rein, folglich so gut als gar nicht geprüft worden war, nur Täuschung und Lüge ist; denn es läßt sich aus zusammengesetzten Mitteln eben so wenig ein Resultat für die dynamische Einwirkung eines Heilmittels erzielen, als wenn man einem einzelnen Manne nachrühmen wollte, daß er allein eine große Last gehoben habe, ohne die übrigen vielen zugleich thätigen Mitarbeiter und die etwa behilflichen Maschinen mit in Anschlag zu bringen. Was sie alle zusammen in Vereini-

gung thaten, ist wohl sehr übereilt, einem einzigen derselben zuschreiben zu wollen.

§ 136.

Die pathologische Chemie kann keinen entsprechenden Aufschluß über die Arzneiwirkungen bieten.

Hierüber bemerkt Dr. Stens sehr richtig, daß aus den Veränderungen, welche die Arzneisubstanzen in den Abwürfen, Urin, Koth, Schweiß und ausgeathmete Luft, hervorbringen, auf die Wirksamkeit der Mittel schwer zu schließen sei, ja es ist ganz unmöglich, aus solchen Versuchen und chemischen Analysen den organischen Lebensproceß zu erschließen, also auch nicht die Veränderungen, die in demselben durch die Mittel hervorgebracht werden, und dies ist es gerade, was wir kennen lernen wollen; das Ziel wird also vollständig verfehlt. Daher ist ein Verabreichen der Arzneien nach solchen Kategorien mehr als gewagt, da der Chemismus der Gegensatz des organischen Lebens ist. Aber auch die praktische Unausführbarkeit dieses Verfahrens ist einleuchtend. Man denke sich nur einen beschäftigten Arzt, wo soll er die Zeit zur Ausführung der Analysen hernehmen, da diese mit der größten Genauigkeit angestellt, und wegen des stets wechselnden Lebensprocesses sehr oft wiederholt werden müssen, wenn anders ein solcher Arzt seinen chemischen Grundsätzen gewissenhaft getreu bleiben will? Denn genau müssen die Analysen sein, da einige Atome Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Chlor die unschädlichsten Körper zu den schädlichsten machen können. Bei solch einer nothwendigen Genauigkeit wäre es dem Arzte kaum möglich, täglich höchstens einen Kranken zu behandeln. Auch ist sehr zu bezweifeln, daß jeder Kranke dem behandelnden Arzte die zur Analyse nothwendigen Materialien, als Koth, Urin, Schweiß, ausgeathmete Luft, überreichen würde oder könnte, was auch der Anstand oft in einer höhern Schicht der Gesellschaft unumgänglich untersagt. Zudem wird es uns bald klar, daß eine physiologische Thätigkeit nicht nothwendig eine entsprechende chemische voraussetzt, noch auch eine chemische nothwendig eine entsprechende physiologische Thätigkeit hervorruft; denn wahr ist es, daß das organische Leben die physikalischen und chemischen Processe sich unterordnet. Wenn

daher thatsächlich auch die meisten Arzneien fast regelmäßig mit den Bestandtheilen des Körpers chemische Verbindungen eingehen, beim Eintritte in den Organismus in demselben und beim Austritte aus demselben chemische Veränderungen erfahren, so ist die Heilwirkung derselben doch daran nicht gebunden, da diese Verbindungen mit und ohne Heilung eintreten. Auch entstehen die physiologischen Wirkungen nicht an der Stelle, oder gehen von der Stelle aus, an welcher die chemischen Veränderungen der Arzneien vor sich gehen, noch sind die Arzneiwirkungen, geschweige die Heilwirkungen und die chemischen gleichzeitig. So wirkt das Opium vorzugsweise auf das Gehirn, es mag in den Magen oder Mastdarm eingeführt sein. Die Heilwirkung kann mehrere Wochen nach der Einnahme eintreten, wo die Arznei schon zersetzt und ausgestoßen ist. Auch bildet die Arznei mit den organischen Bestandtheilen der Applicationsfläche oft unlösliche chemische Verbindungen, so daß das salpetersaure Wismuth, das Calomel mit dem Eiweißstoff eine unlösliche Verbindung eingeht, und führt trotz dieser Unlöslichkeit, wornach es ja chemisch unwirksam sein müßte, doch Speichelfluß und Quecksilberkrankheit herbei. Viele animalische und vegetabilische Mittel, als Opium, Moschus, Castoreum, erleiden im Organismus solche Veränderungen, daß sie bis jetzt im Blute und in den Geweben nicht aufgefunden werden konnten, und heilen doch. Die meisten Metallsalze, der Gerbstoff und viele Säuren besitzen sämmtlich die chemische Eigenschaft, Eiweißgebilde im Darmkanale oder im Blute zu coaguliren, also von derselben chemischen Wirkung, und wie verschieden sind diese alle in ihren organischen Verhältnissen und Wirkungen!

§ 137.

Werth der Verbindung eines Arzneikörpers mit dem Blute außer dem lebenden Organismus.

Auch die gemachten Versuche über die Verbindung eines Arzneimittels mit den festen Bestandtheilen oder dem Blute, die sich außer dem lebenden Organismus befinden, sind unzulänglich, selbst für die Erkenntniß der chemischen Vorgänge, die durch diese Mittel in dem Organismus an den Grenzen des Lebens hervorgerufen werden. Die Vermischung der Arzneien mit Blut giebt

nur eine ungewisse Antwort auf die Frage: wie verändert sich das Arzneimittel im kreisenden, lebenden Blute, und wie wird dies durch jenes verändert? Eben so ist die Auftragung des Arzneimittels auf die todte Magenfläche nicht erschöpfend auf die Frage: Wie wird das Mittel im Magen des Lebenden verändert, und welche Veränderung erfährt der Magen sammt seinem Inhalte durch das Mittel? Denn nie darf in der chemischen Heilmittellehre die stets sich wiederholende Thatsache unbeachtet bleiben, daß bei der Heilung kein Verhältniß in der Menge zwischen der Krankheit und der Arznei besteht, mithin ein auffallender Unterschied zwischen einem Heilungsvorgange und einem chemischen Processe stattfindet. Die kleinste Gabe kann die größte Krankheit heilen. Die Factoren des chemischen Processes sind daher nicht die des organischen, bedingen nicht dessen Stärke und Zeitdauer; sondern der Heilungsvorgang ist ein über die chemischen und physikalischen Processe erhabener, organischer und selbstständiger.

§ 138.

Durch die im Organismus vor sich gehenden chemischen Veränderungen der Arzneien entstehen oft Körper von entgegengesetzter Wirkung.

Bei nur etwas aufmerksamer Beobachtung erfahren wir, daß durch die im Organismus vor sich gehenden chemischen Veränderungen der Arzneien Körper der verschiedensten Art, oft von entgegengesetzter Wirkung entstehen. So werden die kohlensauren Kalien und Erden bald in chlorwasserstoffsaure und milchsaure umgewandelt, Schwefel in Schwefelwasserstoff und Schwefelsäure, welche letztere sich dann regelmäßig gleich wieder mit andern Basen, Kali oder Natron, verbindet; Jod in Jodwasserstoff, Quecksilberoxyde und Salze nach Mialhe in Chlorsäure, Chlorerde und Bichloride in den Geweben wieder aus dieser Verbindung gelöst und als regulinisches Quecksilber niedergelegt, in Speichel aber als Cyanquecksilber ausgeschieden; Arsenik in Arsenikwasserstoffgas, das in seiner höchst giftigen Wirkung das organische Leben schnell vernichtet, und in Kakodylsäure und schwefelsaures Kakoplatyloxyd, das in sehr großen Gaben von sieben Granen nicht einmal bei Kaninchen als Gift wirkt.

§ 139.

Die Bestimmung der Arzneiwirkungen nach den herrschenden nosologischen Systemen ist eine unsichere und unbrauchbare Quelle.

Nach den verschiedenen herrschenden Systemen wurden die Arzneiwirkungen der Heilkörper angegeben, wo man oft sonderbar genug zu den entgegengesetzten Resultaten gelangte.

Als Brown 1736 mit seiner Erregungstheorie hervortrat, und die Krankheiten in stehnische und asthenische eintheilte, je nachdem eine übermäßige Erregung oder Mangel an Erregbarkeit sich kund gab, wurden die Mittel nach einer 80gradigen Skala, an deren Enden der Tod, bei dem 40sten Grad aber die vollkommene Gesundheit dargestellt wurde, in stärkende und schwächende eingetheilt und als solche in speciellen Krankheitsformen verabreicht.

Nach einem andern Systeme, nach den chemischen Theorien des Reil, Girtanner und Beaumé, beruhen die Krankheiten auf dem Vorhandensein des Sauerstoffes, Kohlenstoffes und Stickstoffes, und es wurden demnach in den Arzneimittellehren Stickstoff-, Sauerstoff-, Kohlen- und Wasserstoff-haltige Arzneien verordnet.

Nach Girtanner, 1800, welcher ein Anhänger der antiphlogistischen Chemie war, beruhen gewisse Krankheiten auf Mangel an Oxygen, wie z. B. die Fettsucht, die Schlaffsucht, das Faulfieber und die Lustseuche; die Lungensucht hingegen sei in einem Ueberfluß an Sauerstoff begründet; demgemäß wurden phlogistsche und antiphlogistische Mittel angegeben.

1799 kam Prof. Schelling mit seiner neuen Naturphilosophie, und mit ihm begannen in der That die Naturwissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts. Nach seiner Theorie basiren sich die Krankheiten auf einem Mißverhältniß der Factoren des Lebens, der Sensibilität, Irritabilität und Reproduction. Er lehrte, daß Leben und Reproduction aus dem Gegensatze von Sensibilität und Irritabilität hervorgehen. Auf der qualitativen Verschiedenheit beruhen die Krankheiten. Erhöhte Sen-

sibilität und deprimirte Irritabilität erzeugt Asthenie, umgekehrt Sthenie.

Demzufolge stellt diese Theorie ein Schema von Mitteln auf, welche diese Factoren umändern, vermindern oder erhöhen sollen. Nun ergiebt sich aber, daß bei der Feststellung den Arzneiwirkungen nach den verschiedenartigsten nosologischen Systemen den Arzneien oft die widersprechendsten Eigenschaften beigelegt wurden.

§ 140.

Belege hiefür aus der Praxis.

Ganz so, wie über die Natur der Krankheiten, begegnet man auch über die Heilwirkungen der Arzneien bei den ältern Aerzten den abweichendsten Ansichten und den seltsamsten Widersprüchen.

Selle sagte: Ohne weinsteinsaures Antimonium (Tartar. emet.) möchte er nicht Arzt sein wollen. Gui Patin behauptet dagegen von demselben Antimon, daß dadurch mehr Menschen umgekommen sind, als im dreißigjährigen Kriege.

Sydenham erklärte bekanntlich von Opium, daß er ohne dasselbe nicht Arzt sein möchte, daß er die Medicin ohne dieses Mittel für mangelhaft und hinkend halte; während Stahl das Opium als absolut schädlich verdammt, ja sogar in einer besondern Schrift: „De impostura Opii“ jede Anwendung dieses Mittels als ein Verbrechen erklärt, welches man an den Kranken begehe. Auch über seine Wirkungsweise sind die Schriftsteller und Praktiker nicht im Reinen. Murray und Thompson halten das Opium hauptsächlich für ein Reizmittel; Cullen und Barbier betrachten es als ein Beruhigungsmittel; Müller hält es sogar für ein die Säfte verbesserndes Mittel.

Darum sagt Rust mit Recht: die Geschichte des Opiums ist die Geschichte der Medicin, da in den verschiedenen, demselben aufgedrungenen Eigenschaften sich die verschiedenen Systeme und Theorien der Medicin wiederspiegeln. Auch Haase bemerkt sehr richtig, daß, wenn man sich seit Jahrhunderten darüber gestritten, ob das Opium stärke oder schwäche, reize oder beruhige, erhitze oder kühle, den Aderschlag beschleunige oder vermindere, nur die Homöopathie dieses medicinische Räthsel lösen und den Meinungszwiespalt ausgleichen kann, indem sie zeigt, daß die Einen die

Erstwirkungen, die Andern die Nachwirkungen und Gegenwirkungen vom Opium in Anbetracht nahmen.

Diese Divergenz der Ansichten über die Wirkungsweise eines und desselben Körpers treffen wir nicht nur beim Opium, sondern auch beim Arsenik, beim Mercur u. s. w. Während Hartmann den Arsenik zu den auflösenden Mitteln zählt, führt ihn Vogt unter den stärkenden, tonischen Mitteln auf. Der Mercur wird von Cullen, Chapman und Young in die Klasse der speicheltreibenden Mittel gesetzt, von Thompson, Trousseau und Pidoux unter die aufregenden; während er von Conradi und Horn für beruhigend gehalten wird.

Nach diesen Erörterungen können uns Prof. Pfeufers Worte nur gerechtfertigt erscheinen, wenn er unumwunden und freimüthig sagt: „daß von der Bestimmung der Arzneiwirkungen nach einer priorischen Methode, vom chemischen oder physiologischen Standpunkte ausgehend, gar nichts zu halten sei, weil namentlich die physiologische Chemie fast noch in den ersten Kindeswehen liege; angehenden Aerzten aber, wenn sie anders durch verständige Behandlung ihrer Kranken und nicht durch schimmernde Nomenclatur sich auszeichnen wollen, sei nichts Besseres anzurathen, als vorläufig das, was sie in den Vorlesungen und Handbüchern über Arzneimittel etwa behalten haben, so schnell als möglich zu vergessen.

§ 141.

Allgemein anerkannter Werth der Arzneiprüfungen an gesunden menschlichen Organismen.

Ueber den allgemein anerkannten und unbestrittenen Werth der angestellten Versuche mit den Arzneikörpern an gesunden Organismen für die fortschreitende praktische Medicin haben bereits die unbefangensten Cultoren der Natur- und Heilkunde entschieden. Sie haben es erfahren, daß wir nur auf dem Wege der Selbstversuche aus dem abstracten Gebiete der Meinungen auf den realen Boden der That gelangen; sie haben es erfahren, daß die Arzneiprüfung die Fackel ist, welche die wahrhaften und zuverläßigen Heilkräfte der Arzneien täuschungslos beleuchtet. Chemie, Physik, Physiologie haben ihren unbestrittenen Werth als Erläu-

terungswissenschaften; als Maßstab für die Erkenntniß der Arzneiwirkungen am Krankenbette können sie nicht benutzt werden. Ueberraschend und wahrhaft belehrend sind hingegen die Resultate, welche uns die physiologischen Versuche bieten. Denn wir schaffen bei den Arzneiprüfungen ein parasitisches Leben in dem gesunden Organismus, führen ihn aus dem physiologischen Zustande in eine pathologische Stimmung und erfassen dann erst klar die Momente für die klinische Anwendung eines Arzneikörpers in vorkommenden ähnlichen pathologischen Verhältnissen. In diesem Geiste haben auch in der neuern Zeit achtbare Elemente der physiologischen Heilkunde, wie Magendie, Thompson, Trousseau, Schroff, Reil, Martin, Arnold u. A. mit rühmenswerther Hingebung für die Wissenschaft die schöne Bahn der Selbstversuche betreten.

§ 142.

Die Nothwendigkeit der Arzneiprüfungen wurde schon vor Hahnemann von Laien und Aerzten anerkannt.

Schon in den ältesten Zeiten wurden selbst von Nichtärzten Prüfungen und Versuche mit Arzneikörpern vorgenommen.

So prüfte schon Attalus Philometer König von Pergamus, im Jahre 1834 vor Chr. Gifte und Gegengifte an sich selbst; Mithridates Eupator machte mit Arzneikörpern Versuche an Verbrechern; der Araber Aben Guefith unternahm Versuche an Thieren und Menschen, um eine Vergleichung der Wirkung zu erzielen. Einen belehrenden Versuch mit Aconitum an Verbrechern machte der kaiserliche Leibarzt Mathiolus in Prag. Schon im Jahre 1524 wurde auf Geheiß des Papstes Clemens VII. und im Jahre 1561 auf den Willen des Kaisers zwei Räubern in Rom und zwei andern in Prag, welche alle vier das Leben verwirkt hatten, die Wurzel des Eisenhutes mit Zucker vermischt, in Gegenwart der andern kaiserlichen Leibärzte beigebracht. Der Verbrecher nahm es sehr gern. Eine halbe Stunde nach dem Einnehmen verspürte der Delinquent noch keine Wirkung. Man gab ihm ein Pulver, aus Blättern, Stengeln, Blumen und Samen des Aconit bereitet. Der Wächter zeigte nach drei Stunden an, daß der Verbrecher erkrankte. Die Symptome waren: außerordentliche Hinfälligkeit, kalter Schweiß im Antlitz,

Asphyxie, Krämpfe, unwillkürliche Stühle, Frost, gallichtes Erbrechen, Stummheit, apoplektischer Tod.

Bei dem Einen, der von den zweien durch Erbrechen gerettet wurde, blieb eine vage Paralyse der Gliedmaßen, Schwindel, flüchtige Zuckungen der Gesichtsmuskeln und Verstandesverwirrung zurück.

Auch andere Aerzte und Physiologen haben es gar bald eingesehen, daß die Arzneimittelkenntniß nur allein auf dem Wege des physiologischen Versuches zu finden sei. Hier sind vor Allem Albrecht von Haller und William Alexander zu nennen.

Laut und unumwunden spricht Haller sein Mißtrauen über die bisherige Bearbeitungsweise der Arzneimittellehre aus, und fordert geradezu den Versuch der Arzneimittel an Gesunden als unumgänglich nothwendig, ehe man die Arzneien bei Kranken anwendet. „Vor Allem ist es sehr nothwendig," sagt er, „daß die Arzneien an gesunden Körpern geprüft werden, ohne alle fremde Beimischung; ihr Geruch und Geschmack muß erst erforscht, dann eine kleine Dosis davon genommen und alle sich darauf ergebenden Veränderungen: der Puls, die Wärme, die Respiration, die Excretionen beachtet werden, dann erst, geleitet durch die an Gesunden wahrgenommenen Erscheinungen, sind sie in Krankheiten zu versuchen*). Allein er blieb trotz seines gefeierten Namens ein Prediger in der Wüste.

Auch William Alexander hatte seine Arzneiversuche an Gesunden, etwa vor 90 Jahren, bekannt gemacht, aber sie verhallten im Gezänke der Schulen und fanden für die Anwendung am Krankenbette keine Anhänger.

Etwas glücklicher war Freiherr von Störk (1762) in Wien, welcher mit mehreren hochwichtigen Arzneikörpern, als Aconitum, Pulsatilla, Stramonium, Hyoscyamus und noch andern Arznei-

*) Primum in corpore sano medela tentanda est sine peregrina ulla miscela; odoreque et sapore ejus exploratis, exigua illius dosis ingerenda et ad omnes, quae inde contiguunt, affectiones, quis pulsus, qui calor, quae respiratio, quaenam excretiones, attendendum. Inde ad ductum phaenomenorum, in sano obviorum, transeas ad experimenta in corpore aegroto.

substanzen im gesunden Zustande Versuche an sich selbst machte, auch haltbare praktische Resultate gewann, die er öffentlich mittheilte.

Ein wahrhaft komisches Resultat erblicken wir in den Versuchen des Prof. Jörg in Leipzig. Er nahm sich vor ungefähr 30 Jahren der Sache ernstlich an; er bildete eine Arzneiprüfungsgesellschaft und legte die Ergebnisse in einem besondern Werke: „Materialien zu einer künftigen Heilmittellehre" nieder. Er sprach sich über den dermaligen Zustand der Arzneimittellehre offen und freimüthig aus. Er wollte durch Versuche ermitteln, wohin und auf welche specielle Sphäre des Organismus die Arzneikörper einwirken, und wie die Heilmittel wirken. Eine scheinbar lobenswerthe Tendenz. Da er nun denselben Weg wie Hahnemann ging und die Arzneien an Gesunden versuchte, so dürften folgerecht die erzielten Resultate ihn für das homöopathische Princip gewonnen haben. Aber sonderbar genug, daß er trotz der gewonnenen Resultate seiner Versuche dem Hahnemann'schen Grundsatze ganz entgegentrat. Sein Manöver stellte ihn zwischen zwei Feuer, und er wurde von beiden Parteien, wie Griesselich sagt, hart mitgenommen. Denn da er die Arzneimittellehre jener Schule, der er angehörte, nicht anerkannte und für Täuschung erklärte, so verdarb er es mit seiner Schule. Da er aber wieder andererseits die Ergebnisse seiner eigenen Experimente, die ihn ja unabweislich auf das homöopathische Princip führen mußten, abermals nicht anerkennen wollte, so blieb er einsam und verlassen auf halbem Wege stehen, und der vorübereilende Geist der neuen Heilwissenschaft nahm ihn nicht mehr auf.

So zeigten ihm die Versuche mit Kali nitricum, im gesunden Zustande genommen, einen eigenthümlichen entzündlichen Reiz in den Luftwegen und Athmungsorganen. Was wäre natürlicher gewesen, als in den Ergebnissen dieser Arzneisymptome Licht und Aufklärung bei der Anwendung des Salpeters in der Pneumonie zu finden. Es wäre kein Schluß richtiger gewesen als dieser: daß das Nitrum antiphlogistisch wirken müsse, weil es eben an Gesunden einen, der Phlogose ähnlichen Zustand hervorbringt. Da er aber nun einmal dem Hahnemann'schen Principe entgegentreten wollte, da leugnete er lieber die Thatsache, daß Nitrum ein Antiphlogisticum sei, und behauptete trotz der

Erfahrungen aller Schulen, daß Nitrum reizend wirke, und warnte vor dessen Anwendung in der Pneumonie. Auch gelang es ihm nicht, durch seine Versuche den Beweis führen zu können, daß die Hahnemann'schen Prüfungen falsch waren; er bestätigte vielmehr durch die resultirenden übereinstimmenden Symptome die Hahnemann'schen Angaben auf das Vollkommenste.

In diesen rathlosen Zeiten erschien Hahnemann. Ihm war es vorbehalten, den naturgemäßen Weg aufzufinden, auf welchem man das eigenthümliche Wirkungsstreben jeder Arznei untrüglich hell und klar erfahren kann. Es ist jene einzige sichere und nie täuschende Anstalt: Die Arzneien an gesunden Individuen in mäßigen Gaben zu prüfen, ihre Erscheinungen genau zu erfassen, wodurch ihre Anwendung am Krankenbette, nicht nach Vermuthungen, sondern nach dem naturgemäßen Aehnlichkeitsprincipe mit einem Grade von Sicherheit eingeleitet werden können, wie sie nur eine Erfahrungswissenschaft je bieten kann.

§ 143.

Hahnemann's erster Prüfungsversuch.

Als Hahnemann im Jahre 1790 bei der Uebersetzung der Cullen'schen Arzneimittellehre, abgestoßen von den zahllosen Erklärungsweisen über die Art der Chinawirkung, plötzlich auf den Gedanken fiel, daß die China vielleicht deshalb Wechselfieber heile, weil sie im Stande sei, ein solches Fieber bei gesunden Personen zu erzeugen, und diesen aufblitzenden Gedanken durch Versuche an sich selbst bestätigt fand, da verließ er die bisherige bequeme und breitgetretene Straße, die Arzneiwirkungslehre, auf Grundlage der Tradition, der Schlüsse, aus der Analogie oder nach den Grundsätzen der Chemie zu bebauen, und betrat den sicher lohnendern, doch nicht minder dornenvollen Weg des physiologischen Experiments, des Versuches der Arzneikörper an Gesunden.

Da er nun sowohl an sich als an den Seinigen mit williger Aufopferung und Hingebung mehrere Versuche mit verschiedenen Arzneistoffen im gesunden Zustande unternahm und überall dasselbe Resultat erzielte, da rief er in würdiger Begeisterung aus: „Der Tag für wahre Erkenntniß der Arzneimittel und für die wahre Heilkunst wird anbrechen, wenn man nicht mehr so unna-

türlich verfahren wird, Arzneien, die man nur nach vermutheten Tugenden und vagen Lobsprüchen kennt, vielfach unter einander zu mischen, und mit solchen Mengen Krankheitsfälle zu behandeln und so weder zu erfahren, welcher einzelne Arzneistoff unter so vielen half oder schadete, noch auch in der Kenntniß der Heiltendenz jedes einzelnen Mittels weiter zu kommen; der Tag für die wahre Heilkunst wird anbrechen, wenn man einem einzelnen Arzneistoffe zutrauen wird, ganze Krankheitsfälle allein heilen zu können, wenn man jedem einzelnen nach allen seinen Symptomen erforschten Krankheitsfall blos einen einzigen von den nach ihren positiven Wirkungen gekannten Arzneistoffen zur Heilung entgegensetzen wird, welcher in seinen Symptomenreihen eine, dem Krankheitsfalle sehr ähnliche Symptomengruppe aufzuweisen hat. Welcher Gewissenhafte wollte aber wohl ferner auf den Kranken mit Werkzeugen, welche Kraft, zu schaden und zu zerstören, besitzen, ohne diese Kraft genau zu kennen, blindlings hineinarbeiten?"

„Kein Zimmermann," sagt er weiter, „bearbeitet sein Holz mit Werkzeugen, die er nicht kennt; er kennt jedes einzelne derselben genau und weiß daher genau, wo er das eine oder das andere anzuwenden hat, um das gewiß zu bewirken, was die Absicht erfordert, und es ist doch nur Holz, was er arbeitet, und er ist nur ein Zimmermann."

§ 144.

Hahnemann's Vorschriften für die Arzneiprüfungen.

Von der Wichtigkeit der Arzneiprüfungen und der nothwendigen Reinheit der Beobachtungen ihrer resultirenden Symptome tief durchdrungen, setzte Hahnemann in seinem Organon S. 201 einige Bedingungen fest, und gab mehrere leitende Regeln, welche bei den angestellten Prüfungen genau zu beobachten sind, die wir in gedrängter Kürze hier mittheilen.

1. Bei heroischen Substanzen sind geringere, bei milderen Arzneikörpern können ansehnlichere Gaben zu den Versuchen gereicht werden. Die schwächsten Substanzen aber sind, damit man ihre Wirkung wahrnehme, von zärtlichen, reizbaren und empfindlichen Individuen zu versuchen.

2. Sollen zu den Versuchen nur jene Arzneikörper verwendet werden, von deren Reinheit, Aechtheit und Vollkräftigkeit man überzeugt ist.

3. Jede dieser Arznei muß in ganz einfacher Form, die einheimischen Pflanzen als frisch ausgepreßter Saft mit etwas Weingeist, um sein Verderben zu verhüten, vermischt, die ausländischen Gewächse aber als Pulver oder mit Weingeist zur Tinctur ausgezogen, dann aber mit etlichen Theilen Wasser gemischt, eingenommen werden. Die Salze und Gummen aber gleich vor der Einnahme in Wasser gelöst. Ist die Pflanze nur in trockener Gestalt zu haben und ihrer Natur nach von Kräften schwach, so dient zu einem solchen Versuche der Aufguß (Infusum), in dem das zerkleinerte Kraut mit kochendem Wasser übergossen, und so ausgezogen worden ist; der Aufguß muß gleich nach seiner Bereitung noch warm getrunken werden, denn alle ausgepreßten Pflanzensäfte und alle wässerigen Pflanzenaufgüsse gehen ohne geistigen Zusatz schnell in Gährung und Verderbniß über und haben dann ihre Arzneikraft verloren.

4. Jeder Arzneistoff muß ganz allein und rein, ohne irgend eine fremdartige Substanz beizumischen, genommen werden. Der Experimentirende darf am Tage des Versuches und in den darauf folgenden Tagen, so lange man die Wirkung der Arznei beobachtet, nichts Arzneiliches zu sich nehmen.

5. Die Diät sei während der Versuchszeit ganz einfach, nicht reizend, sondern nur nährend. Grüne*) Zugemüse, Wurzeln, Salate, Suppenkräuter, in wie fern sie eine arzneiliche Kraft haben, wie z. B. die Petersilie, müssen vermieden werden. Die Getränke, die alltäglichen, so wenig als möglich reizend.

6. Die Versuchsperson muß sich während des Versuches vor Anstrengungen des Geistes und Körpers, vor allen Ausschweifungen und störenden Leidenschaften hüten; sie muß in ihrer Art gesund am Körper sein und den nöthigen Verstand besitzen, um ihre Empfindungen in deutlichen Ausdrücken beschreiben zu können.

---

*) Junge grüne Erbsen, grüne Bohnen und allenfalls Möhren sind zulässig, als die am allerwenigsten arzneilichen grünen Gemüse.

7. Die Versuchsperson nimmt früh nüchtern eine solche Gabe der zu prüfenden Arznei, wie die Aerzte älterer Schule in der gewöhnlichen Praxis gegen Krankheiten anordnen, am besten in Auflösung und mit etwa zehn Theilen nicht ganz kalten Wassers gemischt, ein.

8. Sollte die Gabe binnen ein paar Stunden keine, oder nur sehr geringe Befindensveränderung hervorbringen, so ist eine größere Gabe, am besten mit ebenfalls 10 Theilen nicht kalten Wassers genau gemischt und zusammengeschüttelt zu nehmen*).

9. Nicht alle Personen werden von einer Arznei gleich stark ergriffen; die kräftigste Arznei erregt oft schwächliche Personen nur wenig, während starke Personen von milden Arzneien oft ungemein ergriffen werden, was sich im Voraus nicht bestimmen läßt. Es ist daher bei jedem mit einer kleinen Arzneigabe der Anfang zu machen. So weit die gegebenen vorzüglichsten Vorschriften für die Arzneiprüfung Hahnemann's.

§ 145.

Erweiterte Vorschriften für die Arzneiprüfungen von Rau, Hering, Piper und Hartlaub.

1. In Bezug auf die Person des Prüfenden ist erforderlich, daß man die Versuche nicht mit vollem Magen anstelle; daß man bei außergewöhnlichen Ereignissen, z. B. bei Gemüthsbewegungen, bei eingetretenen Körperverletzungen, mit dem Aufzeichnen der Symptome Einhalt thue, daß man freiwillig, ohne vorgefaßte Meinung und womöglich ohne Kenntniß des zu prüfenden Arzneikörpers den Versuch anstelle, daß man alles Beobachtete aufzeichne, mit Angabe aller Umstände in einfach erzählender Weise, daß die Prüfung womöglichst von Aerzten unternommen werde.

2. Die Arzneien müssen an Personen beiderlei Geschlechtes geprüft werden. Diese Regel ist wichtig, um

---

*) In der spätern Zeit hat Hahnemann seine Ansicht, aus Erfahrung belehrt, geändert. Er empfiehlt, wo die größere Gabe nicht wirkt, kleine, aber hochverdünnte und hochpotenzirte Dosen, weil deren Kräfte am vielfachsten entwickelt sind.

die Einwirkungen auf die von der Geschlechtsverschiedenheit abhängenden Sensationen und Functionen kennen zu lernen, namentlich den Einfluß auf die Menstruation. So wird Crocus auf Frauen zur Zeit der Menstruation eine andere Wirkung zeigen, als außerhalb derselben Zeit.

3. Die Versuche müssen bei Personen von verschiedenem Alter unternommen werden. Die Gründe hierfür sind sehr einleuchtend. Cantharides und Agnus castus wirken auf den abgelebten Greis gewiß nicht so, wie auf den feurigen Jüngling, und Sabina bringt bei der menstruirenden Frau andere Wirkungen hervor, als beim Kinde und der Matrone.

4. Es muß auf die verschiedenen Temperamente und Anlagen Rücksicht genommen werden. Es ist Thatsache, daß viele Arzneien bei Personen von verschiedenem Temperamente auch verschiedene Wirkungen hervorbringen. So paßt die Nux vomica vorzüglichst bei Personen, welche feurigen, eifrigen, hitzigen und cholerischen Temparamentes, oder tückischen, boshaften und zornigen Gemüthes sind. Die Pulsatilla zeigt sich aber am hilfreichsten bei einem schüchternen, weinerlichen und zu innerlichen Kränkungen geneigten Gemüthe, und paßt vorzüglich für das phlegmatische Temperament. Dasselbe gilt von den Anlagen zu gewissen Störungen. Es giebt Menschen, welche bei der geringsten Unterbrechung ihres Wohlbefindens, von welcher Art sie auch sein mag, sogleich Kopfschmerzen bekommen. Andere sind geneigter zur Kolik, zur Diarrhöe, zu Schnupfen und Katarrh u. dergl. Solche Eigenthümlichkeiten aber haben großen Einfluß auf die Wirkung gegebener Arzneien.

5. Die Wirkungen der Arzneien müssen in verschiedenen Lebensverhältnissen beobachtet werden. Die Lebens- und Beschäftigungsweise des Menschen im Allgemeinen und des Arzneiversuchenden insbesondere hat ungemeinen Einfluß auf das Resultat der Prüfungen. So dürfte eine Gabe Rheum anders wirken auf Menschen, deren Beschäftigung eine bewegte ist, wie z. B. beim Jägersmann als beim Stubengelehrten, dessen Studien ihn an den Arbeitstisch fesseln und ihn zur sitzenden Lebensart (Vita sedentaria) hinweisen. So wird eine

kleine Gabe Mercur ganz anders auf Vergolder, die den Quecksilberdämpfen ausgesetzt sind, wirken, als auf jene, die die Einwirkung des Quecksilbers auf den menschlichen Körper noch nie empfunden. Diese Umstände sind bei Arzneiprüfungen in Anbetracht zu nehmen.

Aber auch die Tageszeiten sind bei den Arzneiwirkungen in Berücksichtigung zu nehmen.

So treten einige Arzneiwirkungen mehr des Morgens hervor, wie z. B. Sepia, Nux vomica, Hyoscyamus; andere mehr Vormittags, wie Carbo vegetabilis, Causticum; andere Nachmittags, wie Agaricus, Zincum, Spigelia; andere Abends, wie Carbo animalis, Graphit., Lycopodium, Belladonna, Mercur, Ignatia, Rhus tox., Sabina, Rhododendron chrysanthum. Bei andern Arzneiwirkungen bemerkt man ihr Hervortreten des Nachts, z. B. Chamomilla, Petroleum, Silicea, Hepar sulphuris und Clematis erecta. Einige Arzneien äußern ihre Wirkung beim ruhigen Verhalten, wie Rhus toxicod., dessen Beschwerden in der Ruhe zunehmen, andere bei der Bewegung, wie z. B. Bryonia; einige äußern ihre Beschwerden bei feuchter Luft, wie Dulcamara, ein anderer Arzneikörper äußert seine Wirkung bei trockenem Wetter, wie Phosphor.

6. Die Personen, an welchen Arzneiprüfungen vorgenommen werden, müssen möglichst gesund sein. Eine absolute, vollkommene Gesundheit ist ein nicht wohl zu findendes Ideal. Indessen darf doch Derjenige, der eine Arzneiprüfung an sich vornimmt, sich nicht in einem Zustande merkbarer Gesundheitsstörung befinden, er darf besonders nicht an einer Dyskrasie leiden. Denn wo eine Arznei mit einer Differenz zusammentrifft, welche sie ausgleicht, da bringt sie nur eine Negation hervor, aber keine Symptome der Störung. Als der Wiener Prüferverein die Koloquinthe prüfte und eine der Versuchspersonen eben zur Prüfungszeit an einem rheumathischen Zahnschmerz litt, den er gering beachtete, so verlor er den Zahnschmerz, an dem er so lange litt, von den eigentlichen Koloquinthensymptomen traten aber nur wenige hervor. Zum vollkommenen Gesund-

heitszustand gehört aber auch ein ungetrübter Seelenzustand. Nachtheilig ist daher ein Vorherrschen der Imagination, wodurch oft geringen Sensationen eine zu hohe Bedeutung beigelegt wird.

7. Die Versuche müssen oft wiederholt werden. Denn empirische Wahrheiten, zu denen unsere Arzneiwissenschaft gehört, erhalten nur dadurch Werth, daß sie sich oft bestätigt finden. Und man würde sich in der That außerordentlich täuschen, wenn man jede Veränderung des Befindens nach einer eingenommenen Arznei für Wirkung derselben hinnehmen wollte. Denn kleine Veränderungen, von zufälligen Veranlassungen herrührend, kommen täglich vor. So hat z. B. die Ignatia mehre auffallende Erscheinungen in der Gemüthssphäre, sie erregt, von Gesunden genommen, eine gewisse Angst; daher sie auch in nächtlichen Angstanfällen (beim Asthma nocturnum) gute Dienste leistet. Nun erzeugt sie aber auch ein Gefühl von Schreckhaftigkeit und Furcht, eine abwechselnde Laune, einen Zustand von Unbeständigkeit, wo Heiterkeit und weinerliche Stimmung des Gemüthes abwechselt; daher auch ihre treffliche Wirkung in der Hysterie. Diese Gemüthsveränderungen können aber auch durch zufällige Veranlassungen entstehen, und bieten, wenn sie vereinzelt dastehen, keinen Leitstern für die klinische Anwendung derselben. Nur oft wiederholte Prüfung, und immer und immer dieselben Ergebnisse, dieselben Resultate, dieselben Krankheitsphänomene, wenn auch mit geringer Abweichung nach der Individualität des Arzneiprüfers, geben uns einen sichern und haltbaren Anhaltspunkt, eine feste, nie wankende Basis für die reine Pharmakodynamik.

8. Das Verfahren bei der Prüfung sei ein bedächtiges. Es gilt als unerläßliches Bedingniß in Bezug auf das Verfahren bei der Prüfung, daß die Anwendung der zu prüfenden Substanz eine bedächtige sei, das stürmische Experimentiren mit übergroßen Dosen in schneller Wiederholung ist theils wegen der Nachtheile für den Prüfenden, theils wegen des Resultats der Prüfung, da oft dadurch die feinern Einwirkungen verloren gehen, sehr zu widerrathen; die Dosis, welche gereicht wird, sei wohl hinlänglich stark, um eine Wirkung hervorzubringen, es ist aber auch auf die Receptivität der Prüfungsperson, so wie auf die

Qualität der Arznei Rücksicht zu nehmen. Die gewöhnlichen kleinen Gaben der Homöopathen reichen, wie neuere Erfahrungen zeigen, zur Prüfung nicht aus. Hartlaub bezeichnet daher schon als ganz richtig, die Heildosen der Allöopathen als große Dosen.

Ferner müssen nach der Darreichung der ersten Gabe die Wirkungen derselben abgewartet werden, ehe eine zweite erfolgt. Man reiche Anfangs nur eine Gabe, und nur wenn diese ohne Wirkung bleibt, können mehrere Gaben angewendet werden. Der Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Gabe ist 24 Stunden bis 3 Tage. Die beste Zeit zum Einnehmen der Arznei ist Abends vor dem Schlafengehen; auch Morgens oder Nachmittags nach vollendeter Verdauung.

Die zu prüfende Arznei muß unverdorben und vor allen Einflüssen des Lichtes geschützt sein.

Alle Prüfungspersonen müssen ein und dasselbe Präparat nehmen. Man fange mit kleinen Gaben an, z. B. mit $\frac{1}{10}$ Gr. oder einem Tropfen der Tinctur und und steige allmählich; bei der Wiederholung der Gabe erhöhet man sie. Verschwinden die Symptome nach mehreren Gaben, so kehrt man zu der kleinsten Gabe zurück und reiche nach einigen Tagen plötzlich eine große Gabe. Hartlaub räth an, die Prüfungspräparate in 3 Stufen zu theilen, 3.—6. Verdünnung, 15.—30. Potenz und primitive Präparate. Im Allgemeinen gilt auch hier das genaue Individualisiren.

§ 146.

Nothwendigkeit der Nachprüfungen schon geprüfter Mittel.

Es war gewiß zeitgemäß, daß der Prüferverein Deutschlands in Uebereinstimmung mit dem amerikanischen beschlossen hat, vor der Hand wenigstens kein neues Mittel mehr zu prüfen, sondern sich nur mit der Nachprüfung der schon bekannten zu beschäftigen. Solche Nachprüfungen haben den unbestrittenen Vortheil, das Vorhandene zu bestätigen und für die Zweifler die thatsächlichsten Beweise von der Richtigkeit der Beobachtung des Prüfers zu liefern und das unbedingte Vertrauen, das man in diese Beobachtungen setzt, in jeder Hinsicht zu rechtfertigen.

In diesem Anbetracht hat der Wiener Prüferverein große Verdienste um die homöopathische Pharmakodynamik.

§ 147.

Die Benutzung der Resultate der Nachprüfungen.

Soll man ein klares Bild von den gewonnenen Resultaten der Nachprüfung bekommen, so muß man die durch die Nachprüfung bestätigten Symptome besonders hervorheben, und von den alten nicht bestätigten oder durch die Prüfung neugewonnenen Symptome auf kenntliche Weise trennen. Die bestätigten Symptome wären zweckdienlich durch durchschossenen Druck zu bezeichnen. Doch darf kein einziges Symptom als unwichtig oder gar überflüssig betrachtet werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß oft ein ganz verlassen stehendes, nur von einem Einzelnen beobachtetes Symptom, ein höchst wichtiges für die Wahl des Mittels ist.

Achtes Capitel.

Ueber Erstwirkung, Nachwirkung und Wechselwirkung der Arzneien.

§ 148.

Die Hahnemann'sche Auffassung der Primär- und Secundärwirkung der Arzneien.

Schon vor Hahnemann wurde hin und wieder von Erstwirkungen, und noch öfter von Nachwirkungen der Heilmittel gesprochen, besonders, wie Rau bemerkt, wenn von ungünstigem Erfolge der Brunnen- und Badekuren die Rede war, wo man sich und die Kranken damit tröstete, daß die später hervortretenden Nachwirkungen heilbringend sein werden. Solche Voraussagungen stützten sich allerdings auf wiederholte Beobachtungen, aber man war sich des Gesetzes nicht recht bewußt, nach welchem erst Verschlimmerung und dann Besserung folgen mußte. Hahnemann hat zuerst eine vollständige Erkenntniß hierüber mitgetheilt; er bezeichnet diese Erkenntniß als eine aus vielfachen Beobachtungen abgezogene Erfahrung, die Niemandem vor ihm in die Augen fielen, so nahe sie auch lagen, so einleuchtend und so unendlich wichtig sie auch zum Heilbehufe sind. Hahnemann bezeichnet in seinem Organon, § 59, jede auf das Leben einwirkende Potenz, jede Arznei, welche die Lebenskraft mehr oder weniger umstimmt und eine gewisse Befindensveränderung im Menschen auf längere oder kürzere Zeit erregt, als Erstwirkung. Diese gehört, obgleich ein Product aus Arznei- und Lebenskraft, doch mehr der einwirkenden Potenz an. Dieser Einwirkung aber bestrebt sich unsere Lebenskraft ihre Energie entgegenzusetzen. Diese Rückwirkung gehört unserer Lebens-Erhaltungskraft an, sie ist eine automatische Thätigkeit derselben. Diese ist die Nachwirkung oder Gegenwir-

kung. Bei der Erstwirkung der Arzneien auf unsern gesunden Körper verhält sich der Organismus blos passiv, empfänglich, und läßt gleichsam gezwungen die Eindrücke der von außen auf ihn einwirkenden Kraft in sich geschehen; nun ermannet sich die Lebenskraft, um der Erstwirkung einen entgegengesetzten Befindenszustand, eine Gegenwirkung oder Nachwirkung entgegen zu stellen, in gleichem Grade, als die Erstwirkung war, und nach dem Maße ihrer eigenen Energie; oder wo es einen der Erstwirkung entgegengesetzten Zustand in der Natur nicht giebt, scheint sie sich zu bestreben, sich zu indifferenziren, d. i. ihr Uebergewicht geltend zu machen durch Auslöschen der durch die Arznei in ihr bewirkten Veränderungen, an deren Stelle sie ihre Norm wieder einsetzt. Das ist aber keine Gegenwirkung, sondern eine Heilwirkung oder Nachwirkung.

§ 149.

Erklärende Beispiele von Gegenwirkungen.

Eine im heißen Wasser gebadete Hand ist zwar anfänglich viel wärmer, als die andere ungebadete Hand, — (Erstwirkung) — aber vom heißen Wasser entfernt und gänzlich wieder abgetrocknet, wird sie bald kälter als die andere — (Nachwirkung). Die nach heftiger Leibesbewegung erfolgte starke Erhitzung ist Erstwirkung, der hierauf folgende Frost und Schauder ist Nachwirkung. Ein in das kalte Wasser getauchter Arm ist anfänglich bläßer und kälter als der andere Arm, dieses ist die Erstwirkung; aber einmal vom kalten Wasser entfernt und abgetrocknet, wird der Arm nachgehends nicht nur wärmer als der andere, sondern sogar oft heiß, roth und entzündet. Hier offenbart sich die Gegenwirkung. Auf den Gebrauch eines starken Kaffees folgt Uebermunterkeit, Schlaflosigkeit, die Erstwirkung, aber hintennach bleibt lange Trägheit, Abspannung und Schläfrigkeit zurück, nämlich die Nachwirkung und Gegenwirkung. Auf von Opium erzeugten tiefen Betäubungsschlaf (Erstwirkung) wird die nachfolgende Nacht desto schlafloser (Gegenwirkung). Nach der durch Opium erzeugten Leibesverstopfung (Erstwirkung) erfolgt Durchfall (Nachwirkung). Die Darm-erregenden Arzneien bewirken Purgiren

(Erstwirkung), worauf oft eine mehrtägige Leibesverstopfung und Hartleibigkeit folgt. So wird überall auf jede erfolgte Erstwirkung, wo die Arznei in großer Gabe gereicht wurde, eine deutlich wahrnehmbare Gegenwirkung folgen. Bei Einwirkung kleiner homöop. Gaben wird eine auffallende opponirende Nachwirkung und Gegenwirkung nicht deutlich wahrzunehmen sein.

§ 150.

Fälle, wo es keine positiven Gegenwirkungen giebt.

Es sind in der That der Fälle nicht wenig, wo die Erstwirkung zur Nachwirkung keinen positiven Gegensatz bildet, weil es in der Wirklichkeit nicht für alle Wirkungen der Arzneien absolut entgegengesetzte Zustände giebt, oder diese nicht bemerkbar sind. So folgt auf den Gebrauch schweißtreibender Mittel gar selten Trockenheit der Haut, auf Mercurialsalivation verminderte Speichelsecretion; sondern die Erfahrung zeigt gerade das Gegentheil. Auf den häufigen Gebrauch diaphoretischer Mittel folgt habituelle Neigung zum Schweiß, und Mercurialkuren ziehen eine Jahre lang andauernde und vermehrte Speichelabsonderung nach sich. Hier macht das Leben seine Einwirkung geltend und löst die Erstwirkung auf, es tritt der normale Zustand wieder ein, und wir sehen von dem Arzneikörper die Heilwirkung.

§ 151.

Das Gesetz der Gegenwirkung ist in der Natur nachweisbar.

Das erwähnte Oppositionsbestreben des lebenden Organismus, bei der Reaction oft den Gegensatz hervorzurufen, beruhet auf dem allgemeinen Naturgesetze, daß Kräfte nach aufgehobener Beschränkung um so lebendiger hervortreten und so einen Gegensatz zur frühern Stellung bilden. Dieses Gesetz läßt sich in der physischen, psychischen und moralischen Welt nachweisen.

Nobili (Annal. der Physik und Chemie, 1833) hat bemerkt, daß, wenn nämlich ein indifferenter Draht dem Voltaischen bei geschlossener Kette in paralleler Lage genähert wird, der erregte elektrische Strom eine dem erregenden entgegengesetzte Richtung hat. Wird aber der Draht in derselben Lage wieder entfernt, so

nimmt er eine umgekehrte Polarität an, und die Strömung wird derjenigen des Voltaischen Drahtes gleich.

Murray (Froriep's Notizen, Mai 1823) hat beobachtet, daß die Magnetnadel, wenn man ihr eine Flamme nähert, in gewisse, bestimmte Abweichungen einlenkt, nach Entfernung der Flamme aber in entgegengesetzter Richtung abweicht und erst allmählich wieder in ihre ursprüngliche Lage zurückkehrt.

Hungercuren machen überaus mager; aber Menschen, welche dieselben überstanden haben, sind nachher geneigt, sehr schnell fett zu werden. Dasselbe bemerkt man bei Reconvalescenten von Fiebern, wo die Reproduction sehr darnieder lag, und Kinder wachsen mit auffallender Schnelligkeit, wenn sie eine hitzige Krankheit mit großer Abmagerung überstanden haben.

Auch bei Arzneikörpern finden wir dieses Gesetz ausgesprochen. Die Chinarinde wirkt primär tonisch, später aber expandirend erschlaffend, was man an dem aufgedunsenen Ansehen und der angeschwollenen Milz Derjenigen erkennen kann, die viel von der China genommen haben. Ebenso bemerkt man entgegengesetzte Wirkungen von Kampher und Digitalis. Die Erstwirkung des Kamphers ist eine schnell kühlende; die Gegenwirkung: Erhitzung und Schweiß. Man hat von der Anwendung der Digitalis bald vermehrtes Herzpochen und Unterdrückung der Harnsecretion, bald ein Verschwinden des Pulses und reichliches Uriniren beobachtet. Dieser anscheinende Widerspruch findet darin seine Erklärung, daß jene Symptome als primäre, diese aber als secundäre Erscheinungen zu betrachten sind.

Kleine Gaben von Eis rufen in der Cholera, wenn schon Starrheit und Eiskälte eingetreten ist, Lebenswärme hervor. Das Kaltwerden der Füße wird am besten durch momentanes Eintauchen derselben in kaltes Wasser verhütet. Eben so verhält es sich in der moralischen Welt, wo der Druck den Gegendruck erzeugt. Der losgelassene Gefangene ist am geneigtesten, seine Freiheit zu mißbrauchen und freier wie alle andern den Staatsgesetzen gehorchende Bürger zu leben, und Mancher wäre

kein großer Künstler geworden, wenn nicht sein Künstlertalent als Knabe gedrückt worden wäre (Rau).*)

§ 152.

Neuere homöopathische Aerzte pflichten der Lehre von Erst- und Gegenwirkungen nicht bei.

Es ist einleuchtend, da nun die bei den Arzneiversuchen erscheinenden Wirkungen meistens Erstwirkungen sind, so sind diese für den Grundsatz der Homöopathie bezeichnend. Denn nur mit den ähnlichen Erstwirkungen der Arznei kann gegen die Krankheit mit Erfolg gekämpft werden, nur sie seien curativ nach Hahnemann; während die ältere Medicin meistens der gegentheiligen Nachwirkungen sich bediene und nur palliativ helfe. In der Regel hat Hahnemann in seiner Arzneimittellehre nur die Erstwirkungen aufgezeichnet, mit diesen behandeln auch die Homöopathen ihre Kranken, nach dem Principe der Aehnlichkeit, regelrecht. So ist z. B. die Erstwirknng von Opium Leibesverstopfung, nach dieser gewonnenen Erstwirkung reicht der homöopathische Arzt Opium in kleiner Gabe bei Leibesverstopfung mit Erfolg;

*) Die von Hahnemann genau unterschiedene Erst- und Nachwirkung ist für die Praxis vom höchsten Belange; denn kennen wir einmal die Primärwirkung, welche Arzneien bei Gesunden hervorbringen, so sind wir befugt, auf die specifische Heilwirkung derselben, nämlich auf die Gegenwirkung einen Schluß zu machen. Noch bevor Hahnemann einen Cholerakranken behandelt hatte, fand er sich bewogen, den Kampher als Heilmittel in Vorschlag zu bringen, weil er mit seinen Primärwirkungen bekannt war, und in der That hat sich die Nützlichkeit bei der, gerade den Kamphersymptomen entsprechenden Form von Cholera vielfältig bestätiget. Hufeland stellte die Frage, ob man die Cholera nicht mit Arsenik behandeln könnte? Ihm waren blos die Primärwirkungen des Arsenik bekannt, und er benutzte sie zu dieser Frage. Die Antwort, sagt Rau, konnte nur bejahend ausfallen, und wirklich verdanken viele Cholerakranke dem Arsenik die Erhaltung ihres Lebens. Dieses ist aber um so begreiflicher, wenn wir erwägen, daß zwischen der Primärwirkung und Gegenwirkung oder Heilwirkung ein polares Verhalten stattfindet. Ist uns einmal am Magnete der positive Pol bekannt gegeben, so werden wir die Negation gar leicht auffinden. Kennen wir einmal die Wirkung der großen Dosen, so wird es nicht schwer fallen, die Einwirkung der kleinen Gaben zu eruiren.

der alloopathische Arzt beachtet die Nachwirkung des Opium, diese ist Durchfälligkeit und er reicht bei Diarrhöe Opium und seine Präparate. Er heilt aber nur palliativ. — Doch pflichten mehre Aerzte neuerer homöopathischer Schule dieser Ansicht nicht bei. Die Trennung in Erst- und Nachwirkung scheint ihnen eine künstliche zu sein, und sie wollen lieber beide Wirkungen als ein Ganzes aufgefaßt wissen.

Als vorzüglicher Gegner der Hahnemann'schen Ansicht erscheint uns Medicinalrath Trinks in Dresden. Ganz unumwunden spricht er sich in seinem Handbuche der homöop. Arzneimittellehre, III. Bd., gegen diese Hahnemann'sche Lehre aus, indem er sagt: „Eine genaue Untersuchung und Betrachtung aller durch Einwirkung einer Arznei auf den thierischen Organismus erzeugten eigenthümlichen Erscheinungen läßt keine Unterscheidung derselben in Erst- und Nachwirkungen zu, sondern lehrt, daß alle durch eine Arznei im Organismus hervorgerufene Erscheinungen als einer jeden Arznei eigenthümliche Wirkung, ohne Ausnahme zu betrachten sind, wenn sie auch noch so lange andauern. Es ist nicht ein einziges unzweifelhaftes Kriterium vorhanden, an welchem man die Arzneiwirkungen, von der angenommenen vermeintlichen Gegenwirkung erkennen möchte, eben so wenig, als man die Krankheitssymptome von der heilenden Kraft der Natur unterscheiden kann. Die Verstopfung, welche auf Rhabarber erfolgt, ist keine Nach- oder Gegenwirkung des Organismus, sondern ein Zeichen, daß nun die Wirkung des Rhabarbers auf den Organismus aufgehört hat.“ Aber auch Jahr, ein treuer Verehrer der Lehre Hahnemann's, will in seiner Schrift: „Die Lehre und Grundsätze der homöopathischen Heilkunst“ Stuttgart 1857, Seite 124, die Lehre von der Primär- und Secundärwirkung etwas modificirt aufgefaßt wissen, indem er sagt: „Man muß nur nicht die Sache wieder falsch verstehen und Erst- und Nachwirkung so annehmen, als sei die erstere die alleinige Wirkung der Arznei, die andere allein die freie, selbstthätige Wirkung des Organismus, nein, beide, Erst- und Nachwirkung, sind freie, selbstthätige Wirkungen des Organismus; die Erstwirkung ist der primäre pathologische Proceß, den der Organismus gegen den fremden Reiz erregt; die Nachwir-

kung ist die ausgleichende physiologische Gegenwirkung des Organismus nicht gegen die Arznei, sondern gegen den ersten primären Proceß. Reine Arzneiwirkungen, welche ausschließlich der Arznei angehören, existiren nicht, als höchstens in physischer oder chemischer Hinsicht. Alles, was den Charakter des Lebens trägt, kann nur im Leben selbst seinen zureichenden Grund haben. Leblose Stoffe, wie Arzneien, können wohl im Organismus etwas bewirken, allein wirken können sie aber nicht."

Endlich tritt auch Hirschel („Grundriß der Homöopathie", S. 175) der künstlichen Spaltung der Arzneikrankheit in Wirkungszeiten nicht bei, er meint, daß die Nachwirkungen eben so wenig dem Organismus allein angehören, als die Erstwirkungen allein von den Arzneiwirkungen abhängen, sondern sie seien fortgesetzte Erscheinungen der Arzneikrankheit, und daß in vielen andern Fällen die eintretende vermeintliche Gegenwirkung geradezu eine Heilwirkung sei, eine Umstimmung durch die Arznei, indem die Versuchsperson in einem entgegengesetzten Zustand sich befand.

§ 153.

Die Hahnemann'sche Lehre von der Wechselwirkung der Arzneien.

Mit vielem Scharfsinn unterscheidet Hahnemann im Organon, § 108, die Wechselwirkungen, nämlich die anscheinend sich widersprechenden, entgegengesetzten Erscheinungen bei einem und demselben Mittel; sie sind weder als Nachwirkung, noch als bloße Gegenwirkung des Organismus anzusehen, sondern sie bilden den Wechselzustand der verschiedenen Wirkungsparoxysmen erster Wirkung. Diese bieten sich uns bei den Arzneiprüfungen sehr oft dar, und man beobachtet sie häufig bei jenen Erscheinungen, welche den Seelenstimmungen oder Geschlechtsfunctionen anheimfallen. So hat Bryonia in ihren Symptomen Durchfall und Stuhlverstopfung und bewährt sich in beiden Fällen praktisch. Aurum hat sowohl trübe Stimmung als Heiterkeit in seinen Erscheinungen. Unsere Erfahrung stimmt mit Trinks überein, welcher die praktische Wichtigkeit der Wechselwirkungen anerkennt, weil sie sich eben

durch diese sich scheinbar entgegengesetzten Erscheinungen zur Heilung von Krankheiten eignen, deren eigenheitliche Erscheinungen ähnliche Wechselzustände darbieten.

§ 154.

Hirschel's Erläuterung hierüber.

In ächt wissenschaftlicher Weise spricht sich Hirschel in seinem Grundriß der Homöopathie, S. 176, über Wechselwirkungen aus, indem er sagt: „Nimmt man das Simile nicht beschränkt in der Form an, giebt man ihm weitere Grenzen, insofern es die specifische Richtung nach Oertlichkeit und Krankheitsproceß ausdrückt, so wird man auch zugeben können, daß ein und dasselbe Mittel durch scheinbar verschiedene Zustände das eigenthümliche Ergriffensein eines und desselben Organes bezeichnen kann, da auch die Verschiedenheit der Individualitäten der Versuchspersonen mit in Anschlag gebracht werden muß. Hyperämie in der Schleimhaut, Lähmung des Darms, können sowohl Durchfall als Verstopfung bringen. — Eine Spinalirritation kann Convulsionen oder Lähmungen erzeugen. — Die Grundkrankheit wird immer das Wesentliche bleiben, und so wird auch die Grundkrankheit eines Mittels sich in verschiedenen Formen äußern können. Die Gesetze der Nervenerregung, das eigenthümlich polare Schwanken zwischen der einen Thätigkeit und der andern, die Uebergänge von Aufregung zur Abspannung, das Eintreten von Erschöpfung nach einer gesteigerten Energie, wie z. B. Gefühllosigkeit nach heftigem Schmerz, Alles das läßt sich auch auf diese Wechselwirkung anwenden. Man verkenne übrigens nicht den Einfluß, den die bei der Prüfung angewendeten Gaben und deren Wiederholung, die Zeit und Ausdauer der Einwirkung, die Lebhaftigkeit und Ausdauer in den Verrichtungen und andere Umstände auf die Erzeugung dieser verschiedenen Zustände haben. Doch kann man zum Troste für den Praktiker hinzufügen, daß das immer ergänzende therapeutische Experiment das Ueberwiegende der scheinbar sich widersprechenden Wechselwirkungen herausstellt, wie z. B. bei Bryonia die Verstopfung, bei Aurum die Heiterkeit."

§ 155.

Die Idiosynkrasie hebt nicht die Empfänglichkeit für Arznei-einflüsse auf.

Es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß einige Symptome von den Arzneien öfterer, nämlich in vielen Körpern, andere seltner oder in wenigen Menschen zuwege gebracht werden, und einige in sehr wenig gesunden Körpern. Zu den letztern zählt Hahnemann (Organon, Seite 197) die sogenannten Idiosynkrasien, worunter man eigene Körperbeschaffenheiten versteht, welche, obgleich sonst gesund, die Neigung besitzen, von gewissen Dingen, welche auf viele andere Menschen gar keinen Eindruck zu machen scheinen, in einen mehr oder weniger krankhaften Zustand versetzt zu werden. So giebt es Personen, welche vom Geruche der Rosen in Ohnmacht fallen, andere gerathen wieder vom Genusse der Muscheln, der Krebse oder des Rogens, des Barbe-Fisches, von der Berührung einiger Sumach-Arten in krankhafte Zustände. Doch dieser Mangel an Eindruck auf Jedermann ist nur ein Schein, und daß diese Potenzen auf jeden Körper diesen Eindruck machen, sieht man daraus, daß sie bei allen kranken Personen für ähnliche Krankheitssymptome, als sie selbst erregen können (obgleich anscheinend nur bei den sogenannten idosynkratischen Personen), homöopathische Hilfe als Heilmittel leisten. So half z. B. die Prinzessin Eudoxia einer ohnmächtig gewordenen Person mit Rosenwasser (Hist. byzant. script.) und Horstius (Oper. III. S. 59) sah den Rosenessig bei Ohnmachten sehr hilfreich.

§ 156.

Jeder Arzneikörper hat seine eigenthümliche Wirkung. Es giebt keine Surrogate.

Es ist ein verjährter, nichtsdestoweniger aber unverzeihlicher Leichtsinn bei den Aerzten älterer Schule, daß sie in allem Ernst glauben, ein Arzneikörper könne den andern substituiren und ersetzen, als hätte nicht die Natur in jeden Arzneikörper eine specifische und eigenthümliche Sonderkraft gelegt, die nur ihm allein gehört, und die wir nur erst nach einer genauen physiologischen Prüfung eruiren können. So treffen wir in der Praxis nicht wenige Fälle, wo die China durch die Weidenrinde, die Sassapa-

rilla durch die Carex Arenaria substituirt werden soll. Diese Stellvertretung kennt die Natur nicht und sie existirt nur in den Köpfen der Aerzte. Es kann, wie Hahnemann im Organon S. 199 richtig bemerkt, kein Surrogat in der Arzneimittellehre geben, da jede Arznei eine besondere Wirkung im menschlichen Körper erzeugt, welche sich von keinem andern Arzneistoffe verschiedener Art so ereignen. Denn so gewiß jede Pflanze in ihrer äußern Gestalt, in der eigenen Weise ihres Lebens und Wuchses, in ihrem Geschmacke und Geruche von jeder andern Pflanzenart und Gattung sich unterscheidet; so gewiß jedes Mineral und jedes Salz sowohl in seinen äußern als innern physischen und chemischen Eigenschaften von jedem andern verschieden ist, so gewiß sind sie auch alle unter sich in ihren krankmachenden und heilenden Eigenschaften verschieden und von einander abweichend. Jede dieser Substanzen wirkt auf eine eigene, verschiedene, bestimmte Weise, die alle Verwechselung verbietet. Diese Ansicht ist aber nicht nur von Hahnemann, sondern auch schon von dem verehrungswürdigen Albrecht von Haller vertreten. „Latet,“ sagt er in der Vorrede zu seiner Histor. Stirp. helv., „immensa virium diversitas in ipsis plantis, quarum facies externas dudum novimus, animas quasi et quodcunque caelestius habent, nondum perspeximus.“

Neuntes Capitel.

Von der homöopathischen Verschlimmerung.

§ 157.

Hahnemann's Vorstellung von der homöop. Verschlimmerung.

So gewiß es ist, meint Hahnemann (Organon, S. 221), daß ein homöopatisch gewähltes Mittel, seiner Passendheit und Kleinheit der Gabe wegen, in der Mehrzahl der Fälle, ohne Erregung neuer Beschwerden, die acute Krankheit aufhebt, so vermögen doch große Gaben eine Verschlimmerung oft herbeizuführen, welche so viel Aehnlichkeit mit der ursprünglichen Krankheit hat, daß sie dem Kranken eine Verschlimmerung seiner eigenen Krankheit zu sein scheint. Sie ist aber in der That nichts Anderes, als eine das ursprüngliche Uebel etwas an Stärke übersteigende, höchst ähnliche Arzneikrankheit. Diese homöopathische Verschlimmerung, die, wie Hahnemann später erfuhr, auch bei kleinen Gaben entstehen kann, ist ihm eine gute Vorbedeutung, daß die acute Krankheit meist von der ersten Gabe beendigt sein wird. Die Verschlimmerung tritt aber am gewissesten hervor, wo das Mittel nicht recht homöopathisch gewählt wurde.

§ 158.

Beispiele homöopathischer Verschlimmerung.

Hahnemann führt als Beispiel an, daß der Gesichts-Ausschlag, den die Viola tricolor heilte, sich beim Anfang ihres Gebrauches verschlimmerte. Lysons sagt von der Ulmenrinde, daß sie diejenigen Hautausschläge am gewissesten heile, die sie beim Anfang ihres Gebrauches vermehrt. Ja Hahnemann selbst erfuhr von Veratrum album eine bedeutende homöopathische Verschlimmerung, als er sie in großen Dosen reichte.

In neuerer Zeit hat man bedeutende homöop. Verschlimmerungen, nämlich Erhöhung vorhandener Symptome beobachtet, ehe Besserung erfolgte. So sah Groß Beschwerden von der Pulsatilla bei Magenbeschwerden; bei Anwendung der China gegen Nervenschwäche, der Bryonia gegen Pleuritis, des Hyoscyamus gegen Convulsionen und des Safrans gegen Mutterblutfluß.

Stapf sah bei Augenleiden Verschlimmerung nach Spigelia und bei Gesichts-Ausschlag nach Rhus. Wolf beobachtete bei der Heilung der Ruhr mit Koloquinthen erst eine mehrstündige Vermehrung der Stuhlgänge. (Archiv, I. Bd. S. 90.)

Düpré-Deloire sah nach der Anwendung des Sulphur bei der Hämorrhoidalkolik eine starke Zunahme der Schmerzen, welche eine Stunde lang währten, dann aber in gänzlichen Nachlaß übergingen. Eben so sah Schindler Verschlimmerung nach Belladonna bei Kopf- und Gesichtsschmerz und Kopp selbst von der 3ten Verdünnung des Stannum, weshalb er zur 6ten übergehen mußte, welche sodann wohlthätig wirkte. Die furchtbarste Verschlimmerung sah Schrön (Thorer, prakt. Beiträge, II. B. S. 6) bei der Luftröhrenschwindsucht von einer zu niedrigen Verdünnung des Röstschwammes, wo eine bis zur Todesgefahr steigende Erhöhung des Leidens sich zeigte.

§ 159.

Hervortreten neuer Symptome unter dem Bilde homöopathischer Verschlimmerung.

(Die falsche homöop. Verschlimmerung.)

Nicht selten kommt der Fall vor, wie Rau bemerkt, daß Arzneien, bevor sie zur Besserung führen, eine Veränderung des formellen Krankheitszustandes bewirken, und deshalb ganz neue Symptome veranlassen, welche häufig für homöopathische Verschlimmerungen ausgegeben werden, ohne es zu sein. So sah Hirsch nach dem in der Phthisis gereichten Phosphor Bluthusten entstehen.

Griesselich verordnete gegen einen Zahnschmerz die Nux vomica, und sah hierauf Magendrücken, Aufblähen, Uebelkeit, Eingenommenheit des Kopfes und Schwindel entstehen. Auch nach Arsenik und Schwefel sah er lauter neue Symptome hervortreten (Hygea, IV. Bd. S. 136).

Hering gab bei schwarzblauen Blasen den Arsenik, und es entstand ein gallichtes Erbrechen. Wird der Mercur bei der Enteritis gereicht, so entsteht oft Salivation. Sulphur erzeugt Verstopfung oder Diarrhoe bei dem Gebrauche gegen scrophulöse Augenentzündungen, Rhus erzeugt Uebelkeiten bei seiner Anwendung in rheumatischen Affectionen. Diese neuen Symptome, welche also nicht in genauerem Zusammenhange mit dem Krankheitsprocesse stehen, sind als Nebenzufälle zu betrachten.

§ 160.

Ueberblick und Zusammenfassung dieser Hahnemann'schen Lehre. Die doppelte Wirkung der Arzneien.

Es geht aus dem Vorgetragenen hervor, daß Hahnemann schon damals, als er die Arzneien noch in sehr massiven, starken und wiederholten Gaben anwendete, je nach ihrer Anwendung, die wesenheitlichen Krankheitserscheinungen stärker und heftiger hervortreten sah, daß aber diese Verschlimmerung nur momentan und transitorisch war und sehr bald einer nachhaltigen Besserung und Milderung aller Krankheitserscheinungen Platz machte. Diese sich auf große Gabe des indicirten Heilmittels fast constant zeigenden Erscheinungen nannte er die homöopathische Verschlimmerung, erkannte in ihr die directe, aber zu energische Einwirkung der Arznei auf die Krankheit, und betrachtete sie gewissermaßen als eine sichere Bürgschaft der günstigen Arzneiwirkung auf die Krankheit und als den Vorläufer einer bald eintretenden Besserung und Heilung derselben durch Arzneimittel. Später erkannte er in ihr blos die zu energische Einwirkung der angezeigten Arznei und betrachtete die Verschlimmerung als eine unnütze Belästigung des Kranken, die man möglichst zu vermeiden suchen muß. Dieser Uebelstand war der Hauptgrund, der Hahnemann bestimmte, die Kraft der Arzneien durch fortgesetzte Verdünnungen zu mildern. In seiner letzten Zeit glaubte er auch von den feinsten und kleinsten Arzneigaben noch homöop. Verschlimmerung zu sehen. Hahnemann sah aber auch bei starken Gaben des angezeigten Mittels Nebenwirkungen und neue Symptome hervortreten. Die Arzneien haben demnach eine Doppelwirkung; Erstens: die Steigerung des eigentli-

chen Krankheitsbildes; zweitens: die Erzeugung ganz neuer Symptome. Diese Lehre erregte aber in der neuern Zeit heftige Discussionen.

§ 161.

Die Gegner dieser Lehre.

Die Lehre von der doppelten Wirkung der Arzneien nach ihrer Anwendung in Krankheiten fand nicht allenthalben eine ungetheilte Aufnahme und wurde bald Gegenstand heftiger Discussionen und Meinungsverschiedenheiten, indem die eine Partei überall nach Anwendung einer Arznei in großen, mittlern, ja selbst in den kleinsten Gaben eine homöopathische Verschlimmerung sah, von einer andern Partei wurde sie wiederum nur selten wahrgenommen, endlich wird sie von Vielen schlechthin negirt und als ein Product der Phantasie bezeichnet, wie von Schneider, andere, wie Schrön, nennen sie ein unglückliches Dogma, und selbst Griesselich schreibt die Verschlimmerung dem Krankheitsprocesse zu. Wir glauben aber mit Trinks, daß hier wie überall die Wahrheit in der Mitte liegt — Veritas in medio —. Denn daß homöopathische Verschlimmerungen, wie auch Nebenwirkungen der Arzneien in Krankheiten vorkommen, ist eine Thatsache, die durchaus nicht bezweifelt, auch nicht schlechthin negirt werden kann. Man beobachtet beide Erscheinungen, bei Anwendung sowohl starker und mittlerer, als auch sehr kleiner Arzneigaben, bei der treffendsten und genauesten Wahl. Auch die von Hahnemann bezeichneten Nebenwirkungen kommen nicht selten vor bei sehr starken Arzneigaben und bei unpassender Wahl des Mittels. Besonders aber kommen diese beiden Erscheinungen vor bei hochgesteigerter Empfänglichkeit für homogene Reize, bei sehr nervösen, erschöpften, hysterischen und hypochondrischen Individuen beiderlei Geschlechtes, bei Kindern und im jugendlichen Alter, weit häufiger aber in chronischen, als in acuten Krankheiten; daß aber diese Erscheinungen nicht in allen Krankheitsfällen, daß sie häufig selbst nicht bei fortgesetzter Anwendung starker Arzneigaben beobachtet werden, ist ebenfalls häufig wahrgenommen worden, giebt aber dennoch keinen Grund, dieselben schlechthin zu negiren. Es ist ferner nicht in Abrede zu stellen, daß in vielen Fällen die Besse-

rung ohne alle vorgängige Verschlimmerung der Krankheit beginnt, daß diese Verschlimmerung eintritt, ohne der Vorläufer einer nachhaltigen Besserung zu sein; nichtsdestoweniger aber kommen sowohl die homöopathischen Verschlimmerungen, wie die Nebenwirkungen der Arzneien vor und finden ihre Ursache entweder in den relativ zu starken Gaben, oder in der unpassend gewählten Arznei selbst in kleinen Gaben. Ist die starke Gabe die Veranlassung zur Verschlimmerung, so ist es rathsam, die allzustarke Einwirkung ruhig abzuwarten. Dauert aber die Verschlimmerung eine längere Zeit fort, so muß man entweder die übermäßige Einwirkung der Arznei durch Anwendung kleiner Gaben desselben Mittels, das antidotarisch wirkt, oder durch ein anderes angezeigtes homöopathisches Antidot aufzuheben suchen. Auch beim Auftreten der Nebenwirkungen sind, in wie fern sie durch starke Gaben herbeigeführt wurden, die heftigen Einwirkungen ruhig abzuwarten, oder, wenn sie durch eine unpassende Arznei entstanden, durch die Wahl eines passenden Mittels antidotarisch zu entfernen. Es wird also dem Gesagten zufolge die Aufgabe des ruhigen Beobachters sein, vor Herbeiführung von Verschlimmerungen, die meistens den Verlauf der Krankheit trüben, ohne eine heilkräftige Wirkung zu äußern, sorgfältigst sich zu hüten, was am besten durch die Darreichung eines genau passenden Mittels in sehr kleiner Gabe erreicht wird.

Es ist ferner die Aufgabe des denkenden Arztes, die lediglich im Gange der Krankheit liegenden Exacerbationen nicht für Arzneiwirkungen anzusehen. Von diesen nicht selten vorkommenden irrigen Urtheilen sagt Griesselich mit Recht: „sie beruhen auf den von vielen Homöopathikern vernachlässigten Studien der Krankheiten; sie schieben Alles auf die Arznei, wie die Allöopathen in ihrer pharmakodynamischen Unkenntniß Alles auf die Krankheit.“

Zehntes Capitel.

Von der Einfachheit der Arzneistoffe.

§ 162.

Urtheile älterer und neuerer Aerzte über das Zusammenmischen von Arzneistoffen.

Daß es den Grundsätzen der Klugheit widerstrebe, das mit vielerlei Kräften erzielen zu wollen, was mit einer einzigen zu erreichen ist, bemerkten schon die ältern Aerzte. So spricht sich Hippokrates ganz unumwunden hierüber aus, indem er sagt: „Ibi dolum commiti, quum compositis utatur ubi simplicia in promptu habentur.“ (Aphor. Tom. II. p. 13). „Einfach ist das Siegel,“ sagte Boerhave, „welches der Schöpfer den Gesetzen der Natur aufgedrückt hat“ (Simplex Sigillum veri). Deutlicher und bestimmter sprachen sich noch hierüber die Neuern aus. So sagt Professor Naumann in Bonn, „daß bei dem gleichzeitigen Gebrauche vieler und zwar wirksamer Arzneistoffe ein rationelles Urtheil über deren Heilwirkung ganz unmöglich gemacht wird, und daher der glückliche Erfolg mehr ein Werk des günstigen Zufalls, als der künstlichen Berechnung sei.“ v. Wedekind bemerkt: „daß die Lehre von den Wirkungen der Arzneien und den Krankheitsursachen viel Fabelhaftes enthalte, und daß wir bei der jetzigen Vielmischerei wohl zu grauen und, so Gott will, auch zu weißen Haaren, nie aber zur Erfahrung gelangen werden.“

Sehr klar und bestimmt ist besonders Hahnemann's Ansicht im Organon, S. 288, hierüber, wo er sagt: „In keinem Falle von Heilung ist es nöthig, mehr als eine einzige einfache Arzneisubstanz auf einmal anzuwenden. Es ist nicht einzusehen, wie es nur dem mindesten Zweifel unterworfen sein könnte, ob es naturgemäßer und vernünftiger sei, einen einzelnen, wohl

gekannten Arzneistoff auf einmal in einer Krankheit zu verordnen, oder ein Gemisch von mehrern" *). So treffen wir im Alterthume und in neuer Zeit viele große und berühmte Praktiker, die der Einfachheit das Wort redeten, wenn auch andrerseits die Vermischungen ihre Vertheidiger und Lobredner fanden. Merkwürdig genug, daß sich selbst Hufeland (Journ. d. prakt. Heilk. 71. Bd. S. 7) der Zusammensetzungen angenommen hat, ohne jedoch für die ellenlangen Recepte das Wort zu führen.

§ 163.

Nachtheile des Zusammenmischens der Arzneisubstanzen für die Menschheit und die Wissenschaft. Beispiele.

Es ist unbezweifelt grundfalsch, eine Arzneizusammensetzung wie ein Additionsexempel zu betrachten und die Gesammtwirkung des Arzneigemenges als die Summe von den Wirkungen der einzelnen Bestandtheile anzusehen. Eine solche Composition ist keine Rechnungsaufgabe im gewöhnlichen Sinne, da die qualitativ verschiedenen Stoffe sich chemisch wechselseitig oft aufheben und so auch wieder ein neues Ganzes bilden. Beispiele mögen das Gesagte erläutern.

Opium wird durch einen Zusatz von Ammonium zersetzt und seines wirksamen Narkotin beraubt.

Kupfersalze werden durch Zuckersyrup zerlegt, noch gewisser aber durch Honig. Das Kupfer wird regulinisch niedergeschlagen und die erwartete Wirkung geht verloren.

Calomel wird durch Blausäure, auch schon durch Kirschlorbeerwasser in ein heftiges Gift, in Cyanquecksilber, verwandelt.

Calomel in der Mischung mit Magnesia hört auf Calomel zu sein, indem es in Quecksilberoxydul, in den Mercurius cinereus verwandelt wird.

Calomel mit Sulphur aurat. antim. in Verbindung, bildet einen neuen Körper, den Aethiops mineralis.

---

*) Recht scharfsinnig bemerkt Haas, daß ein einfaches Mittel mehr der Heilidee, dem einen erkrankten Organismus eine Arznei entgegen zu setzen, gegen welche die eine Lebenskraft reagiren und dadurch die Heilung bewirken soll, entspreche.

Bei der Verbindung des Cremortartari mit Nitrum bildet sich freie Salpetersäure und Weinstein, welcher letztere als weißes Salz niedergeschlagen wird.

Auch in dynamischer Weise heben sich Arzneikörper gegenseitig auf, wie z. B. Nux vom. durch Kaffee; hingegen wird die Belladonna-Wirkung durch Essig erhöhet.

Bleibt aber ein Arzneikörper unvermischt, so wirkt er selbst in den kleinsten Gaben. Ein eclatantes Beispiel liefert das Kochsalz (Natrum muriaticum), welches in Verbindung mit andern Substanzen uns gar nicht afficirt, selbst in großen Gaben; dahingegen erregt die unvermischte Auflösung des Kochsalzes in reinem destillirten Wasser, und hochverdünnt gebraucht, die erstaunenswerthesten Wirkungen.

Daß aber auch durch die Arzneigemische kein reines und ungetrübtes praktisches Resultat für die Wissenschaft erzielt werden kann, haben wir bereits in obigen Paragraphen erwähnt.

§ 164.

Hahnemann, Aegidi, Molin, Lutze. Doppelmittel.

Hahnemann drang bekanntlich aufs Entschiedenste darauf, immer nur ein Mittel auf einmal zu reichen, und somit alle Arzneigemische zu vermeiden, er mußte auch nach seinen Grundsätzen gegen jede Polypharmacie eifern. Schon frühzeitig hat er es nachgewiesen, wie sich die Aerzte um alle reine Erfahrung bringen, wenn sie mehre Arzneistoffe gleichzeitig verabreichen. „Je zusammengesetzter unsere Arzneivorschriften sind," sagte er, „desto finsterer wird es in der Arzneikunde." „Quacksalberei geht immer mit der Vielmischerei Hand in Hand," ruft er Brown in seinen Monita (Kleine Schriften I. 119) zu.

Ohngefähr vor 25 Jahren trat Medicinalrath Dr. Julius Aegidi, damaliger Leibarzt des Prinzen Friedrich von Preußen, mit der Anwendung von Doppelmitteln auf. Er erklärte, daß die Mischungen homöopathischer Arzneien in bestimmten Krankheitsfällen hilfreich werden können (Archiv, Bd. XIV. Heft 3). Doch setzte er als Bedingniß fest, daß bei diesen Mischungen das Aehnlichkeitsprincip als Leitstern angesehen werde, und daß die beiden

zu mischenden Mittel keine antidotarische Beziehung zu einander haben. Er berief sich auf seine eigenen und auf fremde Erfahrungen, daß solche Mischungen sich auch erfolgreich erwiesen. Er suchte die Gründe Hahnemann's dadurch zu widerlegen, daß wir die Schwefelleber und den Zinnober, welche doch aus 2 Mitteln zusammengesetzt sind, mit gutem Erfolge anwenden.

Nun wurde aber durch den Vorschlag Aegidi's eine starke Polemik hervorgerufen, und viele Stimmen erklärten sich gegen seine Ansicht. Dies veranlaßte ihn, sich an Hahnemann selbst zu richten; er sandte ihm einen Bericht ein, worin er 233 Fälle von Heilungen mit Doppelmitteln nachwies. Der gutmüthige alte Hahnemann freuete sich über die guten praktischen Erfolge der homöopathischen Heilmittel, wenn sie auch nicht ganz im reinen Sinne der homöop. Heilkunst gereicht wurden. Er ließ an Dr. Aegidi in Düsseldorf am 15. Mai 1833 folgendes Antwortsschreiben ergehen:

„Lieber Freund und College!

Glauben Sie ja nicht, daß ich etwas Gutes verschmähe aus Vorurtheil, oder weil es Aenderungen in meiner Lehre zuwege bringen könnte. Mir ist es blos um Wahrheit zu thun, und ich glaube auch Ihnen. Ich freue mich daher, daß Sie auf einen so glücklichen Gedanken gekommen sind, ihn aber in der nothwendigen Einschränkung gehalten haben: daß nur in dem Falle zwei Arzneisubstanzen in feinster Gabe oder zum Riechen zugleich eingegeben werden sollen, wenn beide gleich homöopathisch dem Fall angemessen scheinen, nur jede von einer andern Seite. Dann ist das Verfahren so vollkommen unserer Kunst gemäß, daß nichts dagegen einzuwenden ist, vielmehr, daß man der Homöopathik zu Ihrem Funde Glück wünschen muß. Ich selbst werde die erste Gelegenheit benutzen, ihn anzuwenden, und zweifle am guten Erfolge keinen Augenblick. Auch freuet es mich, daß unser von Bönninghausen einstimmig mit uns denkt und handelt. Ich glaube auch, daß beide Mittel zu gleicher Zeit gegeben werden sollten, so wie ich zu gleicher Zeit Sulphur und Calcarea gebe, wenn ich Hepar sulphuris, oder Schwefel und Quecksilber, wenn ich Zinnober eingebe oder riechen lasse. Erlauben Sie also, daß ich Ihren Fund in der nächstens erscheinenden 5. Aus-

gabe des Organons der Welt gehörig mittheile. Bis dahin aber, bitte ich, Alles bei sich zu behalten. Zugleich werde ich daselbst gegen allen Mißbrauch, in leichtsinniger Weise, zweier zu verbindender Arzneien protestiren und davor ernstlich warnen.

Bleiben Sie gewogen Ihrem

Samuel Hahnemann."

In einem andern Briefe Hahnemann's an Dr. Aegidi vom 19. Juni 1833 heißt es:

— — „Ihrem Funde vom Geben einer Doppelarznei habe ich einen eigenen Paragraphen in der 5. Ausgabe des Organons gewidmet, wovon ich gestern Abend das Manuscript an Arnold abgesendet und dabei bedungen habe, daß er es bald drucken lasse. — — Die Wettjagd um Priorität ist eine ängstliche Jagd. Vor 30 Jahren war ich auch noch so schwach, darum zu buhlen. Aber schon lange ist es mir nur darum zu thun, daß die Welt die beste, nutzbarste Wahrheit erlange, sei's durch mich oder einen Anderen."

Nun sonderbar genug ist dieser Paragraph trotz der Versicherung Hahnemann's im Organon nicht erschienen. Durchblättert man das Organon, 5. Auflage, von der ersten bis zur letzten Seite, so findet man ihn — nicht. — Die Erklärung dieses Vorganges ist kinderleicht. Gab auch Hahnemann anfangs aus gutmüthiger Rücksicht für das Streben Aegidi's etwas nach, so sah er doch bald ein, daß mit dieser homöopathischen Polypharmacie die frühere Nacht der Arzneimittellehre hereinbreche, er änderte auch gar bald frei und unumwunden, wie es einem Weisen ziemt, seinen frühern Ausspruch und sprach sich vielmehr eben in der 5. Auflage des Organons, S. 282, zweite Anmerkung, sehr bestimmt gegen alles Mischen aus.

Molin in Paris regte diesen Gegenstand eben im Journal de la méd. Hahnemanniene, Décembre 1840, an und glaubte auch von dem gleichzeitigen Geben zweier Mittel gute Ergebnisse erwarten zu dürfen, wollte aber erst die Mischung an Gesunden geprüft haben. Er versuchte Nux vomica mit Sulphur, Belladonna mit Aconitum an fünf Personen und wollte Erscheinungen bemerkt haben, die meistens von jedem dieser beiden einzelnen Mittel beobachtet wurden.

Lutze in Cöthen ist der eifrigste Vertheidiger der Doppelmittel und spricht sich in seinem Lehrbuche, Einleitung § 7, hierüber in folgender Weise aus:

„Ein höchst wichtiges Capitel ist das der Doppelmittel. Wie bei acuten Krankheiten oftmals zwei Mittel im Wechsel gegeben werden müssen, wenn beide angezeigt sind, so kann man auch bei einem chronischen Leiden, bei welchem durch ein Mittel nicht alle Symptome gedeckt werden, sondern zwei Arzneien auf der Wage liegen, deren jede ziemlich gleiche Berechtigung hat, zuerst gegeben zu werden, so kann man, sage ich, diese beiden Arzneien zusammen geben, d. h. von jeder 3 oder 4 Körner in ein und demselben Glase mit Wasser auflösen und davon 4 oder 5 Tage einnehmen lassen, worauf die mehrmonatliche Pause folgen muß. Z. B. bei Ausschlag oder Flechten und zugleich vorhandener großer Schwäche durch Blutentziehung oder Säfteverlust anderer Art gebe ich Sulphur 30. und China 30. zusammen. Sulphur gegen die Psora, China gegen die Schwäche, beide angezeigt, beide gleichberechtigt, — und die Erfahrung lehrt, daß der Erfolg ein überraschender ist und man bedeutend schneller dadurch heilen kann, als wenn eins der Mittel allein gegeben wäre. — Beim Magenkrampf, dessen Symptome für Nux vom. sprechen, bei zugleich vorhandenem oder früher dagewesenen Hautausschlage wird Nux vom. 30. und Sulphur 30. zusammen gereicht. — Bei einer Flechte, die nach Syphilis entstanden, wird Sulphur 30. und Mercur. 30. zusammen gegeben."

„Gewarnt muß hierbei doch werden vor dem willkürlichen Zusammengeben zweier Mittel, von denen nicht jedes für den einzelnen Fall homöopathisch passend, d. h. mit den Symptomen übereinstimmend ist."

„Ausnahmen von Mitteln, die man in höherer und höchster Potenz nicht zusammen geben könnte, giebt es nicht; selbst da, wo zwei Antidote bei einem Krankheitsfalle angezeigt sind und zusammen gegeben werden, ist die Wirkung eine schlagende. — Denn hier kann kein Ineinanderwirken stattfinden; da Antidote sich gegenseitig abstoßen, so verfolgt jedes seine eigenthümliche Bestimmung unausgesetzt bis zur Heilung."

Nun meint Lutze noch ferner, „daß nur bei gröbern Stoffen eine Mischung stattfinden kann, nicht aber bei hohen Dynamisationen, d. h. so verfeinerten Kraftentwickelungen, die alles Stoffartigen entäußert sind und nur noch mit dem Namen das Geistige des Urstoffes an sich tragen, vermittelst dessen sie einer mächtigen Wirkung fähig sind. — Geistige Kräfte mischen sich eben so wenig, wie die mit dem Geiste aufgenommenen Geistesproducte. — Also, Doppelmittel bestehen aus zwei hohen Dynamisationen, die neben einander, jede von einer anderen Seite wirken.“ So weit Lutze.

§ 165.

Die Lehre von den Doppelmitteln ist vor dem Forum der Wissenschaft nicht zu rechtfertigen.

Die Homöopathie als Wissenschaft kann den Gebrauch der Doppelmittel durchaus nicht gestatten aus folgenden Gründen:

Erstens ist es nach dem heutigen Standpunkte der Physik durchaus nicht anzunehmen, daß man es bei den hochpotenzirten Arzneien blos mit hohen Dynamisationen, mit Kraftentwickelungen, die sich alles Stoffartigen entäußert haben, zu thun habe, da wir uns keine substantive Kraft, losgebunden von einem materiellen Substrate, denken können. Die Materie ist wohl unendlich theilbar, kann unseren Sinnen gänzlich entrückt, imponderabel und unbemerkbar werden, total vernichtet kann sie nie werden; sie existirt im Raume, wenn auch für uns nicht wahrnehmbar*). Es bleibt daher unbezweifelt, daß in der 30sten Verdünnung von China eben noch Stoffartiges da ist, wie in der Urtinctur, nur höchst verkleinert und fein zertheilt. Die Kraft ohne Materie ist nicht denkbar. Eben so verhält es sich mit Sulphur in der 30sten Verdünnung. Das materielle Sulphur-Substrat findet sich eben so in dieser hochpotenzirten

*) Kraft und Materie, sagt Göthe, sind eins, aber nicht gleich in ihrer Erscheinung, sondern sie sind verschiedene Zustände, Pole einer Einheit. Kraft ist die Idee, welche sich in millionfachen Phänomenen des Naturlebens offenbart, und mit ihr innewohnender höchster Vernunft, theils bewußtlos, theils bewußt, nach Realität strebt; Materie ist die reale Seite der Idee, also im Grunde mit der Kraft eins.

Gabe, als wie in der Tinctura Sulphuris, nur ist bei der 30sten Verdünnung die Materie feiner zertheilt. Bezeichnen wir einmal China-Urtinctur = a und Sulphur-Urtinctur = b, so wird die Mischung der Urtincturen = a + b. Es kann aber China die 30ste und Sulphur die 30ste auch nur das Resultat von a + b geben, und es können die gleichen qualitativen Heilmittel, da beide in der 30sten Verdünnung gemischt wurden, eben so aufeinander, ja sogar antidotarisch wirken, wie in China und Sulphur beide in der Urtinctur. Uebrigens haben die besseren und denkenden Aerzte längst darüber entschieden, daß die Ansicht von der Stoffentäußerung, der früher Hahnemann selbst huldigte, eine schimmernde, oberflächliche Hypothese sei, die bei einem tiefern Eingehen in die Wissenschaft ihre Existenz verliert.

Zweitens müßten bei derartigen künstlichen Arzneigemischen, wie selbst Molin wollte, vorläufig die erforderlichen Versuche an Gesunden angestellt werden, um sie dann nach dem homöopathischen Grundprincipe in den entsprechenden Krankheiten anzuwenden; es müßte, um ein concretes Beispiel anzuführen, die Mischung von China- und Sulphur-Tinctur an Gesunden geprüft werden. Es wäre aber, wie Haas richtig bemerkt, die auf jene Prüfung basirte Anwendung eine in ihren Wirkungen unbestimmbare und darum im Erfolge höchst unsichere. Denn die Qualität der Wirkung des einfachen Arzneistoffes ist allein nur constant, sich immer gleichbleibend, gleichviel, ob der Arzneistoff in einer stärkern oder schwächern Verdünnung gebraucht wurde, da die verschiedenen bei den Krankheitsheilungen erforderlichen Potenzirungen blos der Stärke, also der Quantität, nicht aber der Qualität nach verschieden sind. Die vermischten Arzneien hingegen würden nicht allein nach der Anzahl und der Proportion ihrer Bestandtheile in ihren Wirkungen bis ins Unendliche variiren, sondern selbst bei gleicher Zahl und Proportion der Mischungstheile in ihren Verdünnungen, von der Wirkungsart oder Qualität des Gemenges der Ursubstanzen mehr oder weniger abweichen. Es muß nämlich z. B. bei der gleichtheiligen Vermischung, der Belladonna-Tinctur mit der China-Tinctur oder Chamomilla-Tinctur, begreiflicherweise nicht allein ihre Menge, sondern auch ihre Kraft auf die Modification der Totalwirkung

einen entscheidenden Einfluß haben, und sonach wird ohne Zweifel die stärkere Belladonna über die schwächere China, und noch bei weitem mehr über die viel schwächere Chamille prävaliren, und so wird sich demgemäß eine gewisse Arzneiwirkungsgruppe zusammensetzen. Würde aber dieselbe Vermischung in der dritten, sechsten, oder noch höhern Verdünnung, wo die Prävalenz der stärkern Arznei entweder ganz und gar nicht mehr, oder doch gewiß nicht nach bloßer arithmetischer Proportion in Anbetracht kommen kann, eine qualitativ gleiche Wirkungsart haben?

Wie sollen nun die physiologischen Wirkungen zusammengesetzter Arzneiverdünnungen erforscht werden, da von der Wirkung der zusammengesetzten Urstoffe, wenn selbst deren Wirkungsweise erprobt werden könnte, auf die vermischten Verdünnungen kein Schluß gemacht werden kann? Ein ganz anderes Bewandtniß hat das Zusammenmischen verschiedener Medicamente bei dem allöopathisch curirenden Arzte, der nicht die sämmtlichen, einer jeden Arzneisubstanz eigenthümlichen Wirkungen beachtet, sondern nur hauptsächlich ihre hervorstechende Erstwirkung und den allernächsten Effect würdigt, und sie daher in Classen und Ordnungen eintheilt. Wenn z. B. der Allöopath ein Brechmittel anwenden will, so componirt er ein Paar Arzneistoffe aus der Classe der Brechmittel und verordnet Ipecacuanha mit Brechweinstein. Der allöopathische Arzt bedarf ferner, zur Verminderung des ekelhaften Geschmackes und Geruches der Arzneien, der Zusatzstoffe, der Corrigentien, und so muß ihm die Mischung einigermaßen gestattet werden; die reine, einfache Homöopathie bedarf der Mischungen niemals und nimmermehr.

Drittens untersagt selbst die individuelle Stellung des Arzneimittels jede fernere Mischung. Denn ein tieferes Eingehen in die Eigenthümlichkeit und den bezeichnenden Charakter des Arzneimittels, überhaupt ein genau eingeleitetes Individualisiren zeigt, daß ein jedes Arzneimittel seinen besondern, in der Gesammtheit der Symptome nur ihm zukommenden Charakter hat, ebenso, wie jeder Krankheitsfall, und so wie sich ein Krankheitsfall nie in derselben Weise wiederholt, weil nicht zu erwarten ist, daß dieselbe Constellation von Verhältnissen und Umständen je wiederkehrt, so wiederholt sich die eigenthümliche specifische Kraft

eines Arzneikörpers nie vollständig und umfassend in einem andern, es kann auch daher ein Arzneikörper durch einen andern ihm gleich ähnlichen nie substituirt werden, und sie werden in der Mischung nie vereint, sondern ewig getrennt bleiben — besonders wenn sie nicht chemisch zu einen einzigem Arzneikörper verschmolzen sind.

§ 166.

Einwürfe gegen die Einfachheit homöopathischer Arzneien.

Die Gegner der Homöopathie machen den Einwurf:

Erstens: „daß es unmöglich sei, mit einem einzigen Heilmittel allen Indicationen bei einer Krankheit zu genügen."

Hierauf läßt sich mit Bönninghausen antworten, daß die Voraussetzung, daß ein einziges Mittel zu schwach und arm an Heilkräften sei, um allen Indicationen in einer Krankheit zu genügen, eine ganz willkürliche und in der That nur eine unwahre Vermuthung sei und sich lediglich auf die Mangelhaftigkeit der bisherigen Arzneimittellehre gründe. Man bezweifelt die Reichhaltigkeit der Kräfte der einfachen Arzneimittel, weil man sie niemals vollständig am gesunden menschlichen Körper ausgeprüft hat. Diese Prüfung hat gelehrt, daß jede wirksame Arznei das Vermögen besitzt, eine große Menge sehr verschiedener Symptome hervorzubringen, worin denn auch ihre Fähigkeit beruhet, nicht blos gegen eine Krankheit allein, sondern gegen mehrere derselben als specifisches Mittel zu dienen, d. h. in der Symptomenreihe dieser Arznei liegen hinreichende Materialien, um verschiedene Krankheitsbilder oder Symptomengruppen daraus zusammenzusetzen, die dann alle homöopathisch dadurch geheilt werden können. Da die Dosis dieser Mittel aber sehr klein und hochverdünnt gereicht wird, so entwickelt sie nur die der Krankheit entsprechenden Symptome, weil diese gerade die empfindlichste Seite des leidenden Organismus berühren und daher eine ganz besondere Disposition dazu vorfinden, welche viel Aehnlichkeit hat mit der idiosynkratischen Empfänglichkeit. Die übrigen Symptome, welche zu dem vorhandenen Falle in antipathischer oder allöopathischer Beziehung stehen, kommen gar nicht in Wirksamkeit, weil dazu weit stärkere Dosen erforderlich wären.

Zweitens: „daß mehre Arzneimittel, zusammengemischt, ganz neue Kräfte entwickeln und so wirken, als keins der darunter befindlichen für sich allein hätte ausrichten können."

Hierauf läßt sich entgegnen, daß es wohl nicht in Abrede gestellt werden kann, daß zwei Arzneistoffe, zusammengemischt, zuweilen eine vortheilhafte Wirkung hervorzubringen vermögen, die dem einen oder dem andern von ihnen nicht leicht möglich wäre. Aber in diesem Falle muß man dieses Gemisch als ein einziges Ganzes betrachten und es als ein solches zuvor am gesunden Körper prüfen, um mit Zuverlässigkeit seine Erstwirkungen kennen zu lernen. Für den Augenblick hat aber die homöopathische Arzneimittelerforschung noch genug damit zu thun, die eigenthümlichen Kräfte der einfachen Arzneien zu erforschen. Die zahlreichen Symptome derer, welche von der homöopathischen Schule bereits ausgeprüft sind, lassen uns mit Sicherheit erwarten, daß bei allen oder den meisten Krankheiten, besonders den acuten, mit einer einzigen einfachen Arznei ausgereicht werden kann, um so mehr, da doch fortwährend neue einfache Heilstoffe solchen Prüfungen unterworfen werden und der Reichthum unseres zuverlässigen Arzneischatzes fortwährend im Wachsen ist.

Drittens: „daß die Mineralquellen ja auch natürliche Arzneigemische bilden."

Hierauf antworten wir mit Haas, daß von einer solchen constanten natürlichen Zusammensetzung durchaus kein Schluß zu machen ist, daß die in der Natur vorkommenden einfachen Substanzen, als z. B. Pflanzen, Metalle u. s. w., von Menschenhand künstlich zum Heilbehufe zusammengemischt werden sollen. Es muß demnach zwischen jenen, sich fortwährend gleichbleibenden, in der Werkstätte der Natur bereiteten Mineralwässern und den willkürlichen pharmaceutischen Gemischen von in der Natur vorkommenden einfachen Heilkörpern unterschieden werden. Chemisch einfach ist auch das gewöhnliche Trinkwasser nicht, ja selbst die atmosphärische Luft nicht; auch sind es die allermeisten sogenannten einfachen Arzneimittel, vornehmlich die vegetabilischen nicht. So z. B. enthält der gefleckte Schierling (Conium maculatum) nach Schrader und Peschier nebst Coniin und Coniinsäure, noch viele andere Bestandtheile, als Salze, Gummi, Harz; in

der Nux vomica fanden Pelletier und Caventou außer Strychnin und Brucin noch andere Nebenbestandtheile; in den Arnicablumen finden wir einen eigenthümlichen Bitterstoff, ätherisches Oel, Gallussäure und ein ganz eigenartig riechendes Harz. Da wir aber diese als einfache Arzneisubstanzen ansehen, so können wir mit gleichem Rechte auch die Mineralwässer als einfache Naturmittel betrachten, obgleich die chemische Analyse sie in mehre Urbestandtheile zu zerlegen im Stande ist. Hierbei ist noch zu erinnern, daß der oben bemerkte Uebelstand, in Ansehung der Prüfung an Gesunden und der sich darauf stützenden Anwendung bei Kranken, der die künstlichen Arzneigemische trifft, bei den natürlichen Zusammensetzungen der Mineralquellen ganz wegfällt, weil diese immer sich gleichbleibend, und weil ihre wirksamen Stoffe ohnehin schon hinreichend verdünnt sind; daher auch in der neuesten homöopathischen Literatur nun bereits eben so umfassende Prüfungen der Mineralquellen, als bei jenen der Arzneikörper aus den drei Reichen der Natur vorliegen. Die instructiven physiologischen Prüfungsresultate der Heilquellen zu Carlsbad, Teplitz und zum Theil von Marienbad in Böhmen, von Lippspringe bei Paderborn bestätigen das Gesagte. Wir müssen nun in der Zukunft das aus der Hand der Natur hervorgegangene Mineralwasser nicht minder als eine Natureinheit ansehen, als die Pflanze, oder als der, aus den mannichfachsten Bestandtheilen zusammengesetzte, aber gleichwohl eine individuelle Einheit bildende menschliche Organismus selbst.

Eilftes Capitel.

Die Wiederholung der Arzneien. Die Wirkungsdauer derselben.

§ 167.

Ungewöhnlich große Gaben erzeugen oft eine ungewöhnlich lange Wirkungsdauer.

Die Wiederholung der Arzneien ist ein viel besprochener Gegenstand, und die Lehre von der Wirkungsdauer der Arzneien, daß die Arzneiwirkung Tage, Wochen, ja Monate lang andauere, zählt eben so wie die Dosenlehre ihre frommen Gläubiger, als anderseits die härtesten Zweifler. Von großen Dosen ist es Thatsache, daß sie zuweilen sehr lange wirken. Helbig (Hygea, VIII. Bd. 3. Heft S. 73) berichtet, daß er von einer Unze Bernsteintinctur die Wirkung Monate lang wahrgenommen habe. Ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß eine junge Dame, welche unvorsichtiger Weise eine große Dosis der Opiumtinctur verschluckte, den ekelhaften Opiumgeschmack Monate lang nicht aus dem Munde bringen konnte. Rau erzählt, er habe einst bei einer Wöchnerin eine zurückgebliebene und faulgewordene Placenta entfernt, deren übler Geruch schauderhaft war. Durch sechs Wochen lang hatte er früh Morgens beim Erwachen dieselbe Geschmackssensation auf der Zunge, welche jener Fäulnißgeruch bei ihm hervorgebracht hatte.

Dr. Fleischmann, ein Mitglied des Wiener Prüfungsvereins für Arzneimittellehre, prüfte an sich die Koloquinthe. Er nahm 10 Tropfen der Urtinctur, diese erregte bei ihm einen Blutabgang durch den After, welcher ihn nach einem Jahre schon täglich, unter brennenden Schmerzen im After, heimsuchte. Dr. Fleischmann hatte aber vor diesem Experemente nie Blut durch den After verloren.

Kopp erzählt (Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis), er habe einer Frau, welche an Gallensteinen und sparsamem Urinabgang litt, anhaltend rectificirtes Terpentinöl steigend gegeben, so daß sie dann Abends und Morgens jedesmal 30 Tropfen nahm. Nach 8 Tagen bemerkte man im Harne einen Violengeruch. Diesen Geruch behielt aber der Urin noch 34 Tage nach der letzten Gabe.

Ob aber kleine homöopathische Gaben eben von nachhaltiger Wirkung sind, soll in folgenden Paragraphen erörtert werden.

§ 168.

Hahnemann's Ansicht über die Wirkungsdauer kleiner Arzneigaben.

Es ist gewiß eine mit den physiologischen Ansichten der Neuzeit im besten Einklange stehende Bemerkung Hahnemann's: daß große Gaben gewisser Arzneien nur darum fast keine andern Beschwerden, als Erbrechen, Durchfall, Schweiß und Harnfluß erregen, weil sie dadurch zu früh aus dem Körper ausgeschieden werden und so keine Zeit gewinnen, auf den Organismus specifisch einzuwirken; während sich der Organismus durch kleine Gaben, welche keine so gewaltigen Krisen erregen und daher auch nicht so schnell ausgeschieden werden, nothwendigerweise sich leicht umstimmen läßt; denn nur durch das Verweilen der Arzneiatome im Körper kann eine andauernde Wirkung zu Stande kommen. Es hängt also die Wirkungsdauer einer Arznei, d. h. der Zeitraum, während dessen sie krankhafte Processe im Organismus erregen kann, von der Länge oder Kürze ihres Verweilens im Körper ab. Daß das längere oder kürzere Verweilen eines Arzneikörpers oder Giftes im Organismus von großer Tragweite ist, beweist die interessante naturwissenschaftliche Bemerkung Coupil's. Coupil, ein französischer Arzt zu Nemours, machte die Beobachtung, daß nicht alle Fische, die von den Kockelskörnern, deren man sich zum Fischfang bedient, durch die erregte Betäubung zu gleicher Zeit sterben; sondern die Ordnung, in welcher die Fische den genossenen Kockelskörnern zu widerstehen scheinen, ist ohngefähr folgende: Zuerst sterben die Rothaugen, dann die Alante, die Brassen, die Barsche,

die Schleihen und zuletzt die Barben. Das Rothauge wird am leichtesten durch das betäubende Gift getödtet und zuletzt die Barbe; daher auch die meisten Vergiftungszufälle durch den Genuß der Barben geschieht, wenn sie Kockelskörner genossen haben; weil bei dem langen Widerstande des Fisches das Gift auch durch das lange Verweilen mittelst der Resorption sich dem ganzen Fleische mitzutheilen, und so eine vollständige Blutvergiftung im Thiere zu bewirken vermag.

§ 169.

Bestimmende Momente für die Wirkungsdauer.

Drei Momente sind es nach Hahnemann hauptsächlich, die auf die schnellere oder langsamere Einwirkung der Arzneien, also auf ihre Wirkungsdauer von Einfluß sind:

1. die Eigenthümlichkeit der Arzneien,
2. die Größe der Gabe,
3. die Natur der Krankheit.

§ 170.

Einfluß der Arzneieigenthümlichkeit auf die Wirkungsdauer.

Die Prüfungen der Mittel an Gesunden zeigen die verschiedenartigsten Eigenthümlichkeiten, die auch zur Abschätzung der Wirkungsdauer dienen; sie zerfallen in 3 große Klassen:

a) In solche, deren Wirkungsdauer nur von sehr kurzer Zeit ist und die mithin sehr flüchtig sind. Dahin gehören nach Trinks: Kampher, Moschus, Blausäure, Laurocerasus, Opium, Aconit, Ignatia ꝛc.

b) In solche, deren Wirkung eine mittlere Dauer haben, 4, 6, 8, 12 Tage; ihre Anzahl ist nicht unbedeutend. Dahin dürfen zu zählen sein: Pulsatilla, Rhus toxicodendr., Rheum, Opium etc.

c) Endlich in solche, deren Wirkungen langsamer, aber tiefer durchdringen und die längere Zeit hindurch wirken. Ihre Wirkungsdauer ist oft 15, 20, 30, 40 Tage und darüber, wie die meisten Arzneien aus dem Mineralreich und die Mineralsäuren; dahin gehören vorzüglich der Merkur, der Schwefel, das Gold, die Salpetersäure und die Schwefelsäure.

§ 171.

Die Größe der Gabe hat Einfluß auf die Wirkungsdauer.

Die Gabe, in welcher die Arznei gereicht wird, bestimmt oft die Wirkungsdauer. Starke Gaben wirken nicht allein energischer auf den gesunden und kranken Organismus ein, sondern ihre Wirkungen werden auch auf längere Zeit wahrgenommen, als die Wirkung schwächerer und kleinerer Gaben. Es ist eine allgemeine Beobachtung, daß ein Tropfen der ersten Verdünnung von Belladonna, China, Nux vomica nicht allein energischer, sondern auch längere Zeit seine Wirkung im Organismus hindurch entwickelt, als ein Tropfen der 30sten Verdünnung der genannten Mittel.

§ 172.

Die Natur der zu heilenden Krankheit übt einen bedeutenden Einfluß auf die Wirkungsdauer.

Die individuelle Natur der zu heilenden Krankheit modificirt die Wirkungsdauer der Arzneien bedeutend; denn es waltet ein großer Unterschied ob, ob wir es mit einer acuten, schnell verlaufenden Krankheit, oder mit einem langwierigen chronischen Leiden, wo der Verlauf ein langsamer und unbemerkt fortschreitender ist, zu thun haben.

In acuten Krankheiten wirken alle Arzneien ohne Ausnahme, selbst die sonst längere Zeit zur Entwickelung ihrer Wirkung bedürfenden, nicht allein energischer, sondern ihre Wirkungen schwinden auch in kürzerer Zeit, die Energie derselben wird durch die Intensität oder Extensität der Krankheit in kürzerer Zeit erschöpft und consumirt. Diese Thatsachen motiviren daher nicht allein die Nothwendigkeit stärkerer Arzneigaben, sondern auch die öftere Wiederholung derselben.

In chronischen Krankheiten aber, wo der stattfindende Krankheitsproceß mehr leise als stürmisch auftritt, und in seinen Erscheinungen oft große Remissionen und Intermissionen macht, da offenbart sich die Einwirkung der Arzneien auch sehr langsam, mit weniger Energie, aber die Einwirkungen werden längere Zeit hindurch wahrgenommen. Selbst die Einwirkungen flüchtig und

kurze Zeit wirkender Arzneien werden in chronischen Krankheiten längere Zeit hindurch sichtbarer als in acuten, daher werden auch die Wirkungen kleiner und feinster Arzneigaben in chronischen Krankheiten, selbst in jenen vom Lebenscentro entferntesten Organen, lange Zeit hindurch beobachtet, wie z. B. in chronischen Leiden der Drüsen, der äußern Haut und der Knochen.

Hartlaub erzählt, daß er das essigsaure Blei (Plumbum aceticum) mehrmals als das sicherste leibeseröffnende Mittel befunden, und der Heilerfolg trat, obgleich das Blei eine sehr langwirkende Arznei ist, in ziemlich kurzer Zeit ein, wenn er die Gabe sehr klein einrichtete. Eine Frau, welche schon sehr lange an Unterleibskrämpfen mit der hartnäckigsten Stuhlverstopfung gelitten und jetzt seit 19 Tagen keine Oeffnung gehabt hatte, und bei welcher der Stuhl nur mit der größten Anstrengung und steinhart abging, bekam nach $\frac{1}{4}$ Gran der 12ten Verdünnung schon nach 8 Stunden eine reichliche, ohne Anstrengung erfolgende Stuhlentleerung, und seit dieser Zeit war die Stuhlentleerung fortwährend regelmäßig. (Praktische Mittheilungen der correspondirenden Gesellschaft hom. Aerzte, Jahrg. 1826.)

§ 173.

Die Constitution und das Alter des Kranken ist für die Wirkungsdauer von Einfluß.

Das größere oder geringere Maß der Lebensthätigkeit und der Sensibilität des Organismus bestimmt auch die raschere oder langsamere Einwirkung und die kürzere oder längere Wirkungsdauer der Arzneien. Bei lebenskräftigen, robusten, reizbaren Subjecten tritt die Heilwirkung schneller ein und geht auch schneller vorüber; die Wirkungsdauer ist eine kurze. Das Gegentheil geschieht bei torpiden, schlaffen und phlegmatischen Constitutionen. Die Arzneien wirken nicht so schnell ein, haben sie aber einmal zu wirken angefangen, so ist ihre Einwirkung oft eine andauernde. Das Alter des Kranken ist eben sowohl von Einfluß auf die Wirkungsdauer der Arznei.

Bei Kindern sieht man die Erstwirkung der Arzneien vermittelst des bei ihnen obwaltenden rascheren Lebensprocesses gewöhnlich schnell verlaufen und bald in die Heilwirkung übergehen;

bei alten Personen hingegen, wo der Organismus der Arznei weniger Reaction entgegensetzen kann, beobachtet man eine längere Erstwirkung und oft eine verhältnißmäßig sehr kurze Nachwirkung der Arzneien.

§ 174.

Hahnemann's Angabe von der langen Wirkungsdauer der Arzneien. — Argumente.

Hahnemann traute den Arzneien, besonders in chronischen Uebeln, eine lange Wirkungsdauer zu. So sagt er im 4. Theile seiner chronischen Krankheiten, Seite 158, von Conium maculatum: „Am besten giebt man es zu ein Paar mit der decillionfachen Kraftentwickelung befeuchteten feinsten Streukügelchen ($\frac{\text{.,..,....}}{\text{X}}$) d. h. 1, 2 bis 3 Streukügelchen der 30sten Dilution auf die Gabe für 30, 35 Tage Wirkungsdauer, die bei dieser Arznei etwas kürzer beobachtet wird, als bei den andern antipsorischen Arzneien." Diese Ansicht von der langen Wirkungsdauer der Arzneien wurde von vielen Aerzten adoptirt, ja sie setzten sogar eine Monat lange Wirkungsdauer für mehrere Arzneikörper fest, und man führt auch einige bekräftigende Argumente für diese Behauptung auf.

Erstens: Die heilende Wirkung der meisten Mineralwasser tritt erst Wochen und Monate lang nach ihrem Gebrauch ein, und gerade die Stoffe, welche sie enthalten, sind es auch, die wir in sehr vielen chronischen Krankheiten anwenden.

Zweitens: Der französische Arzt Mellon fand bei der chemischen Analyse des Harns solcher Kranken, die Antimon. erhalten hatten, diesen Stoff bei den meisten erst 24 Tage nach seiner Anwendung in demselben, und zwar ward sein Erscheinen im Harn gewissermaßen ein typisches, so daß es mehrere Tage aussetzte und dann wieder aufgenommen wurde. Dieses Factum zeigt aber unbezweifelt eine sehr lange Action des Arzneimittels im thierischen Organismus an, da es so lange in demselben verweilte und erst nach langer Zeit durch den Harn wieder ausgeschieden wurde. Denn daß es nicht zur Ernährung des Körpers verwendet werden konnte, zeigt seine Ausscheidung an, und todt und wirkungslos bleibt ein solches Agens auch nicht im Organis-

mus, zumal in solchen Gaben, die derselbe durch den Harn ausscheiden konnte.

Drittens: Man führt noch andere Argumente aus der Physik an, welche für die nicht zu störende Wirkungsdauer spricht. Legt man nämlich einen Apfelkern in die Erde, so wird er zur gehörigen Zeit keimen, sprießen, durch die Erdkruste brechen und langsam, aber nach und nach zu einem Stamme werden, wie die Natur es gewollt hat. Dauert es aber einem ungeduldigen Menschen zu lange, bis der Kern aufginge, und er legte alle 4 oder 6 Tage einen neuen Kern auf den frühern, so würde einer den andern ersticken, das Keimgeschäft gestört werden und statt des erwarteten Apfelbaumes nichts hervorsprießen, weil die Natur in ihrer geheimen Werkstatt von kurzsichtigen Menschen gemeistert wurde.

Wird der Pendel einer Uhr nur einmal berührt, so bleibt er in Bewegung, so lange das Werk aufgezogen ist, stößt man aber wiederholt an, und stört gleichsam die Wirkungszeit, so kommt der Pendel bald mit seinen Schwingungen in Unordnung und bleibt stille stehen.

§ 175.

Einige Aerzte suchen Hahnemann in dem langen Zuwarten noch zu übertreffen.

Dr. Arthur Lutze in Cöthen ist es vorzüglich, welcher bei chronischen Krankheiten die Nachwirkung mindestens 3 bis 4 Monate, oft aber 5 bis 6 Monate lang abwartet, so lange die Besserung fortschreitet. Er meint, der Heilproceß wäre nicht so materiell aufzufassen, die richtig gewählte Arznei gebe nur den Anstoß, die Naturheilkraft aber vollende die Heilung. Chronische Krankheiten beruhen meistens nur auf einer Dyskrasie; diese aber zu entfernen, bedarf die Naturheilkraft nur des Anstoßes, dann vollendet sie nach und nach eben so sicher das Heilgeschäft, wie Erde und Sonne das Keimen und Wachsen des Bäumchens aus dem Kern. Stört man aber in seiner Ungeduld das geheime Walten der Natur, so wird eben so wenig eine Heilung vollendet werden, wie jener Kern zum Baume zu gedeihen im Stande ist.

§ 176.

Hahnemann's Ansichten über die Wiederholung der Arzneigaben.

Geleitet von der Beobachtung, daß die Arzneien oft von Monate langer Wirkungsdauer sind, fühlte Hahnemann sich zu folgenden Bestimmungen in Beziehung der Wiederholung der Arzneigaben bewogen und folgende Regeln im Organon, Seite 69—76, hierüber festzusetzen:

„Jede," sagt er, „merklich fortgehende Besserung in einer acuten oder chronischen Krankheit ist ein Zustand, der, so lange er anhält, jede fernere Wiederholung irgend eines Arzneigebrauches durchgängig ausschließt, weil alles Gute, was die genommene Arznei auszurichten fortfährt, noch nicht vollendet ist. Jede neue Gabe irgend einer Arznei, selbst der zuletzt gegebenen, würde das Besserungswerk stören. So lange also die fortschreitende Besserung auf eine zuletzt gereichte Arzneigabe dauert, so lange ist auch anzunehmen, daß die Wirkungsdauer der helfenden Arznei noch anhält, und daher die Wiederholung irgend einer Arzneigabe verbietet.

Hierzu kommt noch, daß, wenn das Mittel angemessen homöopathisch wirkt, der gebesserte Zustand auch nach Verfluß der Wirkungsdauer merklich bleibt. Der schon vernichtete Theil der Krankheit kann sich indeß nicht wieder erneuern, die Besserung bleibt auch ohne eine neue Arzneigabe eine beträchtliche Zeit auffallend sichtbar. Wird aber die Arzneigabe eher wiederholt, als die Besserung in allen Punkten still zu stehen anfing, so wird blos der Zustand verschlimmert werden; denn man stört die von der ersten Gabe erzeugte und noch zu erwartende Besserung, wenn die zweite Gabe desselben, auch ursprünglich wohl gewählten Heilmittels noch vor Verfluß der Wirkungsdauer der erstern gereicht wird, und verspätigt wenigstens hierdurch die Genesung. Hat aber die erste Gabe des richtig gewählten Mittels die völlige Herstellung der Gesundheit innerhalb der Wirkungsdauer — wie es bei schnell verlaufenden Uebeln oft geschieht — nicht vollenden können, so muß die Gabe eines andern Heilmittels gereicht werden, um den Rest der Krankheitssymptome zu entfernen.

Treten bei einer nicht richtig gewählten homöopathischen Arznei noch vor Ablauf der Wirkungsdauer neue verschlimmernde Symptome ein, so muß sogleich eine andere, für den Krankheitsbefund genauer passende Arznei gewählt werden. Ueberhaupt deutet jede Verschlimmerung durch neue Symptome auf die Unangemessenheit der gereichten Arznei, oder daß etwas Zweckwidriges in der Geistes- und Körperdiät vorgefallen, nie aber deutet es auf die Schwäche der Gabe, und wir dürfen uns auch nicht, wie in der bisherigen Arzneikunst, verleiten lassen, die eingetretene Verschlimmerung durch Verstärkung der Gabe entfernen zu wollen. — Selbst in chronischen Krankheiten ist es selten oder nie der Fall, daß es nothwendig wäre, zweimal hinter einander dasselbe Arzneimittel zu verordnen, weil, was durch die erste Gabe nicht gebessert werden konnte, durch eine zweite, obschon gleich große oder größere ebenfalls nicht zu heilen ist. Nur wenige Arzneien, bei denen eine Wechselwirkung beobachtet wird, wie bei der Ignatia, Bryonia, Rhus tox. und zum Theil Belladonna, können unmittelbar in zweiter Gabe gegeben werden.

Findet man aber, daß in den chronischen Krankheiten die bestens homöopathisch gewählte Arznei, in der angemessensten kleinsten Gabe, die Besserung nicht befördert, so ist dieses ein gewisses Zeichen, daß die Krankheitsursache noch fortwährt, oder daß ein Fehler in der Lebensordnung vorgefallen ist, welcher abgeschafft werden muß, wenn die Heilung dauerhaft zu Stande kommen soll." So weit Hahnemann.

§ 177.

Ansichten der Aerzte neuerer homöopathischer Schule über Gabenwiederholung.

Die meisten Aerzte neuerer Zeit, welche von der Hahnemann'schen Gabengröße abwichen, sprechen sich auch gegen die monatlange Wirkungsdauer aus und dringen auf öftere Gabenwiederholung; zu diesen zählen wir Hofrath Paul Wolf in Dresden. Im Archiv, IX. Bd. Heft 1, sprach er sich für die Wiederholung der Arzneigaben unter geeigneten Umständen aus, und suchte bestimmte Regeln zu gewinnen, doch widerräth er aus vielfältiger eigener Erfahrung das voreilige Wiederholen. Die Be-

weggründe für das Wiederholen sind bei ihm: daß die Mineralwasser günstig wirken, wenn sie auch oft wiederholt werden; die Erfolge der Mercurialschmiercur bei alter Syphilis, welche trotz aller Primärwirkung des Mercurs sich rückbilde; die Erfolge des Gebrauches einfacher Pflanzensäfte und Aufgüsse; endlich die Heilungen beim anhaltenden Gebrauche homöopathischer Mittel in allöopathisch großen Dosen, z. B. Nux vom. bei Lähmungen.

Medicinalrath Dr. Julius Aegidi sprach sich recht frühzeitig im Archiv, Bd. XII. Heft 2, zu Gunsten des Wiederholens der Arzneien aus. Er ertheilt bei chronischen Krankheiten folgenden Rath: Bei eintretender Besserung: Zuwarten.

Bei stillstehender Besserung ist dasselbe Mittel angezeigt, man kann es reichen von 7 zu 7, von 4 zu 4 Tagen, ja sogar über den andern Tag. Bei eintretender Verschlimmerung, so warte man ab oder reiche das Gegenmittel, nämlich dasselbe Mittel in kleinerer und höher potenzirter Gabe, oder man gebe ein anderes Mittel.

C. Hering läßt die Wiederholung der Arzneigabe stattfinden bei mangelnder Reaction, bei sehr schmerzhaften Uebeln, wo man alle 2, 4, 7, 11, 16 Tage, bis Reaction sich einstellt, wiederholt; bei zu starker homöopath. Verschlimmerung. Hier reicht er am liebsten ein Antidot, und behauptet, dasselbe Mittel wäre sein eigenes Antidot in potenzirter Gabe, z. B. Taback in kleiner Gabe bei Tabackrauchern.

Groß, Kretschmar und Rau loben gleichfalls das Arzneigaben-Wiederholen.

Groß führt (Archiv, XII. Bd. Heft 5) Fälle von Heilungen an, wo die Belladonna, Mercur., Tartar. stibiat. und Sepia in der Wiederholung mit Erfolg gereicht wurden, und Kretschmar hob mit wiederholtem Causticum ein krampfhaftes Leiden.

Kempfer unterscheidet (Allgem. hom. Ztg., XX. Bd. S. 18) recht scharfsinnig Arzneien von kürzerer, wie z. B. Camphor., Moschus etc., und längerer Dauer, wie z. B. Mercur, Schwefel u. s. w.; in acuten Krankheiten wären die Arzneien von kürzerer Dauer alle 2, 1, ½, ¼ Stunde, die von längerer Dauer alle 2—12, selbst alle 24 Stunden zu wiederholen. In chronischen Krankheiten wären die langwirkenden Mittel in 24 Stun-

den, doch *seltner* zu geben, die *kurzwirkenden* aber in 24 Stunden oft *mehrmals* zu reichen. Es sei auch nicht nothwendig, von den langwirkenden in einem Tage mehre Gaben zu reichen. Bei hinlänglich starken *kritischen* Bewegungen räth er, *zuzuwarten*, müsse man aber jene Bewegung noch unterstützen, so gebe man das Mittel in gleicher, selbst in stärkerer Gabe fort; die später gereichte Gabe wirkt hier antidotarisch, besonders wenn sie in kleinerer Gabe gegeben wird. Bei Wiederholung in größerer Gabe ist die größte Vorsicht zu gebrauchen, damit keine Arzneikrankheit sich entwickele.

Attomyr ist auch für die Wiederholung der Gaben, doch in gehörigen *Zwischenräumen*. Er spricht beispielsweise von der Wirkung des Weines. Wer von 1 Seidel Wein berauscht wird, wenn er es pro dosi nimmt, kann 4 Seidel ohne Rausch vertragen, wenn er sie auf 20mal nimmt, falls die Zwischenräume gehörig lang sind. Das ist einmal richtig, bewiesen muß aber seine Behauptung werden, daß die Wiederholung von der Gabengröße abhänge, daß große Gaben baldige Wiederholung, kleine aber seltnere vertragen. Die 30ste Nummer von Aconit., meint er (Neues Archiv, Bd. I. Heft 1), könne selbst bei einer Lungenentzündung nicht stündlich mit Vortheil wiederholt werden, wohl aber die 3te Verdünnung.

Koch faßt endlich alles, was sich über diesen Gegenstand sagen läßt, in seiner Schrift, S. 587, kurz zusammen in folgenden Punkten:

1) Je ähnlicher die Heilpotenz, um so weniger ist eine Wiederholung derselben nöthig, Wiederholungen in ganz kleinen Quantitäten schaden nicht nur nichts, sondern sind zur Sicherheit der Heilung nothwendig.

2) Je entfernter ähnlich die Heilpotenz, um so öfter ist eine Wiederholung nothwendig.

3) Je intensiver der Krankheitsproceß, um so öfter wird die Wiederholung der Arzneipotenz erforderlich.

4) Je *rascher* (*acuter*) der Krankheitsproceß, um so öfter ist die Wiederholung nöthig, je *langsamer* (*chronisch*) derselbe ist, um so seltner ist eine Wiederholung nöthig.

5) Je ähnlicher die Heilpotenz, um so schädlicher ist die Wiederholung großer Gaben.

§ 178.

Ueberblick und Zusammenfassung der Hauptpunkte.

Als Norm und allgemeine Regel muß es gelten, daß die Gabe des richtig gewählten und passenden Mittels so lange nicht erneuert werde, als man vortheilhafte Wirkung von ihr sieht. Es ist also von derselben Arznei nicht eher eine zweite Gabe zu reichen, als bis die durch die erste Gabe herbeigeführte Besserung keine weitern Fortschritte macht, sondern stillsteht. Diese Regel hat ihre Geltung sowohl in acuten, als in chronischen Krankheiten, nur mit gewissen Modificationen. Hahnemann selbst setzte diese allgemeine Vorschrift fest.

Fragen wir aber, wie lange dürfen wir zuschauen und auf Wirkung warten, so dürfte es wohl nicht leicht sein, bestimmte, für alle Fälle ausreichende Regeln zu geben; doch können wir aus fremden und eigenen Beobachtungen folgende Bestimmungen zur Richtschnur für den jungen Praktiker angeben:

A. Die Wiederholungen werden nöthig:

1) Wenn das Mittel die Heftigkeit der Krankheit offenbar vermindert hat, ohne dieselbe wesentlich zu bessern, oder wenn die angefangene Besserung stillsteht. So werden wir z. B. die Gabe des Aconit. bei der Lungenentzündung wiederholen, wenn sowohl die Hitze als der Durst etwas nachgelassen hat, allein die Haut noch trocken ist und die Athmungsbeschwerde noch andauert.

2) Wenn die Receptivität für die gereichte Gabe erlischt und der Organismus gegen sie unempfindlich geworden ist, so muß die Arznei in gesteigerter Gabe wiederholt werden. Die Aerzte aller Schulen haben diese Maxime befolgt und zwar nicht ohne hinreichenden Grund. Es ist eine Thatsache, daß der Organismus nach und nach seine Receptivität gegen eine und dieselbe äußere Potenz verliert und erst schwächer, dann aber gar nicht dagegen reagirt. So wissen wir von den Morgenländern, die sich an das Opiumgift gewöhnen, daß anfangs kleine Gaben hinreichen, um sie in einen gewissen beseligenden Sinnesrausch zu versetzen, später

aber immer größere Quantitäten nehmen müssen, um die beabsichtigte Wirkung davon zu fühlen.

3) In acuten Krankheiten, wie bei heftigen Entzündungen, wo eine Beschleunigung des abnormen Lebensprocesses stattfindet, wo der Verlauf ein rascher und rapider ist, müssen die Gaben wiederholt werden. So z. B. bei der Lungenentzündung; die Wirkung des angewandten Aconit. tritt hier schneller ein, aber hält auch nicht so lange an und muß bald wiederholt werden. In acuten Krankheiten wird aber auch die zu frühe Wiederholung nicht so leicht positiv schaden; im Gegentheile wird durch ein langes Abwarten Zeit verloren, und das heißt in acuten Krankheiten viel verloren, weil sie oft ihre Producte schnell absetzen und Exsudate bilden, wenn die Heftigkeit der Entzündung nicht durch rasch auf einander folgende Gaben beseitigt wird.

Gilt diese Regel aber von den acuten — morbi acuti —, so findet sie besonders Anwendung bei den sehr schnell verlaufenden Krankheiten — morbi acutissimi — z. B. bei der eben so rasch als mit höchster Lebensgefahr verlaufenden asiatischen Cholera. Hier zeigt der Arsenik schon nach 10 Minuten seine beginnende Einwirkung und muß alle 10, oft alle 5 Minuten wiederholt werden, bis eine merkliche Besserung eintritt. Wird aber der Arsenik beim Hydrothorax acutus, bei der hitzigen Brustwassersucht in Anwendung gebracht, so kann seine Wirkung durch mehre Stunden abgewartet werden. Ueberhaupt ist es bei acuten Krankheiten gerathen, nicht lange abzuwarten, bis die Krankheit eine unbesiegbare Höhe erreicht hat. Hier gilt die Vorschrift: Principiis obsta sero medicina paratur. Wer bei der Angina membranaea (häutige Bräune) die lange Wirkungsdauer der Arznei abwarten will, der wird die traurigsten Erfolge sehen; denn da der Erfolg der Arznei nicht blos von ihrer Wirkung allein, sondern auch von der Lebenskraft — vis vitalis medicatrix —, welche sich der feindseligen Einwirkung der Krankheit entgegensetzt, abhängt; so wird der Sieg um so sicherer sein, je ungeschwächter die Lebenskraft sich der Krankheitspotenz entgegenstemmen kann. Mit zunehmender Intensität der Krankheit aber wird auch die Lebenskraft erschöpft. Ein rasches besonnenes Einschreiten ist hier unerläßliches Bedingniß.

4) Bei adynamischen und putriden Fiebern, wo ein schnelles Zusammensinken der Lebenskraft, ein rasches Schwinden der Vitalität stattfindet; hier sind wegen der kürzern Dauer der Arzneiwirkungen Wiederholungen öfter nöthig.

5) Bei der Anwendung kleiner Arzneigaben; denn je kleiner die Arzneigabe ist, um so schneller verfliegt ihre Wirkung. Deshalb sind in acuten Krankheiten, wo oft kleinere Gaben angewendet werden, öftere Wiederholungen nöthig.

6) Ist die Gaben-Wiederholung nöthig, wo die Erscheinungen anfallsweise, in Paroxismen hervortreten, wie z. B. in Krämpfen. So wird bei hysterischen Krämpfen die Ignatia in kleinen Gaben so oft wiederholt, als der Krampf sich erneuert. Die Exacerbationen geben den Maßstab. Wir werden bei dem Durchfall, beim Erbrechen, beim Kolikschmerz so oft wiederholen, als der Anfall wiederkehrt.

B. Die Wiederholungen werden nicht nöthig und sind vielmehr zu vermeiden:

1) Wenn sie ausgezeichnet stark wirken und eine wesentliche Veränderung des Krankheitszustandes hervorbringen, besonders wenn die Arznei schädliche Nebenwirkungen erzeugt. Wenden wir z. B. die Pulsatilla gegen ein rheumatisches Leiden oder gegen einen Saburralzustand an, wo wohl eine beginnende Besserung sich zeigt, aber auch eine nie beabsichtigte Stuhlverstopfung sich einstellt. Hier darf die Gabe nicht wiederholt werden.

2) Bei Uebergangskrankheiten. Es ist eine Erfahrungssache, daß Wiederholungen am wenigsten passen nach dem Uebergange der Krankheit in ein anderes Stadium, woraus man eine Umwandlung des dynamischen Charakters erkennt, z. B. wenn im Typhus das katarrhalische Stadium in das nervöse übergeht; wenn bei den Blattern die Eiterungsperiode beginnt, oder wenn beim trockenen Katarrh die Schleimsecretion eingetreten ist. Dann sind unbedingt andere dem gegenwärtigen Zustande angemessene Mittel zu verordnen.

Wenden wir z. B. bei einem katarrhalischen Fieber Aconitum oder Nux vom. an, so müssen wir doch, sobald der ner-

böse Charakter sich offenbart, zu andern Mitteln, als Ipecacuanha, Phosphor., Bryonia, Rhus, unsere Zuflucht nehmen.

So werden wir bei den Variolen im entzündlichen Stadium Aconit. und Belladonna anwenden; geht aber das entzündliche Stadium in Eiterung über (Stadium supurationis), so wird Mercurius solubilis Hahnem. eine passende Anwendung finden.

Zwölftes Capitel.

Von den Zwischenmitteln.

§ 179.

Hahnemann findet die Zwischenmittel unter gewissen Umständen unerläßlich.

Von dem Grundsatze ausgehend (Chronische Krankheiten III. Thl. S. 119): „daß die Heilung nicht gewisser befördert werden kann, als wenn jeder Gabe der richtig gewählten Arznei die volle Zeit, auszuwirken, verstattet ist, und daß im Gegentheile auch eine chronische Krankheit, selbst durch die treffendsten antipsorischen Mittel, auch in der angemessensten Gabe gereicht, verschlechtert und sogar für die Folge unheilbar gemacht wird, wenn man die Wirkung der Gabe vor der Zeit, so lange die Besserung noch anhält, durch Eingabe einer andern antipsorischen Arznei unterbricht," setzte er die Regel fest, bei keiner antipsorischen Arznei, wenn sie die Besserung noch so erwünscht vorwärts gebracht hätte, eine zweite Gabe nach der ersten folgen zu lassen.

Wird aber die antipsorische Cur einer chronischen Krankheit durch einen jählingen Unfall gestört, sowie durch eine herumgehende Krankheit sporadischer oder epidemischer Art auf eine kurze Zeit unterbrochen, so sind Zwischenmittel in Anwendung zu bringen.

Unter die Unfälle, welche die Cur nur überhingehend stören, rechnet Hahnemann im ersten Theile der chronischen Krankheiten, S. 219, Magenüberladung, welche durch sparsame Kost und ein wenig Kaffeetrank sich wieder bessern läßt; eine Magenverderbniß von fettem Fleische durch Diät und Pulsatilla; eine Magenverderbniß mit Aufstoßen, Uebelkeit und Brecherlichkeit durch Antimonium crudum in hoher Verdünnung; gegen Schreck und Furcht Opium; gegen Schreck mit

Aergerniß Aconitum; gegen trübe Gemüthsstimmung Ignatia. Bei eingetretener starker Verkältung Nux vomica; bei schmerzhafter Aufgeregtheit Coffea cruda; beim Verheben oder Verrenken Arnica oder Rhus toxicod.; bei Hautverbrennungen stundenlanges, ununterbrochenes Auflegen von recht heißem Wasser, oder heiß gemachtem Weingeiste.

Doch will Hahnemann durchaus nicht, daß das Zwischenmittel in einer selbst mäßigen substanziellen Gabe gereicht werde, wodurch die Wirkung des Antipsoricums, wo nicht völlig aufgehoben, doch die Cur eine große Störung erleiden könnte, und empfiehlt daher das einmalige Riechen an der potenzirten Arzneiflüssigkeit, welches er für hinreichend erachtet, indem der auf die Nerven gemachte Eindruck ohne Vergleich schneller in seiner Arzneiwirkung zu der hier erforderlichen Zwischenhilfe ist, als die substanziell eingegebene Arznei sein würde.

Es ist aber nach Hahnemann noch ein anderes Moment, welches zur Anwendung von Zwischenmitteln, die er als unantipsorische Arzneien bezeichnet, auffordert, nämlich die epidemischen oder nur sporadisch den Menschen befallenden Zwischenkrankheiten (morbi intercurrentes), welche die antipsorische Cur unterbrechen. Hier muß einstweilig die antipsorische Cur suspendirt und das nöthige Zwischenmittel durch Riechen gereicht werden*).

§ 180.

Auch die neuern homöopathischen Aerzte halten die Zwischenmittel für geboten, wenn auch aus andern Gründen.

Griesselich findet die Anwendung der Zwischenmittel nöthig, weil man erstens bei der theilweisen Unvollkommenheit der Arzneimittellehre und daher rührenden mangelhaften Kenntniß von den

---

*) Werthvoll ist die Bemerkung Hahnemann's, daß die Zwischenkrankheit, welche gewöhnlich in der Gestalt eines Fiebers erscheint, nicht immer durch Aconit., sondern bald durch Arsenic., bald durch Belladonna, Antim. crudum, Spigelia, Arnica, Nux vomica, Opium, Cina und Capsicum nach dem speciellen Charakter des Fiebers zu entfernen sei, bei welchem Verfahren ein genaues Individualisiren als ein unerläßliches Bedingniß sich herausstellt.

Arzneiwirkungen oft das rechte Mittel nicht leicht finden kann, und dann gebietet die oft schnelle Aenderung des Krankheitsbildes auch die Aenderung des Mittels.

Die Praxis spricht für die Anwendung der Zwischenmittel.

Veit (Hygea, V. Bd. S. 441) hat bei der Cholera nicht allein die schnelle Wiederholung des gerade passenden Mittels erprobt, sondern er empfiehlt auch den raschen Mittelwechsel, z. B. Veratrum und Secale cornutum mit Zwischengaben von Phosphor, je nach dem Gang und Drang der Symptome.

Rau findet einen physiologischen Grund für die Anwendung der Zwischenmittel. Denn da bei lange fortgesetzter Wiederholung eines und desselben Mittels der Organismus, selbst bei Steigerung der Gabe, sich am Ende an den Reiz gewöhnt und nicht mehr dagegen reagirt, so erscheint es rathsam, ein anderes möglichst genau indicirtes Mittel dazwischen nehmen zu lassen und dann das bewährte ältere wieder in Anwendung zu bringen. Es wird dann um so sicherer seine Wirkung wieder entfalten. Es bedarf aber keiner besondern Erinnerung, daß die Zwischenmittel immer in kleinern und feinern Gaben angewendet werden müssen — wenn auch nicht unbedingt als Riechmittel — als die gegen die chronische Krankheit gerichtete antidyskrasische Arznei, um deren Wirkung so wenig wie möglich zu beeinträchtigen*).

---

*) Griesselich unterscheidet sehr scharfsinnig die Bezeichnungen: Mittelwechsel, Mittelabwechslung und Mittelfolge:

Mittelwechsel, wo das Mittel gewechselt wird, wenn es ausgewirkt hat, wenn es gar nicht gewirkt hat, oder nicht so, wie es in unserer Absicht lag, wirkte;

Mittelabwechslung, wo zwei Mittel alternative in bestimmten Zwischenräumen gegeben werden, z. B. eine Stunde Aconitum, die andere Bryonia;

Mittelfolge beruhet auf der Thatsache, daß gewisse Mittel in ihren Wirkungen nahe verwandt sind und daher in entsprechenden Krankheitsfällen, nach einander gegeben, sich von Nutzen zeigen, z. B. Sulphur nach Calcarea, Belladonna nach Aconitum.

Dreizehntes Capitel.

Die Antidotenlehre.

§ 181.

Die Antidotenlehre der alten Schule.

Die Antidotenlehre der alten Schule beschäftigt sich mit der Lehre von den Gegengiften und gehört streng genommen in das Gebiet der Toxikologie. Ihre Unterweisungen sind für die Menschheit von wohlthätigster Wirkung. Sie zeigt, wie in jenen Fällen, wo energisch wirkende Arzneikörper in großer Quantität absichtlich oder zufällig in den Organismus eingeführt worden, so daß sie alsdann chemische, locale, zerstörende, corrosive Wirkung entwickeln können, schnell aus dem Körper, z. B. durch Anwendung der Magenpumpe, Brechmittel oder Abführmittel zu entfernen sind, oder, wenn dies nicht thunlich, durch Anwendung zersetzender oder neutralisirender Agentien unschädlich gemacht werden.

§ 182.

Specielle Beispiele.

Die genaue Bekanntschaft mit dieser hochwichtigen Lehre ist ein unabweisliches Postulat für Aerzte aller Schulen, und es wird dem homöopathischen Arzte kaum gelingen, die dynamischen Einwirkungen der Gifte zu beseitigen, bevor nicht das Gift durch geeignete mechanische oder chemische Mittel entfernt oder unschädlich gemacht wird. Kein rationeller homöopathischer Arzt wird einem durch einen Splitter veranlaßten Augenschmerz ein homöop. Mittel entgegensetzen, bis nicht der Splitter herausgeschafft worden.

Der homöopathische Arzt wird daher beispielsweise anwenden:

Bei acuten Bleivergiftungen: Brechmittel, hierauf Schwefeleisen, welches das unzersetzte Bleisalz in ein unschädliches Bleisulphurid verwandelt.

Bei acuter Arsenikvergiftung: das Eisenoxydhydrat, — Liquor ferri oxydati hydrati — oder das Magnesiahydrat, empfohlen von Bussy und Schroff.

Bei chronischer Arsenikvergiftung: Schwefel.

Bei Vergiftung durch Antimonpräparate, besonders durch Brechweinstein: Tanin, Decocte von China, Quercus, Galläpfeln.

Bei Vergiftungen durch Barytsalze durch salzsauren Baryt (Baryta muriatica), ist das sicherste Antidot: Natrum sulphuricum.

Bei Vergiftungen durch Blausäure (Acidum hydrocyanicum): Brechmittel, Chlor, — Chlorina liquida — Ammoniak, als Ammonia pura liquida mit Wasser verdünnt, vorzüglich aber das Einathmen von Ammoniakdämpfen.

Bei Vergiftungen durch Cantharideu: Kampher. Keine ölige Mittel, welche verschlimmern.

Bei Vergiftungen durch Chlor: Einathmen von Schwefelwasserstoffgas, welches bestens durch Aufgießen von Schwefelsäure auf Schwefelleber entwickelt wird; ferner Ammoniak- oder Weingeistdämpfe.

Bei Chlorvergiftungen vom Magen aus, durch den innern Gebrauch der Chlorina liquida, empfiehlt Devergie: Eiweiß, mit Wasser oder Milch gemischt.

Bei Vergiftungen durch Chromsalze, besonders durch chromsaures Kali: Neutralisirung durch Carbonas Magnesiae, Bicarbonas Natri; Eisenoxydhydrat, Eisenvitriol.

Bei Vergiftungen durch Jod: Amylum, Stärkemehl, Zuckerwasser, Milch, Magnesia.

Bei Vergiftungen durch Colchicum autumnale: gerbestoffhaltige Decocte, Gallustinctur, hierauf schleimige Getränke, Kampher.

Bei Vergiftungen durch Kleesäure und kleesaure Salze: Kalkwasser, Kreide, Magnesia mit Wasser gemischt. (Kali und Ammoniak ist nachtheilig.)

Bei Vergiftungen durch Kobalt: Eiweiß, Tanin.

Bei Vergiftungen durch Kupfersalze, insbesondere mit Grünspan: neben Brechmittel und dem Gebrauch des Eiweißes mit Wasser, eisenblausaures Kali, Eisenfeilspäne, Schwefeleisen, wodurch sich eine unschädliche Verbindung, Schwefelkupfer, bildet. Man vermeide Essig.

Bei Vergiftungen durch concentrirte Mineralsäuren: kohlensaure Magnesia mit Wasser vermischt, milde Oele, viel kaltes Wasser zum Getränke.

Bei Vergiftungen durch Nitras argenti, Höllenstein: eine Kochsalzlösung, gegen den ungelösten Höllenstein.

Bei Vergiftungen durch Nux vomica, Brechnuß: Kohle als ein chemisches und Kampher als ein dynamisches Antidot; Chlorina liquida, Chloroform-Inhalationen, Jod und Brom (Donné); Theerwasser (Raspail), und nach Drapier die Samen Nhandirobe Feville a cordifolia.

Bei Vergiftungen durch Opium: schwarzer Kaffee, Tanin, Kampher.

Bei Vergiftungen durch Phosphor empfiehlt Duflos einen Theil gebrannte Magnesia, 8 Theile Liquor chlori und 7 Theile aqua destillata. Oleosa.

Bei Vergiftungen durch salzsaures Quecksilbersublimat: Eiweißlösung, Milch, Eisensulphur, Eisenfeilspäne, Weizenkleber in Emulsion.

Bei Vergiftungen durch Schwefelleber (Hepar sulphuris): Brechmittel, Lösung von chlorsaurem Natron, chlorsaurem Kalk.

Bei Vergiftungen durch Schwefelwassergas: Chlorina liquida, Chlordämpfe.

Bei Vergiftungen durch Secale cornutum: Ammonium, Aether, Kampher.

Bei Vergiftungen durch Belladonna: Kampher, Essigsäure, Citronensäure, Wein.

Bei Vergiftungen durch Digitalis: Brechmittel, gerbestoffhaltige Decocte, Gallustinctur.

Bei Vergiftungen durch Kreosot: Milch, Eiweiß, Ammoniak, Aether.

Bei Vergiftungen durch Ipecacuanha: gerbestoffhaltige Decocte. Tanin.

Bei Vergiftungen durch Eisensalze: Bicarbonas, Natri v. Lixiviae, gerbestoffhaltige Decocte.

Bei Vergiftungen durch Käse, Käsesäure: Milch, Liquor kali carbonici, Tinctura kalina.

Bei Vergiftungen durch Nießwurz: Brechmittel, Tanin, schwarzer Kaffee, vegetabilische Säuren, Kampher.

Bei Vergiftungen durch Stramonium, Stechapfel: Milch, Essig nach Hahnemann.

Bei Vergiftungen durch Wismuth: Brechmittel, Eiweißlösungen, gerbestoffhaltige Decocte.

§ 183.

Die Antidotenlehre der homöopathischen Schule.

Es ist selbstverständlich, da die homöopathischen Aerzte ihre Arzneimittel nie in einer solchen Gabe reichen, daß sie eine zerstörende und zersetzende Wirkung auf den Organismus hervorbringen könnten, die den Giften eigentlich zukömmt, so kann von Gegengiften hier gar keine Rede sein, sondern nur bei etwas größerer homöopathischer Gabe und gleichzeitig gesteigerter Sensibilität von einer Steigerung der Krankheitssymptome, von einer homöopathischen Verschlimmerung gesprochen werden. In diesem Falle reicht die Homöopathie Gegenmittel, Gegengaben, was auch der Etymologie*) des Wortes vollkommen entspricht.

Die antidotarische Einwirkung der homöopathischen Arzneien auf einander, durch welche die physiologischen Wirkungen der einen Arznei durch die der andern im gesunden oder kranken Organismus entweder theilweise, oder in ihrer Totalität aufgehoben werden, beruhet einzig und allein, wie Trinks richtig bemerkt, auf dem homöopathischen Princip. Die Wirkungen einer jeden

*) Antidot vom griechischen αντιδίδωμαι, Gegengabe.

Arznei auf den thierischen Organismus werden demnach von einer andern Arznei, deren positive Wirkungen denen der erstern in ihren Erscheinungen, ihren localen und allgemeinen Tendenzen und ihrem Charakter höchst ähnlich sind, in ihrer ganzen Summe und Totalität vernichtet, oder auch von einer andern Arznei, deren Wirkungen nur theilweise denen der ersten ähnlich sind, ebenfalls nur theilweise, soweit sie sich ähnlich sind, vernichtet und aufgehoben. So hebt z. B. der Kampher nur theilweise die Wirkungen der Canthariden auf die Harnorgane auf, während er die auf die übrigen Schleimhäute nicht auszutilgen vermag. Die in ihren positiven Wirkungen höchst ähnlichen Arzneien heben sich gegenseitig in ihren Wirkungen auf, während sich diejenigen, deren positive Wirkungen sich nur in einzelnen Organen oder Tendenzen ähnlich sind, sich auch nur in ihren ähnlichen Wirkungen vernichten.

Der homöopathische Arzt bedarf des Gebrauches der Gegenmittel oder der Antidote, im eigentlichen Sinne des Wortes Gegengaben:

Erstens: Wenn eine nicht sorgfältig und genau gewählte Arznei zur Heilung einer Krankheit in einer solchen Gabe angewendet wurde, daß eine homöopathische Verschlimmerung, Nebenwirkungen und Arzneiwirkung hervorgebracht werden. In diesem Falle wird der Arzt ein, allen vorhandenen Erscheinungen, sowohl denen der Krankheit, als denen von der zu starken Arzneigabe, entsprechendes, höchst ähnlich wirkendes Arzneimittel wählen, welches dann sowohl die ungünstige Einwirkung der frühern Arznei auf die Krankheit, als auch ihre zu starken Nebenwirkungen gleichzeitig curativ und antidotarisch aufheben wird, wie eben Hahnemann im Organon IV. S. 19 lehrte.

Zweitens: Zur Milderung und Aufhebung der allzustürmischen Wirkungen, die bei Prüfungen von Arzneien an Gesunden durch allzustarke und zu oft wiederholte Gaben derselben hervorgerufen wurden.

Drittens: Zur Heilung der sogenannten Arzneisiechthume, die in neuester Zeit weit häufiger als früher vorkommen, seitdem die allöopathischen Aerzte angefangen haben, wohl einfache, aber heroisch wirkende Arzneien, als: Mercur., Jod, China, Ferrum,

Blei, Kupfer, Arsenik, in großen und wiederholten Gaben zu reichen. Je einfacher sie diese Mittel in großen Gaben reichen, desto schädlicher ist der Erfolg, weil jede Hoffnung zur Neutralisirung und antidotarischen Wirkung benommen ist, und es wird unbezweifelt ein allöopathischer Arzt, der China mit Ferrum verbindet, die sich doch antidotarisch beschränken, weit weniger schaden, als jener, der in der Einbildung, im echt hippokratischen Geiste zu heilen, China allein in großen Gaben reicht. Auch giebt die häufige Anwendung der Pflanzenalkaloide, als das Strychnin, Atropin, Digitalin, Chinin und Morphium, deren Dosen, wie sie in der gewöhnlichen Praxis gereicht werden, immerhin als zu stark bezeichnet werden können, viele Veranlassungen zu Arzneisiechthumen, welche in acuten oder chronischen Formen hervortreten, und je nach der großen Gabe oder öftern Wiederholung sich als acute Intoxicationen mit heftigen, stürmischen und häufig das Leben gänzlich endenden Wirkungen äußern, oder als chronische Intoxicationen, mit langsam auftretenden, aber nachhaltig andauernden, sich bis zur völlig ausgebildeten Dyskrasie sich darstellen.

Lesenswerth sind die Mittheilungen des Dr. Groß in Jüterbogk, die er im Archiv der hom. Heilkunst, December 1818, machte, über die gelungene Heilung zweier chronischer Arzneisiechthume.

Der erste Fall war ein Chinasiechthum, wo ein hoher Grad von Erschöpfung, Schwere der Glieder, Appetitlosigkeit, schlechte Verdauung, leeres, oft aber bitteres Aufstoßen, Schwitzen bei der geringsten Bewegung, durchfälliger Stuhl, Ueberempfindlichkeit der Nerven, Verstandesverwirrung, Schwinden des Gedächtnisses, matter und kleiner Puls, schlechtes Aussehen und abzehrendes Fieber zugegen waren. Der Kranke erhielt Ferrum, welches um so mehr als ein Antidot gegen China gebraucht werden konnte, als Ferrum mancherlei ähnliche Beschwerden wie China zu erregen fähig ist, mit dem besten Erfolg. — Werthvoll ist die Bemerkung Bönninghausen's, daß auch die sehr kleinen homöopathischen Dosen, wenn sie nicht richtig gewählt oder bei nicht beachteter Wirkungsdauer allzuoft wiederholt werden, Arzneisiechthume zu erzeugen vermögen.

Der zweite Fall betraf die Kranken- und Heilungsgeschichte eines furchtbaren Mercurialsiechthums.

Es war ein junger Mann von robuster Constitution, 31 Jahre alt, dem ein Krätzausschlag durch vielfache Salbereien vertrieben worden war. Der Kranke erhielt wegen eines Geschwüres an der Eichel ungemein viel Mercur, worauf sich folgendes Krankheitsbild repräsentirte: Furchtbar drückende Kopfschmerzen, auf dem ganzen behaarten Theile des Kopfes zeigten sich Furunkeln, die ins Bläulichte spielten, aufgingen, woraus sich ein stinkender, mit Blut vermischter Eiter entleerte, dann sich eine starke eiternde Wunde bildete und alles Fleisch im Umkreise bis auf den Knochen verzehrte; das Gesicht war mit Geschwüren wie übersäet, auf der Nase zeigten sich mehrere braunschwarze, den Schwämmen ähnliche Gewächse; der innere Hals war verschwollen, alles voll Eiter, das Zäpfchen blieb auch nicht verschont. Genießen und Sprechen war dem Kranken fast unmöglich; Stuhl und Urin gingen unwillkürlich ab. Wo die Muskeln sehr stark waren, zeigten sich die Geschwüre sehr tief, einige erstreckten sich bis auf die Knochen.

Um hier antidotarisch einzuwirken, wurde Camphora und China abwechselnd in der 3ten Potenz gereicht, und ein Gurgelwasser aus Weizenkleie angeordnet. Der Zustand besserte sich etwas, doch hatte sich das Geschwür an der Eichel vergrößert und es hatte sich an jeder Seite eine Leistenbeule hinzugesellt. Es wurde Sulphur 30. gereicht, worauf sich die Geschwüre besserten; nur die Bubonen gingen in Eiterung über; hiernach Mercur. solubilis, 12te Potenz gegeben, worauf Schankergeschwür und Bubonen verschwanden. Als sich wieder Geschwüre zu bilden anfingen, wurde Calcarea carbon. 30. gereicht, und dann Silicea gegen die Eiterung. Gegen die bereits zusammengetrockneten Schwämmchen auf der Nase wurde noch einmal Sulphur 30. gereicht.

Bei Anwendung dieser Mittel wurde das Arzneisiechthum, durch Mercur. erzeugt, vollkommen besiegt. Hier muß bemerkt werden, daß in andern Fällen von Mercurialsiechthum sich noch andere Mittel bewähren, als: Hepar sulphuris calcareum, Acidum nitri, Aurum, Carbo vegetabilis, China, Sassaparilla, Sepia und Lycopodium.

§ 184.

Die Homöopathen reichen antidotarische Gegenmittel, aber nicht Gegengifte.

Da, wie bereits erwähnt, die Homöopathen niemals ihre Arzneien in solchen Gaben reichen, daß sie toxische Erscheinungen zu Wege bringen, so kann folgerichtig nur von einem Gegenmittel, niemals aber von einem Gegengifte die Rede sein, außer in jenem Falle, wo der homöopath. Arzt ein, durch große oder wiederholte Gaben von Seiten eines allöopathischen Arztes herbeigeführtes, Arzneisiechthum zu beseitigen hätte, und wo das angewandte Antidot wirklich als Gegengift functionirt. Die Gegenmittel dienen also dazu, einmal die Wirkung der zuerst richtig gewählten, aber in zu großer Gabe verabreichten Arznei zu mildern und zu entfernen, ein anderes Mal, die Wirkung einer falsch gewählten Arznei aufzuheben.

Das Gegenmittel hebt nach Buchner die Wirkung der ersten Arznei in der Art auf, daß sie dieselbe durch die Evolution des organischen Lebens in dem Grade, als sie fortschreitet, zurückdrängt. Sehr oft bleiben bestimmte Producte der ersten Wirkung zurück, weil die erste Metamorphose des organischen Lebens Educte eingeht, die erst in bestimmter Zeitfrist geändert werden.

Da nun ferner der Lehre von den Gegenmitteln die Aehnlichkeitswirkung zu Grunde liegt, so muß man, um das Gegenmittel richtig zu wählen, die Arzneien nach ihren reinen Wirkungen auf den gesunden Organismus kennen, unter Berücksichtigung der Krankheitsform; um Arzneikrankheiten aber zu heilen, ist die Lehre von den Gegenmitteln absolut nothwendig.

Bemerkenswerth ist, daß den meisten Arzneien aus dem Pflanzenreiche und vielen Salzen sich der Kampher, welcher eine allgemeine antidotarische Kraft dagegen zu besitzen scheint, entgegensetzen läßt.

Nicht minder zeigt der Kaffee eine allgemeine antidotarische Wirkung auf die meisten homöopathischen Arzneien, besonders aber auf das Opium, wo er zuverlässig wirkt.

Seine antidotarische Wirkung auf die Belladonna hatte ich in der neuesten Zeit Gelegenheit zu beobachten. So hob der Kaffee Vergiftungssymptome, die nach Atropin entstanden, gar

rasch. Nur auf die Koloquinthe wirkt der Kaffee nicht antidotarisch, sondern erhöhet vielmehr ihre Wirkung, wie die physiologische Prüfung der Koloquinthe zeigte.

§ 185.

Tabellarische Uebersicht der vorzüglichsten homöopathischen Antidote.

Arzneikörper.	Antidot.
Acidum hydrocyanicum:	Liquor ammonii caustici.
Acidum muriaticum:	Camphora.
Phosphoricum acidum:	Camphora, Coffea, Sulphur, Rhus.
Aconitum Napellus:	Acida vegetab., Vinum, Coffea.
Agaricus muscarius:	Camphora, Coffea, Pulsatilla, Vinum.
Anacardium orientale:	Camphora.
Antimonium crudum:	Hepar sulphur., Mercur.
Antimon. tartaric.: Tartar. emeticus:	Pulsatilla, Ipecacuanha, Assa.
Argent. nitric. crystallis.:	Natrum muriat.
Arnica montana:	Camphora, Ipecacuanha (Wein erhöhet die Beschwerden).
Arsenicum album:	China, Ferrum, Ipecacuanha, Verat., Nux v.
Baryta carbonica:	Camphora.
Belladonna:	Coffea, Opium, Camphora, Vinum, Hepar s.
Bismuthum nitricum:	Calcarea, Nux vom.
Bryonia:	Calcarea, Rhus tox.
Calcarea carbonica:	Camphora, Spiritus nitri dulcis.
Camphora:	Opium, Spiritus nitri dulcis.
Cannabis sativa:	Camphora.
Cantharides:	Camphora (Coffea erhöhet die Beschwerden).
Carbo animalis:	Camphora.
Carbo vegetabilis:	Arsen., Camphor., Coffea.
Causticum:	Coffea, Spiritus nitri dulcis.
Chamomilla:	Pulsatilla, Aconit., Coccul., Coffea, Nux v.
China:	Arsen., Ipecacuanha, Pulsatilla, Veratr., Ferrum, Belladonna, Arnica.
Cicuta virosa:	Camphora, Arnica.
Cinnabaris:	Sulphur, China, Opium, Acidum nitric.
Clematis erecta:	Camphora, Bryonia.
Cocculus:	Camphora, Nux vom.
Coffea:	Aconit., Chamomilla, Nux vom., Ignat.
Colchicum aut.:	Nux vom., Pulsatilla, Camphora.
Colocynthis:	Camphora, Caust., Cham., Staphysagr.
Conium maculatum:	Coffea, Spiritus nitri dulcis.

Crocus sat.:	Aconit., Opium.
Cuprum metallicum:	Hepar s., China, Merc. Riechen an Kampher-auflösung.
Daphne mezereum:	Camphora, Merc.
Digitalis purpurea:	Opium, Nux vom., Acida vegetabilia.
Drosera:	Camphora.
Dulcamara:	Coffea, Belladonna, Camphora.
Euphorbium:	Camphora, Succus Citri.
Euphrasia off.:	Camphora, Belladonna.
Ferrum metallicum:	China, Ipecacuanha, Hepar, Arsen., Veratr.
Ferrum aceticum:	Hepar, Pulsat. mildert.
Graphites:	Arsen., Nux vom., Vinum.
Hepar sulph. calc.:	Acidum veget., Belladonna.
Hyoscyamus niger:	Camphora, Stram., Belladonna.
Ignatia amara:	Arnica, Camphora, Cocculus, Coffea, Nux vomica, Acetum.
Jodium:	China, Coffea, Camphora.
Ipecacuanha:	Arsen., China, Nux vom., Arnica.
Kali carbonicum:	Camphora, Coffea, Spiritus nitri dulcis.
Kali nitricum:	Spiritus nitri dulcis. Kampher erhöhet die Beschwerden.
Lachesis:	Acid. phosphor., Bellad., Merc., Nux vom.
Lactuca virosa:	Acida vegetab., Coffea.
Laurocerasus:	Coffea, Camphora, Ipecacuanha.
Lobelia inflata:	Ipecacuanha, Camphora.
Lycopod. clavat.:	Camphora, Pulsatilla.
Magnesia carbon.:	Calcarea, Natrum muriaticum.
Manganum:	Coffea, Ipecacuanha.
Mercurius vivus:	Hepar sulph., Camph., Acidum nitric., Aurum, Opium, China, Rhus.
Mercurius solubilis:	Dieselben Antidote, wie bei Mercur. vivus.
Moschus:	Camphora.
Natrum muriaticum:	Camphora, Spiritus nitri dulcis.
Nitri acidum:	Camphora, Hepar sulphur., Mezer., Conium, Mercur.
Nux vomica:	Camphora, Coffea, Coccul., Aconit., Cham., Ignat., Pulsat., Vinum.
Oleander:	Camphora.
Opium:	Coffea, Acid. muriat., Camph., Ipecacuanha.
Petroleum:	Cannabis, Nux vom.
Phosphorus:	Camphora, Coffea, Nux vom., Vinum.
Platina:	Pulsatilla.
Plumbum metallicum:	Alumen, Bellad., Electricit., Hyoscyamus, Opium, Platina, Stramon.

Pulsatilla nigr.:	Acetum, Camph., Coffea, Nux vom., Ignat.
Rhododendron chrysanth.:	Rhus, Camphora, Clemat. erecta.
Rhus toxicodendron:	Bryonia, Camphora, Coffea, Sulphur.
Ruta graveolens:	Camphora.
Sabadilla:	Camphora, Pulsatilla.
Sabina:	Camphora.
Secale cornutum:	Camphora, Solanum nigrum.
Sepia:	Aconit., Antimon., Tart. em., Spiritus nitri dulcis, Acida vegetab.
Silicea:	Camphora, Hepar sulphur.
Spigelia:	Camphora.
Spongia:	Camphora.
Squilla mar.:	Camphora.
Stannum:	Pulsatilla.
Staphysagria:	Camphora.
Stramonium:	Nux vom., Tabac., Acetum, Succus Citri.
Sulphur:	Mercur., Camph., Nux vom., Rhus, Pulsat.
Tabacum:	Camphora, Nux vom., Ipecacuanha.
Thuja occidentalis:	Camphora, Acid. nitric.
Valeriana off.	Camphora, Coffea, Mercur.
Veratrum album:	Aconit., Camphora, China, Coffea, Ipecacuanha, Sulphur.

§ 186.

Die verwandten Arzneien wirken antidotarisch auf einander. Einfluß der Verwandtschaftslehre auf die Lehre von den Antidoten.

Hahnemann machte die schätzbare praktische Beobachtung, daß manche Arzneikörper heilkräftiger einwirken, wenn sie in einer gewissen Reihenfolge zur Anwendung kommen, andere hinwiederum weniger günstig einwirken, wenn sie auf einander folgen. So ist z. B. Calcarea vorzüglich wirksam nach Sulphur; Causticum nach Sepia; Lycopodium nach Calcarea; Acidum nitri nach Calcarea und Kali; Phosphor. nach Kali; Sulphur nach Arsen. und Mercur.; Sepia nach Silicea, Acid. nitri und Sulphur.

Arzneien dieser Art werden daher als einander verwandte bezeichnet, um dieses freundliche Verhältniß, das sich in ihren heilenden Wirkungen offenbart, genauer anzudeuten. Hahnemann hat nur die erste praktische Andeutung zur Verwandtschaftslehre geliefert; v. Bönninghausen, ein Zeitgenosse und Schü-

ler Hahnemann's, hat diese Doctrin in seiner Schrift: „Versuch über die Verwandtschaften der Arzneien, Münster 1836“ ausführlicher dargestellt, und der thätige Ph. de Molinari in Brüssel hat es 1857 ins Französische übertragen.

Dieses Vorhandensein einer gewissen Affinität der Arzneikörper zu einander ist eine Thatsache und in der Erfahrung begründet, so wenig wir auch zur Zeit vermögen, ein leitendes Gesetz zu ermitteln, welches diesen Erscheinungen zu Grunde liegt. Es erinnert diese Erfahrung, wie Trinks richtig bemerkt, an die in der Chemie vorhandene Affinität, die ebenfalls ein noch unerklärliches freundliches und feindliches Verhalten verschiedener Körper gegen einander erkennen läßt.

Nach dieser allgemeinen Andeutung können wir nach Prof. J. Buchner folgendes Specielle angeben:

1) Die verwandten Mittel können auch als Antidote Anwendung finden; denn die möglichst große Aehnlichkeit der positiven Wirkungen der verwandten Mittel im gesunden thierischen Organismus macht, daß sie auch in homöopathisch-antidotarischer Beziehung zu einander treten können.

2) Die verwandten Mittel, nach einander gereicht, wirken erfahrungsgemäß kräftiger als Nichtverwandte, und die Heilung einer Arzneikrankheit ist um so langwieriger, je länger Arzneien in großen Dosen gebraucht wurden, welche zu einander in antidotarischer Beziehung stehen. Z. B. Mercur. und Jodkali.

3) Günstige Gelegenheit zur Anwendung der Arzneiverwandtschaft bieten die sogenannten einseitigen Krankheiten *), deren Heilung durch Armuth charakteristischer Zeichen erschwert wird.

---

*) Unter einseitigen Krankheiten verstehet Hahnemann (Organon, 4te Aufl. S. 229) jene Krankheiten, wo sich nur eine allzu geringe Zahl von Krankheitssymptomen auffinden läßt, wo nur ein paar Hauptsymptome hervorstechen, welche fast den ganzen Rest der übrigen Zufälle verdunkeln. Sie gehören größtentheils zu den chronischen. Ihr Hauptsymptom kann entweder ein inneres Leiden sein, z. B. ein vieljähriges Kopfweh, ein vieljähriger Durchfall, eine alte Cardialgie u. s. w., oder ein mehr äußeres Leiden sein, ein Localleiden. In diesem Falle wählt man jene Arznei, die einstweilen den wenigen vorhandenen Symptomen entspricht. Treten nun Nebenbeschwerden, oder noch nie bis jetzt

§ 187.

Bei der Anwendung der Antidote ist eine genaue Individualisirung nöthig.

Da eine und dieselbe Arznei, je nach der Ausbreitung ihrer Wirkung, eine größere oder geringere Anzahl von Gegenmitteln haben kann, unter welchen nach der Specificität zu wählen ist, so ist bei der Wahl des antidotarischen Arzneimittels eine genaue Individualisirung nöthig. So werden wir z. B. dem Acidum nitri die verwandte und antidotarisch wirkende Calcarea entgegensetzen, wenn durch die Salpetersäure eine Dyskrasie erzeugt wurde; Kampher bei typhösen Zuständen; Conium, Hepar bei Katarrhen; Sulphur bei venösen Leiden; Phosphor. und Acidum phosphor. bei Blutzersetzung.

§ 188.

Besonders macht die Hydrargyrose die Anwendung specieller Gegenmittel nothwendig.

Ohne Angabe der speciellen Formen hat Hahnemann bei dem Mercurialsiechthume den Kampher empfohlen und als Antidot angewendet. Indeß sind wir im Besitze vieler Gegenmittel, die den speciellen Krankheitsformen der Hydrargyrose genau entsprechen, und die wir hier nach den besten Autoren angeben:

Acidum nitri steht als Antidot bei dem Mercurialsiechthum oben an, bei der Stomacace mercurialis, der Mundfäule und bei den scorbutischen Blutungen; ferner gegen heftige Knochenschmerzen, gegen Geschwüre in der Schleimhaut des Mundes und des Rachens.

Acidum phosphoricum nach Ditterich besonders bei der Periostitis.

---

gefühlte Beschwerden der Krankheit selbst auf, so hat das Arzneimittel den Dienst geleistet durch Hervorrufung neuer Symptome, die zur Vervollständigung des Krankheitsbildes beitragen, daß nun eine zweite treffende homöopathische Arznei ausfindig gemacht werden kann. So treffen wir z. B. bei einem Kinde nur ein belästigendes Symptom, die Diarrhoe; wir beseitigen diese durch Chamomilla, worauf dann erst ein acuter Hautausschlag zum Vorschein kommt, dem wir die entsprechende Arznei entgegensetzen.

Arnica gegen Lungenblutungen von Mercur. (Kämmerer, Archiv VIII. 83.)

Artemisia vulgaris bei Combination der Hydrargyrose mit Rheumatismus und Gicht.

Aurum, vorzüglichst aber Aurum muriat., bei Leiden der Nasenknochen; bei der Ozaena mercurial.; bei der Hypochondria mercurialis und wo die Hydrargyrose mit der Scrophulosis combinirt erscheint. (Trinks.)

Belladonna gegen die von Mercur erzeugten Congestionen nach dem Kopfe, gegen Drüsenentzündungen. (Altschul.)

Carbo vegetabilis bei acuten Sublimatvergiftungen und zu befürchtenden gangränösen Zuständen.

China bei allzugroßer Entkräftung, lentiscirenden Fieberbewegungen und übermäßigen Schweißen. (Altschul.)

Elektricität: gegen Tremor artuum mercurialis, neuralgia et Paralysis mercurialis.

(Hahnemann.)

Ferrum et Aquae martiales bei Mercurial-Kachexie, wo Ferrum phosphoricum sich bewährt; bei Hydrargyrose, complicirt mit Scrophulosis torpida, leistet Ferrum jodatum mehr.

Guajacum bei Arthritis mercurialis.

Jod und Jodkali bilden die Cardinalantidote des Mercurs, besonders wenn die Hydrargyrose unter den Formen secundärer und tertiärer Syphilis erscheint, als Hypertrophie und abnorme Wucherungen sich manifestirt. Daher vorzüglichst anzuwenden bei Verhärtungen und Hypertrophien drüsiger Organe; der Hoden, der Leber, der meseraischen Drüsen, der Parotiden, der Hals-, Achsel- und Schooßdrüsen; ferner, wo der Organismus bereits mit Mercurialien gesättigt worden.

Nux vomica bei Lähmungen der Extremitäten.

Opium bei sehr schmerzhaftem Speichelfluß.

Phosphor. bei der Amaurosis mercurialis, Periostitis et Ostitis mercurialis.

Plumbum aceticum bei Ptyalismus abdominalis.

Sassaparilla bei mercuriellen Hautausschlägen.

Silicea bei Caries mercurialis.

Sulphur besonders in heißen Thermen, als Hepar sulphuris calcareum, bei mercuriellen Hautausschlägen und Hautgeschwüren, doch niemals bei vollkommen ausgebildeter scorbutischer Mercurial-Kachexie.

Zincum sulphuricum bei mercurieller Neuralgie, besonders bei zu Krämpfen geneigten Individuen.

Nicht unerwähnt darf schließlich die Thatsache bleiben, daß es Rust und Consbruch gelang, den durch innern und äußern Gebrauch des Mercurs erzeugten Speichelfluß mehrmals durch Anwendung eines andern Mercurialpräparates schnell zu heilen.

§ 189.

Beschwerden, durch große Gabe eines Arzneimittels erzeugt, finden in den kleinen Gaben desselben Mittels oft das beste Antidot.

Hahnemann ertheilt in seinem Organon den Rath, daß in jenem Falle, wo durch die gereichte Arznei in etwas größerer Dosis eine Verschlimmerung hervorgebracht wird, durch die Anwendung einer kleineren Arzneigabe, die antidotarisch wirkt, die übermäßige Einwirkung der Arznei zu mildern. Es ist auch Thatsache, und die Erfahrung hat es vielfach nachgewiesen, daß Uebel, die durch arzneiliche Stoffe in großen Gaben veranlaßt waren, durch kleine homöop. Gaben desselben Mittels gehoben wurden. Der erklärende Grund ist nach unserer Ansicht in dem polaren Verhalten der Arzneidosen zu suchen. Denn so wie das angezeigte Antidot nur in dem Aehnlichkeitsprincipe seine Begründung findet, so hat die antidotarisch wirkende kleine Gabe nur in dem Polaritätsgesetz der Arzneidosen seine wissenschaftliche. Wir haben bereits schon in frühern Paragraphen bemerkt, daß zwischen den großen und kleinen Dosen der Arzneikörper ein polarer Gegensatz stattfindet, wie bei dem Magnete zwischen dem Nordpol und Südpol. Nun wissen wir, daß der Nordpol die allzustarken Einwirkungen des Südpols aufhebt und umgekehrt der Südpol die heftigen Eingriffe des Nordpols beseitigt; es kann dem zufolge ganz nach demselben physikalischen Gesetze auch die kleine Dosis die allzuheftige Wirkung der großen Dosis desselben Mittels aufheben,

wie der Nordpol die Einwirkung des Südpols aufhebt, an demselben Magnete.

§ 190.

Praktische Belege hierfür.

Dr. Escalier theilt hierüber (Revue internat. de la doctr. hom. I. 12) folgende interessante Facta mit, die er zu beobachten Gelegenheit hatte.

1. Beobachtung. Bei einer 36jährigen Stickerin, welche gegen eine Verhärtung in der Brustdrüse Quecksilbersalbe eingerieben hatte. Das Zahnfleisch war angegriffen, bläulich roth, an den freien Enden lose und eiternd; an beiden Seiten der Zunge und auf der innern Wangenfläche Geschwüre; beständiger, des Nachts sich vermehrender, dicker Speichelfluß in sehr reichlichem Maße (bis zwei Biergläser voll den Tag über betragend); die Zähne locker, brennender Wundheitsschmerz im ganzen Munde; äußerst stinkender Athem, große Schwäche und Gemüthsdepression; Puls klein, 100; Uebelkeiten, Schlaflosigkeit. Mercur. solubilis, 12. Dilut., 6 Kügelchen in Wasser, besserte nach dem dritten Löffel und heilte in 4 Tagen.

2. Beobachtung. Ein Knochenleiden der Kinnlade, welches durch Mercurmißbrauch erzeugt wurde, wo nebstdem, daß sich mehrere fistulöse Abscesse gebildet hatten, zugleich auch eine Hervortreibung des rechten Auges mit Thränenfluß und eine vollständige Paralyse des Nerv. facialis der betreffenden Seite herbeigeführt wurde. Nach Beseitigung der mercuriellen Stomatitis wurde Phosphor. in der 10ten, 12ten, 24sten und in Hochpotenzen mit überraschendem und stetig fortschreitendem Erfolge angewendet.

Auch wir besserten die Beschwerden einer Jodkachexie, die durch große Gaben Jod herbeigeführt wurde, durch kleine Jodgaben in sichtlicher Weise*).

*) Aus einer Mittheilung in der Zeitschr. für hom. Poliklinik, Juli 1858 erfahren wir, daß das Sichbetrinken in starkem Branntwein ein unfehlbares Gegengift gegen den Biß der Klapperschlange sei. Das Mittel hat sich bei einem Amerikaner und seitdem bei mehreren Sklaven im Süden, welche von Klapperschlangen gebissen wurden, bewährt. Doch ist es nöthig, daß das Sichbetrinken gleich nach dem Biß den Anfang nehme, damit der Rausch eher eintritt, als die Wirkung des Giftes.

Vierzehntes Capitel.

Von den Beihilfen in der Homöopathie.

§ 191.

Das gemischte Verfahren.

Als Hahnemann das unumstößliche und in der Wahrheit begründete Princip der Homöopathie: Similia similibus curanda fand, und darauf seine Heillehre begründete, da empfahl er, dem Grundsatz der Einfachheit besonders huldigend, das homöopathische Heilverfahren als ein ausreichendes und überall zulängliches, und schloß im Feuereifer für seine Kunst alle andern Heilmethoden aus, und es ist auch kein Zweifel, daß in künftigen Zeiten bei fortschreitenden und zunehmenden rein praktischen Erfahrungen das homöopathische Heilgesetz als unbedingt zulänglich sich bewahren wird. Da aber erwiesen ist, daß das höchste Postulat an unserer Kunst, nämlich die Heilung aller Krankheitsfälle durch homöopathische Mittel, zur Zeit noch nicht in der allseitigen Vollkommenheit von allen erreicht werden kann, in der es erreicht werden sollte, und da auch andere, in der Individualität des zu behandelnden Kranken selbst, oder in äußern Umständen liegende Hindernisse die Anwendung unseres Heilgesetzes unmöglich machen können, so hat die homöopathische Schule auch auf diese Fälle Bedacht zu nehmen und diejenigen Verfahrungsweisen zu bestimmen, welche in Ausnahmsfällen, als mit dem Aehnlichkeitsgesetze noch am meisten übereinstimmend, zuläßig sind oder nicht, und welche andere dagegen, als demselben durchaus widersprechend, unbedingt verworfen werden müssen. Hahnemann selbst, vom Geiste wahrer Menschenliebe durchdrungen, empfahl in höchst dringenden Fällen (Organon, § 67, Anmerkung), wo Lebensgefahr einem homöopathischen Hilfsmittel

zum Wirken keine Zeit verstattet, in plötzlich entstandenen Zufällen, bei vorher gesunden Menschen, z. B. bei Asphyxie, dem Scheintode vom Blitze, vom Ersticken, Erfrieren, Ertrinken ꝛc., elektrische Erschütterungen, Klystiere von starkem Kaffee, excitirende Riechmittel, damit die gesunkenen physischen Kräfte wieder aufgeregt werden.

§ 192.

Ausnahmsfälle, wo Beihilfen nothwendig werden können.

Ist es auch nicht in Abrede zu stellen, daß, wie in allen Fällen, wo nur ein krankhafter Proceß zu beseitigen ist, nach dem homöopathischen Heilgesetze, als dem obersten therapeutischen Gesetze, die Heilung unbedingt eingeleitet werden könne, so giebt es doch Ausnahmsfälle, wo zeitweilig ein anderes Heilverfahren als das homöopathische einzuschlagen ist, nämlich:

1) wo die besondere Natur des vorliegenden Falles auch andere als arzneiliche Hilfe erheischt;
2) wo der Kranke selbst sich jeder rationellen Behandlung widersetzt;
3) wo dem Arzte die erforderlichen homöopathischen Mittel zufälligerweise nicht zu Gebote stehen.

In der ersten Kategorie, wo auch andere arzneiliche Hilfleistungen erforderlich werden können, gehören Verletzungen, Verwundungen, Verrenkungen, Knochenbrüche und andere mechanische Beschädigungen; hier ist chirurgische Beihilfe unerläßlich; ferner wo fremde Körper in den Magen oder in andere Körpertheile eingedrungen sind; wo pathologische Producte, wie z. B. Blasensteine, Blutergießungen, Eiterergießungen oder toxische Körper, wie z. B. verschluckte Gifte, oder schädliche Arzneien noch im Körper haften und durchaus entfernt werden müssen, ehe irgend an eine Heilung des krankhaften Processes zu denken ist. In diesem Falle wird bald ein chirurgisches operatives Verfahren, bald die Ausschaffung der fremden Stoffe aus dem Magen durch Brech- oder Laxirmittel nöthig; versteht sich nur in dringenden Fällen, da die Erfahrung lehrt, daß sehr oft durch das passende homöopathische Heilmittel der operative Eingriff oft unnöthig gemacht, und der Organismus zu den natürlichen Ent-

leerungen gestimmt wird. So reichten wir in vielen Fällen bei Indigestionen durch fette Speisen Pulsatilla 6., worauf immer Erbrechen erfolgte. In wie fern Blutentleerungen bei der homöopathischen Behandlung nöthig werden können, wollen wir hier thunlichst erörtern.

§ 193.

Von der Anwendung der Blutentleerungen.

Es ist unbezweifelt eine der schönsten Errungenschaften der neuern physiologischen Schule, das Entzündungsdogma der alten Medicin, welches durch traditionelles Vorurtheil, Autoritätsschwindel und Gewohnheit sanctionirt, die medicinischen Schulen durch so viele Jahrhunderte despotisch beherrschte, mit der unbesiegbaren Kraft des objectiven Experiments aus den rationellen Heilsystemen fast gänzlich ausgeschieden zu haben. Denn innerhalb der ältern Medicin selbst haben sich gewaltige Stimmen gegen die Blutentleerungen erhoben, weil sie den erwünschten Zwecken nicht entsprechen. Es haben in der Neuzeit außer Marshall Hall in seiner Schrift: „Ueber Blutentziehungen,“ Berlin 1857, und Arnold (Hygea, XXII. Heft) auch Prof. Hammernik in Prag, in seiner neuesten Schrift: „Das Herz und seine Bewegungen“, Prag 1858, durch belehrende Ergebnisse der pathologischen Anatomie deutlich nachgewiesen, daß die Nachtheile, die durch Blutentleerungen herbeigeführt werden, für den Organismus von unberechenbarer Tragweite sind. Wir erlauben uns, den Leser mit den hervorragendsten Lehrsätzen des Hrn. Verfassers in der Kürze bekannt zu machen. „Ich bemühete mich,“ sagt er, „das Verderbliche der Blutentziehungen und der sogenannten entzündungswidrigen Behandlungsweise der Krankheiten darzuthun und nachzuweisen, daß sowohl die herrschenden Ansichten über das, was man als Entzündung bezeichnet, als auch die sogenannte schwächende Behandlungsmethode überhaupt den Kranken nur Verderben bringen müsse. Ich hege unverändert die Ueberzeugung, daß die Blutentziehungen das Unglück der Medicin sind, daß sie den Zustand eines Kranken nur verschlimmern, und die medicinische Praxis in dem Maße, als sie sich derselben bei der Behandlung der Krankheit bedient, sich auch von der Bedeutung einer

humanen Wissenschaft entferne und zur Plage und zum Nachtheile der Kranken bestehe.“ Professor **Hammernik** hat auch in Beziehung des **Pulses**, dessen Beschleunigung und Erhöhung bei den Aerzten älterer Schule eine Indication für die Blutentziehungen bildet, deutlich gezeigt, daß die **Pulsationen** der Arterien mit der continuirlichen Strömung ihrer Blutsäule in keinem ursächlichen Zusammenhange stehen, daß dieselben sogar auch bei einer ruhenden Blutsäule an den betreffenden Wänden vorkommen, und daß selbst an normal beschaffenen Arterien, selbst an der **Arteria cruralis**, die Pulsationen fehlen können; es steht auch somit die Pulsation einer Arterie in gar keiner Beziehung zur Menge und Beschaffenheit des Blutes. „Es ist nicht schwer,“ sagt er weiter, „die durchgängige Nutzlosigkeit und unheilvolle Schädlichkeit einer jeden Blutentziehungsweise zu beweisen, woraus sich dann von selbst ergiebt, daß die Blutentziehungen auf keine Weise als ein Heilmittel betrachtet werden können. Es ist in der Erfahrung begründet, daß diejenigen krankhaften Veränderungen unserer Organe, welche als Hyperämie, Stase, verschiedenartige Exsudationen bekannt sind, eben so gut bei gesunden und rüstigen, als bei blassen, abgemagerten, oft auffallend schwächlichen Individuen vorkommen, und daß ihr Verlauf, ihre Ausbreitung und Heilbarkeit unter den letztern Verhältnissen bei weitem ungünstiger, ja daß bei diesen Krankheiten eine bestimmte Größe derselben desto bedeutungsvoller wird, je mehr der Kranke bei dem Eintritte derselben herabgekommen war. Diese unzweideutige Erfahrung erklärt die Thatsache, daß schwächliche Kinder und herabgekommene Greise nicht selten einem gewöhnlichen Katarrhe erliegen, nicht selten das Opfer einer nur wenig verbreiteten Pneumonie werden, während kräftige oder jüngere Individuen solche Krankheiten selbst bei der ungünstigsten Behandlungsweise mit Blutentziehungen überleben und wieder gesund werden können. Wenn reichliche, zufällige oder absichtliche Blutverluste nicht als solche den Tod herbeiführen, so entstehen, als weitere Wirkungen derselben, krankhafte Vorgänge an verschiedenen Organen, insbesondere Lungenentzündungen oder Embolien (Verstopfungen durch Blutgerinnsel) im Gehirn und in den Lungen und führen das zu Ende, was die Blutung eingeleitet hat.“

„Diese unumstößlichen Thatsachen erklären uns unter Andern den Umstand, warum z. B. nach schweren, durch reichliche Blutungen ausgezeichneten Geburten so massenreiche und verderbliche Exsudationen entstehen und nicht selten riesige Individuen umbringen.“

„Diese berührten thatsächlichen Erfahrungen zeigen uns unzweifelhaft an, daß das Vorkommen der sogenannten Entzündungen in keinem geraden Verhältnisse zur Menge des Blutes des Kranken steht, ja sie beweisen sogar, daß die sogenannten Entzündungen desto leichter und häufiger eintreten, wenn das betreffende Individuum an einem mehr oder weniger deutlichen Mangel des Blutes leidet, wenn es sichtbar herabgekommen ist, und daß unter diesen letztern Bedingungen die Gefährlichkeit der Krankheit in geradem Verhältnisse zum Grade des vor derselben vorhandenen Schwächezustandes stehe.“

„Es läßt sich auch auf eine unzweideutige Weise nicht beweisen, daß die Menge des Blutes eines Individuums größer werden könnte, als für die Erhaltung und Entwickelung seiner Organe und Bestreitung seiner Verrichtungen nothwendig ist. Eine solche Annahme würde der Harmonie widerstreiten, welche in einem gesunden Körper zwischen den verschiedenen Organen, insbesondere zwischen den Organen der Verdauung und der Blutbereitung und Blutbewegung und dem übrigen Körper vernünftiger Weise angenommen werden muß.“

Da nun durch die eingetretene Entzündung die Blutmasse sich nicht vermehrt hat, so liegt gar kein wissenschaftlicher Grund vor, die Blutmasse durch ein strenges antiphlogistisches Verfahren, nämlich durch den Aderlaß, etwa vermindern zu wollen.

§ 194.

Blutegel und blutige Schröpfköpfe sind keine schmerzstillenden Mittel. — Hammernik's Ansicht hierüber.

Ueber die Anwendung der blutigen Schröpfköpfe und Blutegel als schmerzstillende Mittel sagt Hammernik: „Wohl glauben noch einige Pathologen, nachdem sie endlich doch die Ueberzeugung gewonnen, daß Blutentziehungen zur Heilung der Entzündungen unzureichend sind, daß Blutegel und Schröpfköpfe als

schmerzstillend sich erweisen könnten. Da aber Schmerzen unter den verschiedensten Verhältnissen vorkommen, insbesondere sowohl bei einer normalen, als auch bei einer deutlich kleinern Menge des Blutes, da sie ferner nicht selten mit einer ungewöhnlichen Hartnäckigkeit lange anhalten, viel häufiger jedoch, ohne eine sichtbare Ursache, bald verschwinden, bald wiederkehren, bald gelinder, bald heftiger werden: so kann man leicht die Ueberzeugung erlangen, daß die Wirkung der Blutentziehungen mit den Schwankungen der Schmerzen nicht zusammenfallen, und daß somit solche Remissionen und Intermissionen der Schmerzen auf von der Heilmethode ganz und gar unabhängigen Zufälligkeiten beruhen und die angegebenen Lehren durchaus irrthümlich sind."

Demgemäß kann man schmerzhafte Empfindungen durch was immer für Mittel lindern, sie können aber auch jeder Methode widerstehen, woraus man zum Wohle des Kranken den Schluß ziehen kann, jedesmal nur unzweifelhaft unschädliche Methoden in Anwendung zu bringen.

§ 195.

Die Anwendung der Abführmittel bei Entzündungen ist aus physiologischen Gründen zu verwerfen. — Hammernik's Ausspruch hierüber.

Aus der zeitgemäßen Entwickelung der Ansichten über den Stoffwechsel sucht Hammernik das Verwerfliche der Abführmittel bei Entzündungskrankheiten in folgender Weise darzustellen: „Es ist eine bekannte Sache," sagt er, „daß die mannichfachen Umsetzungen der Stoffe und Elemente des Körpers unaufhaltsam thätig sind, und daß in dieser Beziehung von einem Stillstande keine Rede sein kann. Da ferner kein Stoff und kein Element auf eine unabhängige Weise im Körper entstehen oder gebildet werden kann, sondern von Außen eingebracht werden muß, so ist es begreiflich, daß unser Körper in einer unaufhörlichen Verbindung mit der Außenwelt stehen müsse, um seine Stoffe zu ersetzen, und daß hierin der Kreislauf des Lebens begründet ist. Daraus ergiebt sich jedoch von selbst, daß unter allen Verhältnissen, wo die Verdauungsorgane mehr oder weniger deutlich ihre Verrichtungen einstellen, wo sich somit die Zufuhr der Stoffe für den anhaltend

thätigen Chemismus des Körpers verkleinert, auch die Menge des Blutes im Abnehmen begriffen ist, und zwar auf eine um so intensivere Weise, wenn bei der verminderten oder gänzlich unterbrochenen Zufuhr neuer Stoffe die chemischen Umsetzungen und Ausscheidungen unter vermehrter Wärmebildung und Ausscheidung von Kohlensäure und Wasser eine größere Intensität darbieten. Da diese letzteren Verhältnisse gerade bei den sogenannten Entzündungen beobachtet werden, so ist es auch klar, mit welchem Unrechte solche mit Abführmitteln behandelt werden, und wie irrthümlich die Annahme einer Vermehrung des Blutes oder eines der wesentlichsten seiner Bestandtheile im Verlaufe solcher Erkrankungen ist."

Diesen Grundsätzen gemäß muß man sogar annehmen, daß sich die Menge des Blutes unter allen Verhältnissen verkleinern müsse, wo der Verbrauch des Körpers seine Einnahmen übersteigt, und daß dies mit den Begriffen von einer Krankheit genau zusammenfällt. „Werden nun z. B. bei Gehirnentzündungen der Kinder Ausleerungen durch Abführmittel veranstaltet, so wird in dem Maße, als das Körpervolumen abnimmt und die Gehirnmasse zum Schwinden gebracht wird, die Menge des Blutes in der Schädelhöhle sich vermehren, da eben für eine größere Quantität des Blutes in der Schädelhöhle Raum gegeben wird."

Die Abführmittel sind daher nur bei einer bessern Therapie in Vergiftungsfällen anzuwenden, zur Heilung aber sind sie eben so überflüssig, als sogar oft schädlich, was mit Hahnemann's Ansicht übereinstimmt, welcher Brech- und Abführmittel bei massenhaften, grob materiellen Ueberladungen und bei Vergiftungen gestattet.

§ 196.

Von der Anwendung ableitender Mittel.

Hahnemann macht zwar selbst den Beihilfen aus dem Lager anderer Schulen eine staunenswerthe Concession, indem er sagt (Chronische Krankh., I. Bd., S. 238): „Der homöopathische Arzt kennt keine Parteilichkeit, er strebt nur nach der Vervollkommnung seiner Kunst, ihm ist auch das Wenige lieb, was er anderswo als auf seinem Gebiete, sei's auch bei seinen Feinden,

Nutzbares findet;" es ist somit den Beihülfen im Allgemeinen und den ableitenden Mitteln eine scheinbare breite Basis geboten. Wir sagen eine scheinbare, denn nimmermehr wird ein, von der Wahrheit seines homöopathischen Lehrgrundsatzes der Aehnlichkeit durchdrungener Arzt seine Hilfsmittel aus der Folterkammer der alten Schule holen, und Brechweinsteinsalben und Cantharidenpflaster und Einreibungen von Mercurial-, Veratrin- und Jodsalben werden und müssen ihm fremd bleiben; seine, in den meisten Fällen ausreichenden homöopathischen Mittel, so er mit ihren Heiltugenden recht vertraut ist, machen diese Qualmittel überflüssig. Doch kann der homöopathische Arzt mit voller Beruhigung jene Beihilfsmittel anwenden, die weder der Heilwirkung der homöopathisch angewandten Arzneien störend entgegen treten, noch dem erkrankten Organismus eine neue Arzneikrankheit, wie z. B. Harnverhaltungen bei der Anwendung der Cantharidenpflaster, einimpfen. So wird er Behufs schnellerer und kräftigerer Einwirkung seines angewendeten Hepar sulphuris bei Abscessen auch erweichende Kataplasmen in Gebrauch nehmen können. Er wird ferner beim Croup, neben seinen specifisch wirkenden Mitteln, einen in warmes Wasser getauchten ausgerungenen Badeschwamm als vortreffliche Beihilfe um den Hals legen. Er wird bei mit rein entzündlichem Charakter auftretenden Anginen in kaltes Wasser getauchte und gut ausgepreßte Leinwandlappen mit großem Vortheil, wie mich die Erfahrung öfter lehrte, über den Hals geben. Den stärksten Gebrauch von der Hahnemann'schen Concession machte unstreitig Griesselich. Er will sogar die Brechweinsteinsalbe und Blasenpflaster angewendet wissen bei dem schnellen Eintrocknen von Ausschlägen und Geschwüren, wo der metastatische Hydrocephalus zu fürchten ist; ferner sind bei Metastasen äußerlicher Rheumatismen auf den Magen, auf das Gehirn, oder auf die Eingeweide äußere Reize in der Nähe des ursprünglich ergriffenen Ortes anzuwenden. Hier sind flüchtige Hautreize durch Senfpfläster, Meerrettig, selbst von recht warmem Wasser, oder Reibungen mit Zwiebeln von entschiedener Wirkung. Auch in jenem Falle, wo bei Kindern in acuten Zuständen bedeutende Nervenaufregungen eintreten, sind Senfteige auf die Waden vortheilhaft. Diese alle Mittel, meint Griesselich, sind ein Gemeingut

aller Aerzte und gehören nicht ausschließend einem Systeme an. Französische Homöopathen haben daher Recht, wenn sie bei heftigen Gebärmutterblutungen neben den specifischen Mitteln auch die Compression anwenden, und durch den Druck auf die Aorta abdominalis die Blutung desto schneller zu hemmen suchen.

§ 197.

Von der Anwendung der Elektricität und verwandter Kräfte.

Die Elektricität will Hahnemann vorzüglichst bei chronischen Krankheiten zur Heilung angewendet wissen. „Im Allgemeinen," sagt er (Chronische Krankheiten, 1. Bd., S. 238), „findet die Elektricität Anwendung bei alter Bewegungslosigkeit und lang verlorner Empfindung; hier ist in einem oder mehren Körpertheilen eine möglichst kleine, aber wiederholte Erregung zu veranstalten, während der innern Anwendung der antipsorischen Arzneien. Es sind aber nur die kleinsten Erschütterungsfunken, die nur eine kleine Empfindung oder eine kleine Bewegung in den fast empfindungslosen Theilen hervorzubringen vermögen, hierzu die brauchbarsten. Bei den kleinen Funken bleibe man einige Wochen — bei täglicher Anwendung zu 3, 4, 6 Funken — stehen, bis diese kleinen Funken anfangen, dem leidenden Theile empfindlicher zu werden, worauf sie dann wieder um ein Weniges verkleinert werden, so jedoch, daß sie gleichwohl etwas fühlbar bleiben, wobei man wieder einige Zeit verharrt, bis auch diese empfindlicher werden. Würde man aber, wie bei den Aerzten älterer Schule, die elektrischen Erschütterungen in immer verstärkterem Grade anwenden wollen, so würde nothwendig das Gegentheil als Folge und Nachwirkung hervorgebracht und der halbgelähmte Theil nun ganz gelähmt gemacht werden. Diese Einwirkung durch so feine elektrische Schläge ist für die Anwendung der innern antipsorischen Arzneien keineswegs störend; sondern es wird im Gegentheil durch diese milde elektrische Erregung der Wirkung der antipsorischen Arznei auf die empfindungslosen Theile wieder allmählich Eingang verschafft, für die sie bis dahin unzugänglich war, und ohne welche sie ferner unzugänglich geblieben wäre." So weit die Hahnemann'sche Ansicht über die Anwendung der Elektricität bei chro-

nischen Krankheiten. Doch können wir es durchaus nicht räthlich finden, die antipsorische Arznei gleichzeitig mit der Elektricität in Anwendung zu bringen, sondern halten es mit den früher gegebenen Lehren übereinstimmender, die Elektricität mit der Arznei im Wechsel, mit Beachtung längerer Zwischenräume, in Gebrauch zu nehmen. Es ist aber auch nach dem heutigen Standpunkte der Physik nicht immer nothwendig, der Funken sich zu bedienen; sondern es kann die Elektricität nach Bedürfniß auf verschiedene Weise angewendet werden. So wirkt am gelindesten das elektrische Bad (Balneum electricum), wo man den auf dem Isolirstuhle stehenden oder sitzenden Kranken mittelst einer Kette mit der in Bewegung gesetzten Elektrisirmaschine in Verbindung bringt und ihm so den elektrischen Stoff zuleitet; oder man füllt das Zimmer des Kranken dadurch mit Elektricität, daß man die am Conductor sich sammelnde Elektricität durch mehre an ihm befestigte metallene Spitzen ausströmen läßt und dadurch die Atmosphäre schwängert. Eine zweite sanfte Methode ist das Elektrisiren durch Spitzen, welches man durch Aura electrica oder elektrischen Wind bezeichnet. Man benützt diese Methode bei Leiden sensibler Organe, wo man das elektrische Fluidum entweder eindringen läßt, oder es entziehet. Je feiner die Spitzen sind, desto sanfter die Wirkung, je stumpfer sie sind, desto heftiger die Wirkung. Diese Elektrisirweise dringt auf den Organismus weniger energisch ein, als das Elektrisiren durch Funken. Endlich kann man auch zu den sanftern Elektrisirmethoden die Friction mittelst Flanell rechnen, indem man an dem mit Flanell bedeckten Theile der Kugel eines Erregers vorüberfährt und ihm die Elektricität entweder mittheilt oder entzieht.

§ 198.

Von der Anwendung des thierischen Magnetismus oder Lebensmagnetismus. Magnetismus animalis. Zoomagnetismus. Mesmerismus. Biomagnetismus.

Wir verstehen mit Professor Buchner unter thierischem Magnetismus die Gesammtheit aller Erscheinungen, welche durch eine, an sich unwahrnehmbare Einwirkung eines Individuums auf ein anderes hervorgebracht werden, wodurch der

ganze Organismus und besonders das Nervensystem in eine Umstimmung geräth, welche ihrem Wesen nach nicht krankhafter Art ist, sondern vielmehr die Kräfte belebt und selbst Heilung von Krankheiten bewirkt. Hahnemann definirt den thierischen Magnetismus ganz kurz als eine Heilkraft, welche durch den kräftigen Willen eines gutmeinenden Menschen auf einen Kranken mittelst Berührung desselben einströmt. Die Wirkung bezeichnet er wenigstens zum Theil als eine homöopathische. Wir werden aber in den folgenden Paragraphen zeigen, daß der thierische Magnetismus eben so wie jeder andere Arzneikörper nach dem Gesetze der Polarität wirkt. Diese Wirkungen werden am gewöhnlichsten bei Menschen wahrgenommen, wenn es gleich unleugbar ist, daß auch Thiere und selbst anorganische Körper anderer Naturreiche Theil daran nehmen können.

§ 199.

Positiver und negativer Mesmerismus. — Magnetische Manipulation.

Hahnemann unterscheidet im Organon S. 203 sehr scharfsinnig den positiven Mesmerismus, wo eine Einströmung von mehr oder weniger Lebenskraft von einem gesunden und willenskräftigen Individuum in den Leidenden stattfindet, von dem negativen Mesmerismus, wo mehr eine Entladung der übermäßig angehäuften Lebenskraft in einem Theile beabsichtigt wird. Die beiden Anwendungsweisen verhalten sich ungefähr wie die Addition zur Subtraction in der Arithmetik.

Auch die Manipulation oder die Ausübung des Mesmerismus ist eine entgegengesetzte, je nachdem man positiv oder negativ einwirkt; so muß bei dem negativen Mesmerismus die Bewegung eine möglichst schnelle und geschwinde sein, während bei der positiven Einwirkung sie eine mäßige, wenn auch nicht gar zu langsame sein soll.

In beiden Fällen beginnt die Manipulation damit, daß sich der Magnetiseur mit dem Kranken in Rapport setzt, was durch Auflegen der Handflächen auf den Scheitel, oder mit den Fingerspitzen einige Zoll von dem Kranken entfernt, oder durch langsame Züge vom Scheitel des Kranken bis zu seinen Knieen mit

sanfter Berührung bewirkt wird, doch so, daß die Handfläche dem Kranken zugekehrt ist, worauf man in einiger Entfernung von demselben den Rücken der Hand dem Kranken zuwendet und in großen Bogen zum Scheitel zurückfährt; denn durch Gegenstriche wird die Wirkung aufgehoben. Diese Manipulationen können viele Veränderungen erleiden, so daß man bald mit aufgespreizten, bald mit auseinander liegenden Fingern, oder mit dem Daumen allein streicht, welche Anwendungsweisen man durch Spargiren, Massiren, Calmiren oder Ventiliren und Fixiren bezeichnet.

Es muß aber auch von Seiten des Magnetiseurs die reinste Absicht, zu helfen, ohne andere unreine Nebenabsichten, vorhanden sein, zudem muß er sich einer körperlichen und geistigen Gesundheit erfreuen. Die Hände müssen bei diesem Verfahren gehörig warm sein, kalte Hände wirken wenig oder gar nicht. Bei der Behandlung selbst ist gänzliche Abgeschiedenheit des magnetischen Kreises, Stille und Ruhe absolut nothwendig; alle unnöthigen Versuche sind zu vermeiden. Nicht selten aber kommt der Fall vor, daß sich der Magnetiseur nach dem Magnetisiren eines oder mehrerer Individuen sehr angegriffen fühlt, da auch die Stärke und die Empfänglichkeit des Magnetisirten auf den Magnetiseur von großem Einflusse ist.

Um diesem obwaltenden Uebelstande vorzubeugen, kann man sich des magnetischen Isolatoriums bedienen, welches der Ermattung vorbeugt, und die Wirkung des thierischen Magnetismus sogar verstärkt. (Casp. Bibl. I. 144. Buchner.)

§ 200.

Die Anwendung des thierischen Magnetismus in Krankheitsfällen.

Die Wirkung des positiven Mesmerismus, wo die Striche vom Scheitel herab mit flach aufgelegten Händen langsam über den Körper bis über die Fußspitzen geführt werden, empfiehlt Hahnemann bei Mutterblutungen, selbst in ihrem letzten, dem Tode nahen Stadium; bei Blutandrang nach dem Kopfe und schlafloser, ängstlicher Unruhe geschwächter Personen; zur unmittelbaren Mittheilung und Hebung der Lebenskraft in einzelnen geschwächten Theilen des Organismus, z. B. bei Lähmung einzelner Glie-

der bei Amaurose und Augenschwäche, woran der übrige Organismus einen geringen Antheil nimmt. Hier genügt das Auflegen der Hände oder Fingerspitzen.

Den negativen Mesmerismus findet Hahnemann empfehlenswerth, wo eine Entladung der übermäßig angehäuften Lebenskraft nothwendig wird. So wird z. B beim Scheintode einer vordem gesunden Frauensperson, wenn ihre dem Ausbruche nahe Menstruation plötzlich durch eine heftige Gemüthserschütterung gehemmt worden war, die unterdrückte und angehäufte Lebenskraft durch einen negativen Schnellstrich entladen und wieder in's Gleichgewicht durch den ganzen Organismus gesetzt, so daß die Wiederbelebung gewöhnlich allsogleich erfolgt.

§ 201.

Die Wirkung des Mesmerismus findet in dem Polaritätsgesetze ihre wissenschaftliche Begründung.

Wir haben es bereits oft in diesem Werke erwähnt, daß die kleinen Gaben zu den großen ein polares Verhalten beobachten, und sich so wie der positive Pol zum negativen verhalten.

Hat es ja die Erfahrung der Praktiker nachgewiesen, daß die kleinen Gaben jene homöopathische Verschlimmerung antidotarisch aufheben, die die großen erzeugen, und eben so hebt der Nordpol die Beschwerden, die durch den Südpol des Magnetes erzeugt wurden, und die negative Elektricität die Beschwerden, die durch die positive erzeugt wurden (Bertholon). Alle diese Erscheinungen finden ihren erklärenden Grund in dem Polaritätsgesetze. Wenn daher Hahnemann von dem Mesmerismus sagt, „daß durch einen gelinden, weniger schnellen Negativstrich die zuweilen allzugroße Unruhe und ängstliche Schlaflosigkeit von einem allzukräftig gegebenen positiven Striche bei sehr reizbaren Personen gemildert wird“, so ist nach unserer Ansicht der Erklärungsgrund dieser Erscheinung abermals nur in dem Polaritätsgesetze aufzufinden, und der von Hahnemann geheilte Krankheitsfall durch Mesmerismus, den wir hier mittheilen, bestätigt genügend unsere Ansicht.

Es wurde ein 10jähriger kräftiger Knabe auf dem Lande wegen einer kleinen Unpäßlichkeit früh von einer sogenannten Streicherin mit beiden Daumenspitzen von der Herzgrube aus unter den Rippen hin sehr kräftig mehrmal gestrichen, und er verfiel sogleich mit Todtenblässe in eine solche Unbesinnlichkeit und Bewegungslosigkeit, daß man ihn mit aller Mühe nicht erwecken konnte und ihn fast für todt hielt. Da ließ ich ihm von seinem ältesten Bruder einen möglichst schnellen, negativen Strich vom Scheitel bis über die Füße hin geben, und augenblicklich war er wieder bei Besinnung, munter und heiter.

Von tiefer Bedeutung ist aber auch die fernere Bemerkung Hahnemann's, daß es nicht nur nicht genügt, daß der Magnetiseur ein Mann in voller Lebenskraft sei, sondern daß er bei vollständiger Körperkraft auch einen sehr geringen Begattungstrieb besitze. Hahnemann erzählt, daß einige dergleichen Mesmerirer, die er kennen lernte, diese besondere Eigenschaft hatten.

§ 202.

Das Biomagnetisiren der Arzneien. Dr. Lutze.

Es ist wohl außer Zweifel gestellt, daß die Wirkungen des Lebensmagnetismus nicht nur bei Menschen beobachtet werden, daß selbst Thiere und selbst anorganische Körper anderer Naturreiche daran Theil nehmen können. Es dürfte daher wohl die Möglichkeit gegeben sein, den Lebensmagnetismus auf die homöopathischen Arzneien zu übertragen. Dr. Arthur Lutze in Cöthen hat diese Idee zur praktischen Geltung gebracht. Er versuchte zuerst die lebensmagnetische Kraft auf das Wasser zu übertragen. Er erzählt, daß ein 72 Jahre alter Mann, der seit ½ Jahr alles Genossene ausbrach, so daß er vor Entkräftung nicht mehr allein gehen konnte, ein magnetisirtes Glas Wasser erhielt. Die Manipulation war eine höchst einfache: der Magnetiseur legte seine rechte Hand auf das Glas und reichte es mit der linken Hand dem Kranken zu trinken. Zu seinem Erstaunen behielt er es bei sich, da er bisher jede Flüssigkeit gleich wieder ausgebrochen hatte; bald darauf empfand er Hunger; er aß von Stunde zu Stunde immer mehr, vertrug selbst kräftige Speisen, die nicht wieder gebrochen

wurden. Der Magenkrampf, an dem er früher litt, verschwand, seine Körperkraft nahm bald zu.

Dieses Factum wollen wir nicht bestreiten, und gehört es auch in das Reich des Uebersinnlichen, so haben wir noch kein Recht, es für unsinnig zu erklären. Den letzten Grund der elektrischen und magnetischen Kraft werden wir nie eruiren, sie wird uns dennoch in der Erscheinung in unbezweifelter Weise sichtbar.

Durch diese Cur veranlaßt, machte er folgenden Schluß: Wenn reines Wasser durch bloßes Berühren der Hand so arzneikräftig wird, daß ein jahrelanges schweres Leiden mit einem male heilt; wie viel mehr muß diese Kraft einen gehörig verdünnten Arzneistoff, dessen eigenthümliche Wirkung wir aus Erfahrung oder durch Prüfung kennen, durch fortgesetztes Schütteln in der Hand zu einer ungeheuern Wirksamkeit steigern.

Lutze reicht nun, wie er versichert, seine mit Lebensmagnetismus imprägnirten Arzneien in der 30sten Verdünnung, wobei mindestens 50 Schüttelschläge angewendet werden, mit gutem Erfolge. (Hahnemann's Todtenfeier, Cöthen 1857.)

§ 203.

Die rein wissenschaftliche Homöopathie kann dieses Verfahren nicht billigen.

Abgesehen davon, daß Dr. Lutze sehr stark an den Glauben des Kranken, an die unfehlbare Hilfsfähigkeit der Arznei tüchtig appellirt, wo die Wissenschaft ja doch unabläßig auf Ueberzeugung dringt, kann ein solch gemischtes Verfahren vor dem Forum der rein wissenschaftlichen Homöopathie keine gerechtfertigte Stellung behaupten. Denn es ist einmal Aufgabe der medicinischen Praxis, die gemachten praktischen Erfahrungen der Aerzte zu prüfen, zu sammeln und daraus ein belehrendes Material den jungen ausübenden Aerzten zu bieten. Dieses kann selbstverständlich nur dann Statt haben, wenn die praktischen Versuche nur mit einfachen und ungemischten Heilkräften veranstaltet werden; treten aber zwei verschiedenartige Kräfte, wie die lebensmagnetische Kraft und die Arzneikraft zusammen, so sind folgerichtig die Heilerfolge nur unklar und trübe und bie-

ten keinen rein belehrenden Anhaltepunkt für den nach ungetrübter Wahrheit strebenden jungen homöopathischen Arzt.

Kopp hat in seinen Denkwürdigkeiten, 2. Bd. S. 266, einen praktischen Fall mitgetheilt, wo man glaubte, rein homöopathisch curirt zu haben, wenn gleich andere nicht zu dieser Methode zu rechnenden Mittel eine vorzügliche Stelle in der Behandlung derselben spielten. Es war der geistreiche Rechtsgelehrte Jochmann aus Riga, welcher an Unthätigkeit des Darmkanals, fehlerhaftem Abdominal-Blutumlauf und in Folge dessen an hartnäckiger Stuhlverstopfung, hypochondrischer Gemüthsstimmung und Schlaflosigkeit litt. Die von allöopath. Aerzten angewandten drastischen Mittel machten seine Eingeweide um so reizloser und schlaffer. Kopp reichte ihm homöopathische Dosen: Nux vomica, Bryonia, Ignatia, Flor. Sulphur., Asa foetida. Gleichzeitig aber Klystiere von kaltem Wasser. Der Zustand besserte sich. Der gelehrte Patient schrieb die Genesung der Wirkung der homöopath. Arzneien zu, woran aber Kopp mit Recht zweifelt, da die kalten Klystiere oft erfahrungsgemäß ganz allein die hartnäckigsten Stuhlverstopfungen beseitigten.

§ 204.

Von der Anwendung der Mineralquellen und Mineralthermen als homöopathische Heilmittel.

Zu jeder Zeit war es eine praktische Lebensfrage: „ob denn die Homöopathie überhaupt, ohne mit ihrem Heilgrundsatze in Widerspruch zu gerathen, die Mineralquellen als Heilmittel gebrauchen könne, oder die Anordnung dieser natürlichen Heilpotenzen den Aerzten allöopathischer Schule überlassen müsse? Diese inhaltschwere Frage hat Dr. Ad. Haas in seiner Schrift: „Die Mineralquellen und ihr Verhältniß zur Allöopathie und Homöopathie“ auf eine lichtvolle Weise gelöst. Er zeigte klar und deutlich, daß die Mineralquellen eben so wie die homöopathischen Heilmittel constante und natürliche Verbindungen derselben darstellen und wirkliche einfache Naturkörper sind; daß die Mineralquellen Dilutionen repräsentiren, indem die Natur das Geschäft des Verdünnens übernommen; daß ferner in den Mineralquellen auch die Natur mit sehr kleinen Gaben operire. So

enthält z. B. ein Civilpfund Wasser von der Franzensquelle nicht einmal ¼ Gran Eisenoxydul und ein Pfund Wasser von der Adelheidsquelle nicht einmal 1 Gran Jodnatrium. Die Beimischung purgirender Salze wird zum großen Theil wieder unverdünnt aus dem Körper geschafft, und es bleibt nur eine kleine Quantität eigentlich wirksamer Bestandtheile zurück. Diese sind oft im Verhältniß quantitativ nicht viel stärker, als die homöopathischen Dosen.

Ein wichtiges Argument für die berechtigte Benutzung der Mineralquellen von Seiten der homöop. Aerzte ist, daß die natürlichen Mineralwässer ja so gut wie irgend ein sonstiger homöopathischer Arzneikörper geeignet sind, an gesunden Menschen geprüft zu werden, und es wurden in der That bereits mehrere Heilquellen physiologisch untersucht.

So erfuhr bereits Preus die reinen Wirkungen des Kissinger Wassers, Groß und Perutz haben die Teplitzer Thermen physiologisch geprüft, Bethmann hat die Adelheidsquelle, Watzke Franzensbrunnen, Salz- und Wasserquelle, Grooß und Porges Carlsbad, Bolle Lippspringen, Huber das Jodwasser zu Hall, Fröhlich die Ischler Soolquelle, Rummel Gastein geprüft, und in der neuesten Zeit fing man auch an, den Kreuzbrunnen zu Marienbad in Böhmen, wenn auch noch unvollständig, einer physiologischen Prüfung zu unterwerfen. Selbst die Aerzte älterer Schule sehen die Prüfung der Mineralquellen an Gesunden als ein unabweisliches Desiderat an, da bei vielen Quellen sich nicht einmal der wirkende Bestandtheil derselben nachweisen läßt. So kann die chemische Analyse keinen Schwefelgehalt in den Teplitzer Thermen nachweisen; von den Gasteiner warmen Quellen sagt Dr. Schlesinger in seinen Badebriefen ganz freimüthig, daß die Chemie bis jetzt noch kein Agens nachgewiesen hat, wodurch das warme Wasser von Gastein vom gewöhnlichen warmen Wasser sich unterscheidet.

Es stellt sich aber noch weiter heraus, daß die Verwendung der Heilquellen den Homöopathen durchaus nicht als eine Abweichung von dem Principe ausgelegt werden kann, sondern daß sie vielmehr vollständig in Uebereinstimmung mit dem Grundsatze der Aehnlichkeit stehe, wie Haas gar richtig nachgewiesen hat, daß

die von Hahnemann geprüften antipsorischen Mittel, als: Kohlensaures Ammoniak, Schwererde, Kalkerde, Jod, kohlensaure Magnesia, kohlensaures Natron, Salpetersäure, Petroleum, Phosphor., Silicea, kohlensaures Kali, salzsaures Natron, Schwefel, Arsenik, Eisen, Salzsäure, Phosphorsäure, Hepar sulphuris, Mangan, endlich die von Andern geprüfte Thonerde, Brom und Strontian, lauter solche Stoffe sind, aus welchen sämmtliche Mineralwässer zusammengesetzt sind.

Räumen wir aber auch den Mineralwässern die berechtigte Anwendung der Mineralquellen in der Homöopathie ein, so können wir doch die gleichzeitige Anwendung der homöopathischen Arzneikörper mit den Mineralquellen, z. B. des Bitterwassers und der Nux vomica bei Verstopfungen durchaus nicht billigen.

§ 205.

Von der Verbindung der Kaltwassercur (Hydrotherapie) mit der Homöopathie.

Das Wasser ist gewiß als ein echt kosmogenetisches Gemeingut der gesammten Therapie, und sowohl die homöopathischen, als die Aerzte der antipathischen Schule haben ein gegründetes Recht auf seine Heilwirkung. Es ist der ewige, große Bundesgenosse, wie Griesselich sagt, bei jeder in Anwendung gebrachten Heilweise. Hahnemann selbst hat in den ersten Zeiten seiner praktischen Laufbahn den Nutzen des kalten Wassers gegen Brown in seinen kleinen Schriften, I. Bd. S. 29, in Schutz genommen. „Viele Jahre hindurch," sagt er, „als ich noch keine specifischen Mittel für alte chronische Krankheiten kannte, habe ich diese sehr oft glücklich allein mit kaltem Waschen, kalten Fußbädern, auch wohl mit minutlicher Eintauchung in Wasser von 50 bis 60° Fahrenheit bestritten."*)

*) Hahnemann erzählt einen hierher gehörigen merkwürdigen praktischen Fall, den wir unsern Lesern mittheilen wollen. Ein schon etwas bejahrter Mann von noch ziemlichen Kräften hatte an seinem linken Arm seit 5 Jahren von unbekannter Ursache eine Paresis. Die Bewegungen

Eben so zweckdienlich ist unter Umständen, den nassen Gürtel tragen zu lassen, kalte Wasserüberschläge, Dousche- und Spritzbäder zu machen. Die hartnäckigsten Leibesverstopfungen wurden schon oft durch kalte Klystiere gehoben; Eispillen und Eiswasser leisteten Unerwartetes in der asiatischen Cholera, und kalte Wasserüberschläge um den Hals sind treffliche Beihilfen bei Halsentzündungen. Alle diese Anwendungsweisen des kalten Wassers verdienen von Seiten der homöopathischen Aerzte eben dieselbe Würdigung, als wie von jenen der ältern Schule.

Kann aber auch der homöop. Arzt von der Kaltwassercur einen berechtigten Gebrauch machen, so soll sie nur, im Hahnemann'schen Sinne, allein, ohne gleichzeitige Anwendung homöop. Mittel, in Anwendung kommen, wenn das Urtheil über die specifische Wirkung des homöop. Mittels nicht ein beirrtes sein soll, und es wird von den reinen Homöopathen die Verbindung einer systematischen Wassercur nach der Prießnitz'schen Methode mit der Homöopathie als ein Mißgriff erklärt.

§ 206.

Die Hydrohomöopathen der Neuzeit.

Einen vorzüglichen Vertreter der Hydrohomöopathie lernen wir in Dr. Ott, Landesgerichtsarzt in Mindelheim bei Augsburg, kennen. Dieser Arzt schließt sich mehr der materiellen Pathologie, als der dynamischen Krankheitslehre an, er legt der Hautausdünstung und dem Schweiße in Krankheiten ein großes Gewicht bei, wodurch auch die erleichternden Krisen herbeigeführt werden. Die glücklichen Erfolge, die wir bei den Hydropathen,

---

waren sehr schwach und gering, auch das Gefühl war sehr vermindert. Als er einst einen Anverwandten besuchte und sich Niemand fand, der zu einem kleinen Abendschmause Fische aus dem gefrornen Fischbehälter holen wollte, machte er sich stillschweigend auf, lüftete das Eis, legte sich darüber hin, und brachte fast eine Stunde zu, ehe er mit beiden in das eiskalte Wasser gesenkten Armen die nöthige Menge Fische herauslangen konnte. Als er zurück kam, klagte er sogleich über Schmerzen in seinem kranken Arme, welcher sich bald entzündete. Den andern Tag verlor sich der Schmerz. Der Arm hatte seine gesunde Empfindung wieder, die Lähmung war und blieb geheilt.

bei Schroth, Prießnitz, Cadet de Veaux, bei den Loh- und russischen Dampfschwitzbädern sehen, sprechen für die außerordentliche Nützlichkeit der Erhöhung der Hautthätigkeit. Es ist daher einleuchtend und begreiflich, daß diejenigen Homöopathen in ihrer Praxis weit glücklicher sind, welche die Homöopathie in Verbindung mit den hydriatischen Principien, mit Rücksicht auf die Stoffwechseltheorie, ausüben, indem die Ausscheidungen durch das hydriatische Verfahren kräftigst befördert werden, als jene, welche sich nur auf das homöopathische Heilverfahren beschränken. Dr. Ott hat seine Heilmethode im Jahre 1845 durch ein kleines Schriftchen: „Die Hydrohomöopathie“ bekannt gegeben, wodurch er eine große Anzahl von Homöopathen für seine Heilweise gewann.

Auf praktischem Gebiete treffen wir den k. k. Oberfeldarzt zu Schloßhof an der March, Dr. Joseph Richter. In der von uns redigirten Prager medicinischen Monatschrift, III. Jahrg., Januar 1855, theilte er seine erfolgreiche Behandlung der Cholera nach der homöotherapeutischen Methode, bei gleichzeitiger Anwendung der Kaltwasserumschläge mit, und er hat auch praktische Belege für die Congruenz der hydriatischen Behandlung mit dem homöopathischen Heilprincipe geliefert. Es war ein gemeiner Soldat, der, vom Diensteifer angetrieben, die ihm übergebene Dienstdepesche in Ermangelung eines Kahnes durch den Marchfluß trug und so durchnäßt wieder den Weg retour machte, worauf folgende Cholerasymptome, als: livide Färbung des Gesichtes, marmorirte Gliedmaßen, schmerzhafte Wadenkrämpfe, erschöpfendes Erbrechen und Durchfälle, allgemeiner Kräfteverfall, kaum fühlbarer Puls, sistirte Urinsecretion, eintraten. Es wurden sogleich kalte Umschläge auf den Unterleib applicirt, in Verbindung mit einer Kampherſolution, hierauf Veratrum (2te Dilut. 10:90) mit Erfolg gereicht, der zurückgebliebene, mäßige Durchfall, in Berücksichtigung, daß er durch Durchnässung entstanden war, mit Rhus toxicodendron, 3te Dilut., bald beseitigt. Es soll, sagt Dr. Richter, durch die Wasserumschläge die Reaction schneller eintreten.

Entwickelte sich, wie es oft geschieht, das Choleratyphoid, so reichte er den Phosphor in der 2ten oder 3ten Dilut. in Ver-

bindung mit den erregenden und erwärmenden Wasserumschlägen, unter welcher Behandlung dieser Zustand schnell und gefahrlos vorübergeführt wurde.

§ 207.

Schlußfolgerungen.

Es ist leicht einzusehen, daß hier Fälle eintreten können, wo die Wissenschaft mit der Praxis in ernsten Conflict treten dürfte; denn indem die Wissenschaft jedem Arzte, welcher die homöopathische Heilkunst zum Felde seines Forschens und seiner Thätigkeit auserseheu hat, die Pflicht auferlegt, zu ihrer Befestigung und Weiterbildung beizutragen, welches aber ja nur bei einem reinen und exacten, keineswegs aber bei einem gemischten Verfahren erzielt werden kann, erfordert die ausübende Kunst, den Kranken auf jede Weise behilflich zu sein, und die Kunst bleibt oft hinter den strengen Ansprüchen der Wissenschaft zurück.

Wir glauben daher Folgendes feststellen zu können, da die Wissenschaft nicht immer genau bestimmen kann, was die Kunst zu thun hat, und auch nicht genau entscheiden kann, ob und wie weit ein gemischtes Heilverfahren stattfinden soll; da wir nun auch ferner keinen Lehrbegriff haben, welcher uns für alle möglichen Individualitäten und Krankheitsfälle voraus sagt, welches einfache und ausreichende Heilverfahren zur Erzielung eines glücklichen Erfolges einzuleiten wäre, so kann eine beihilfliche Heilmethode durchaus nicht unbedingt verworfen werden; ist aber dem homöopathischen Arzte doch nur ausnahmsweise zu gestatten, da es nach den bisherigen Fortschritten der Homöopathie zu erwarten ist, daß, je reicher, ausgedehnter und genauer erkannt unser Heilapparat wird, auch in diesem Maße die Heilweisen anderer Schulen entbehrlicher werden, da die anscheinende Insufficienz keine absolute, sondern nur eine relative ist, sie liegt nicht in dem naturgemäßen Principe der Aehnlichkeit, sondern in der Jugend unserer Heillehre, in der Unvollkommenheit unserer bisherigen Erfahrungen.

Fünfzehntes Capitel.

Von der äußerlichen Anwendung der Arzneien.

§ 208.

Hahnemann's Ansicht und Verfahren hierüber.

Die Anwendung specifischer Mittel auf jeden Körpertheil, der nur Empfindung besitzt, ist ein Technicismus, der in der ältern Medicin allzusehr gemißbraucht, sowie in der neuern Schule andererseits allzusehr unberücksichtigt blieb. Denn so irrig und unheilbringend die Ansicht und Behandlungsweise sich herausstellt, den Schanker (Ulcus syphiliticum) als ein reines Localübel zu betrachten, das bestehende Allgemeinleiden unberücksichtigt zu lassen und dem Leiden nur die Anwendung äußerer Mittel entgegenzusetzen, wie auch Hahnemann im Organon S. 238—240 so schön auseinander setzte, so ist es andererseits nicht einzusehen, warum wir ewig nur die Zunge und den Magen als die privilegirten Landstraßen für den Heilapparat ansehen. Hahnemann erklärte in der That auch später jeden Körpertheil, der nur Tastsinn besitzt, für fähig, die Arzneiwirkungen aufzunehmen und fortzupflanzen. Wohl hält er am empfänglichsten den Mund, die Zunge, den Magen, doch sind nicht viel weniger die innere Nase und die Lungen empfänglich; die empfänglichsten Stellen sind aber die Zeugungstheile und der Mastdarm, ferner hautlose, verwundete oder geschwürige Stellen. Wir sehen daher Hahnemann schon frühe auf anderem Wege, als durch den Mund, Arzneien anwenden. In seinen kleinen medicinischen Schriften, Bd. I. S. 1601, erzählt er folgende interessante Heilungsgeschichte: Ein gesundes Bauernkind bekam nach einem heftigen Sturze an der Unterlippe einen sehr schmerzhaften Knoten, der binnen vier Wochen an Härte, Größe und Schmerzhaftigkeit schon sehr zugenommen

hatte. Der ausgepreßte Saft von Conium maculatum auf die leidende Stelle gebracht, brachte die Heilung binnen 14 Tagen zu Stande ohne Rückkehr derselben.

Eben so legte er ein Stückchen Papier mit Opiumtinctur getränkt auf die Herzgrube gegen einen Krampfanfall. Nicht minder redete er der äußerlichen Anwendung der Schwefelleber bei der Krätze sowie der äußerlichen Anwendung des Arseniks beim Gesichtskrebs das Wort. Zwar wich Hahnemann auf eine kurze Zeit von dieser Ansicht ab und lehrte in seinem Organon, daß die äußerliche Anwendung eines noch so angezeigten Mittels auf die angegriffene Stelle zu untersagen ist, und nur innerliche Mittel in Gebrauch zu nehmen sind; er ging aber bald zu seinen frühern Lehren zurück und lehrte in seinen chronischen Krankheiten das Einreiben der zugleich innerlich gegebenen Arznei. So kann z. B. bei Warzen Dulcamara zugleich äußerlich und innerlich angewendet werden, nur darf der Arm oder der Unterschenkel nicht von Krämpfen, von einem Herpes oder sonst von Schmerz ergriffen sein.

So empfiehlt er die Anwendung der Thuja-Tinctur äußerlich auf die Condylome nebst dem innerlichen Gebrauche derselben, welches in der That die Heilung ungemein befördert.

§ 209.

Erfahrungen späterer homöopathischer Aerzte über die äußerliche Anwendung der Arzneimittel.

Aber auch die Erfahrungen anderer homöopathischer Aerzte sprechen für den guten Erfolg der äußern Anwendung der Heilmittel. Das Verbannen der externen Anwendung der Arzneikörper hat wohl seine Begründung in der dynamischen Anschauungsweise der rein dynamischen Pharmakojatrik, die nur das Nervensystem als den großen Regulator und Träger der Arzneikraft angesehen wissen will; nehmen wir aber die physiologischen Functionen der Haut in bessern Anbetracht, und bedenken wir, daß bei der äußern Anwendung der Heilmittel nicht nur die Lymphgefäße, sondern auch die Hautnerven (Nervi cutanei) bethätiget werden, so finden wir die äußere Anwendung der Heilmittel in der Homöopathie auf dynamischem Wege gerechtfertigt.

So ließ Groß gegen ein Geschwür an einem Finger Silicea 30. mit Erfolg einstreuen (Allg. hom. Ztg., Bd. VIII. Nr. 7). Bakhausen versichert, die Ruhr durch Sublimat-Klystiere besser zu heilen, als durch den Sublimat, innerlich gebraucht. So heilte er Augenentzündungen durch die äußere Anwendung des Sulphur; Verbrennungen wurden durch Rhus tox. 3., äußerlich angewendet, geheilt.

Bakhausen geht von dem Gedanken aus, daß die Arznei ja auch an der angegriffenen Stelle ihre Wirkung entfalten müsse, und es wäre auch ein Umweg, wenn man sie immer nur durch den Mund wolle gehen lassen. Er stellt auch die Arzneiwirkungen mit den Krankheitsursachen in eine sehr glückliche Parallele. Denn so, wie Krankheitsursachen von einer kleinen Stelle, wie z. B. beim Panaritium, ihren Anfang nehmen, und von da auf den Organismus sich weiter verbreiten; eben so nehmen die Arzneiwirkungen von einer kleinen Stelle ihren Anfangspunkt und verbreiten ihre Wirkung von dort weiter.

Ueberhaupt ist vorzüglichst unser Augenmerk dahin zu leiten, daß das äußere Mittel nur homöopathisch richtig gewählt sei. An der Applicationsstelle liegt in der That nicht gar viel, ist doch seine Wirkung immerhin nur auf das Nervensystem gerichtet, möge es die Nerven der Hautbedeckungen oder jene der innern Organe berühren. Wenn die Brechweinsteinsalbe gegen Keuchhusten, das Crotonöl gegen rheumatische Schmerzen, und die Blätter des Ranunculus bulbosus gegen Ischias sich hülfreich beweisen, so ist ihre Wirkung nicht nur eine derivirende, sondern eine homöopathische, wie Kämpfer in der Allg. hom. Ztg., Bd. 26, Nr. 1, überzeugend nachgewiesen hat.

Wenn Jemand eine heftige Neuralgie der Planta pedis bekommt, und es paßt homöopathisch Veratrum, so ist nicht einzusehen, sagt Griesselich, warum das Mittel nicht an der angegriffenen Stelle angewendet werden soll; man hat in solchen Fällen von Veratrin entschiedenen Vortheil gesehen, und es ist um so mehr bei der innerlichen Anwendung des Veratrums in diesem Falle das Veratrin auch äußerlich anzuwenden, weil die innerliche Anwendung durchaus nicht unbedingt vor den sogenannten Metaschematismen schützt, durch die gleichzeitige äußere An-

wendung des Mittels aber diesem Verjagen des Schmerzes auf einer Seite und das Hervortreten in den innern Theilen, meint Griesselich, ziemlich vorgebeugt werde. Dieses Verfahren stimmt mit der Hahnemann'schen Lehre vollkommen überein. Auch Hahnemann lehrte in seinen chronischen Krankheiten, II. Bd., S. 8, daß die heilsame Wirkung des innerlich angewendeten Heilmittels um Vieles vermehrt werde durch die gleichzeitige äußere und innere Anwendung, vorzüglichst bei der Heilung chronischer Krankheiten; denn in acuten Krankheiten wird man keine Veranlassung haben, die örtliche Anwendung homöopathischer Arzneien in Gebrauch nehmen zu müssen.

§ 210.

Praktische Belege für die Hahnemann'sche Behauptung.

Daß die äußere Behandlung sehr oft die innere Behandlung unterstützt und die Heilung schneller von Statten gehe, beweisen folgende Erfahrungen der Praktiker:

Bei verhärtetem, wie Knorpel anzufühlenden Schanker wird nach Riccord die innere Behandlung durch die gleichzeitige Anwendung einer Salbe aus Calomel und Fett ungemein rasch befördert.

Eine große Hydrocele bei einem Wassersüchtigen schwand bald durch Arnicaüberschläge; bei der innern Behandlung allein dauerte sie Monate lang.

Die Einreibungen der Tincturen von Bryonia, Belladonna, Colocynthis und noch andern homöopathisch angezeigten Mitteln bei Augenleiden, Zahnweh u. s. w. haben sich oft sehr gut bewährt.

So benützte Veith Chamilleneinreibungen gegen Ischias (Hygea, Bd. V., S. 449); Koch die Nux. vom. gegen Prolapsus Ani (Hygea, Bd. XIII., S. 85); Mayerhofer bestrich den krampfhaften Muttermund mit Belladonnasalbe (Oest. med. Wochenschr. 1842, Nr. 7); Segin ließ Euphrasia gegen das Auge verdampfen (Hygea, Bd. XVI., S. 564); Patzack benützt die Fichtennadeln in Badeform (Allg. hom. Ztg. 1835, Juli). Auch neuerdings hat Würzler in der Versammlung der Homöopathen in Magdeburg (Aug. 1853) auf die Hilfe verschiedener Mittel

zum äußern Gebrauche aufmerksam gemacht, wie auf Arnica, Arsenic. und Calendula in Salbenform bei Eiterung; auf die äußere Anwendung von Arsenic., Kreosot. und Galläpfeln beim Decubitus; auf Aconit., Arsenic., Symphytum und Opium bei Knochenbrüchen, auf Canthariden bei Verbrennungen — es versteht sich von selbst bei gleichzeitiger innerer Anwendung des homöopathisch angezeigten Mittels. Nachtheilig ist aber die blos örtliche Behandlung, wo das Localleiden ein Reflex eines tiefern constitutionellen Uebels ist, wie z. B. bei der Syphilis und den Hautausschlägen, worauf schon Hahnemann in seinen chronischen Krankheiten aufmerksam machte.

Sechszehntes Capitel.

Von der Zeit zur Anwendung der Arzneien.

§ 211.

Hahnemann's Angabe hierüber.

In den chronischen Krankheiten, I. Bd., S. 231, sagt Hahnemann, daß die beste Zeit zum Einnehmen einer Gabe einer antipsorischen Arznei früh nüchtern sei, wo man dann das Pulver nur trocken einnimmt und so für sich auf der Zunge zergehen läßt, oder mit 2—3 Tropfen Wasser im Löffel angefeuchtet, einnimmt, ohne etwas darauf zu trinken, oder sonst zu genießen, binnen einer halben oder ganzen Stunde. Diese Angabe der Tageszeit kann aber natürlich nur bei chronischen Uebeln Statt haben; in acuten Krankheiten hingegen kann die Anwendung der Arznei keineswegs an eine bestimmte Tageszeit gebunden sein. Nun ertheilt Hahnemann bei dieser Gelegenheit noch einige wichtige Regeln und Bestimmungen in Beziehung der Zeit des Einnehmens der Arznei, die wir hier in der Kürze mittheilen.

Erstens: Nach dem Einnehmen muß sich der Kranke wenigstens eine volle Stunde ganz ruhig verhalten, doch ohne zu schlafen; denn der Schlaf verspätet die anfängliche Wirkung. Er muß in dieser Stunde alle widrige Gemüthsbewegungen vermeiden, auch den Geist auf keine Weise, weder durch Lesen, noch durch Nachdenken erfordernde Gespräche anspannen.

Zweitens: Weder kurz vor der zu erwartenden weiblichen Periode, noch auch während des Flusses derselben darf eine Arznei eingenommen werden; wohl aber kann man sie schon, wo nöthig, am vierten Tage nach dem Ausbruche derselben, etwa 96 Stunden darnach, eingeben. Bei einer krankhaften Beschaffenheit des Monatlichen, welche sich durch eine Ueberempfindlichkeit

oder Ueberreiztheit äußert, lasse man inzwischen an Nux vom. 30. riechen und setze dann die nöthigen Mittel fort.

Drittens: Schwangerschaften behindern nicht die Fortsetzung der antipsorischen Cur, und können sogar zur Verhütung des Abortus, indem sie das innere dyskrasische Leiden entfernen, dienen.

Viertens: Säugenden Kindern selbst wird nie eine Arznei eingegeben; blos die Mutter oder die Amme nimmt das Mittel an ihrer Stelle ein; durch die Milch wirkt die ins Blut aufgenommene Arznei aufs Kind schnell, mild und heilkräftig.

§ 212.

Ansichten anderer homöopathischer Aerzte über die Darreichungszeit der Arzneien.

Ausgehend von der Ansicht, daß der Schlaf die Wirkung der Arzneien verspätet, bezeichnete Hahnemann den Morgen als die geeignetste Einnahmezeit. Doch stimmen Trinks und Rau mehr für die Abendzeit vor dem Schlafengehen, weil man sich zu dieser Zeit der Einsamkeit und Ruhe hingiebt, wo weder Gemüthsaufregungen, Temperaturveränderungen, noch Anstrengungen des Geistes und des Körpers stattfinden, und wo, weil nur das vegetative Leben noch in Thätigkeit ist, die Assimilation der genommenen Arznei nicht so leicht gestört werden kann, als im Verlaufe des Tages, wo es an störenden Einflüssen nicht mangelt. Es darf auch dem praktischen Arzte nicht entgehen, daß gewisse Arzneimittel ihre Wirkung vorzüglich des Morgens entfalten, wie Nux vom., Calc. carb., Tartar. emet., Cannabis ꝛc.; andere aber ihre Wirkung mehr Abends oder in der Nacht äußern, wie z. B. Belladonna, Bryonia, Ignatia, Arsenic., Chamomilla, Pulsatilla, Cocculus, Cina, Sulphur. Man hält es für rathsam, die Mittel nicht zu der Zeit zu geben, wo sie ihre Primärwirkungen äußern. Werden Belladonna, Pulsatilla und Chamomilla Abends genommen, unmittelbar vor dem Schlafengehen, so verursachen sie häufig einen unruhigen Schlaf. Hingegen wirkt Nux vom. am Vortheilhaftesten, wenn man sie kurz vor dem Schlafengehen nimmt. Diese praktischen Winke sind zu beobachten, wo keine Gefahr im Verzuge ist.

Bei Menstrualkoliken ist es rathsam, während der Vorboten der nahenden Periode das gewählte passende Mittel mehrmals hinter einander zu reichen. Auch selbst während der Menstrualzeit, meint Rau, können Arzneimittel gegeben werden in kleinen Dosen, gegen Hahnemann. Wir stimmen aber mehr für Hahnemann's Ansicht, in nicht dringenden Fällen zur Zeit der eingetretenen Periode keine Arznei zu reichen.

So sahen wir einmal von der Belladonna 6., in der Periodezeit gegen einen nervösen Zahnschmerz gereicht, die plötzliche Unterdrückung des Monatflusses und die hierauf folgende Eingenommenheit des Kopfes in Verbindung mit einem lang anhaltenden congestiven Kopfschmerz.

Siebzehntes Capitel.

Die homöopathische Krasenlehre und die antidiskrasischen Mittel.

§ 213.

Die Hahnemann'sche Psoratheorie und die antipsorischen Heilkörper.

Diese Lehre ist unbestritten der allerempfindlichste Punkt der pathologischen Ansichten Hahnemann's, und es hat auch in der That nie eine pathologische Theorie mehr Aufsehen erregt bei ihrem ersten Auftreten in der medicinischen Welt, als diese. War sie für einige der Stein des Anstoßes, der sie beinahe, wie Jahr sagt, mit ihrem Erfinder brechen und seine ganze Lehre mit der Homöopathie bei Seite werfen machte, so ist sie für andere wieder die Angel geworden, um die sich in ihren Augen die ganze homöopathische Heillehre bewege. Besonders ist es unsere Neuzeit, wo sich zwei Theorien, nämlich die Psoratheorie und die Milbentheorie, so schroff gegenüberstehen.

Hier ist ein sachkenntliches und unbefangenes Urtheil nöthig, um nicht Alles unbedingt anzunehmen, noch auch Alles unbedingt zu verwerfen, was Hahnemann in dieser Hinsicht lehrte.

Wir wollen nun zuvörderst die Hahnemann'sche Psoratheorie in Anbetracht nehmen.

Die Psoratheorie repräsentirt die eigenthümliche Ansicht Hahnemann's, daß die Psora, der Krätzausschlag, die Syphilis und die Sycosis oder Feigwarzenkrankheit das Wesen und die Grundursache aller chronischen Krankheiten sei. Bestimmt fand sich Hahnemann für diese Theorie durch den Umstand, daß der Krankheitsverlauf bei den chronischen Krankheiten ganz ein anderer sei, als bei den acuten; denn indem bei den acuten Krankheiten in der Mehrzahl der Fälle,

sobald das Heilmittel einmal nach dem Aehnlichkeitsprincipe richtig gewählt ist und dem Krankheitsbilde vollkommen entspricht, eine vollkommen andauernde Genesung eintritt und Recidiven und Rückfälle nur in sehr seltenen Fällen vorkommen, zeigt es sich bei den chronischen Krankheiten gar zu oft, daß die nach dem Principe selbst bestens gewählten Mittel wohl eine Besserung, aber keine gründliche Heilung erzielen, und die bedeutungslosesten Diätsünden bringen die beseitigt geglaubten Leiden wieder zum Vorschein, ja die Krankheit tritt oft unter neuen Erscheinungen noch hartnäckiger auf.

Auch fand er bei den chronischen Krankheiten, daß sie nicht so leicht, bei Beachtung einer geregelten Lebensordnung, durch die Naturheilkraft beseitigt werden, wie die acuten. Er glaubte daher, einen genügenden Erklärungsgrund für die Hartnäckigkeit der chronischen Krankheiten in einem eigenthümlichen, im Organismus tief ruhenden dyskrasischen Momente, welches er mit dem Namen Psora belegte, finden zu können.

Hahnemann, welcher mit dem Geiste eines Hippokrates, das Wissen eines Sydenham und die Belesenheit eines Curt Sprengel verband, und mit kritischem Geiste das Feld der chronischen Leiden durchzog, fand, daß $\frac{7}{8}$ Theile derselben den unterdrückten Krätzausschlägen ihren Ursprung verdanken; eine Ansicht, die in den Erfahrungen der größten Aerzte damaliger Zeit, in den Erfahrungen eines Lentil, Friedr. Hofmann, Morgagni, Unzer, Sennert und Diemenbrok ihre vollgültigste Bestätigung fand. Das letzte Achtel der chronischen Krankheiten schrieb er der damals schlecht behandelten und im Körper immer noch fortwuchernden Syphilis und Sycosis zu. Nun suchte Hahnemann auch dieser neuen Theorie einen praktischen Werth zu unterbreiten und machte uns in seinen „Chronischen Krankheiten“ mit mehreren sorgfältig geprüften Mitteln bekannt, die den chronischen Uebeln entgegenzusetzen wären, und nannte sie, da er einmal $\frac{7}{8}$ der chronischen Krankheiten der Psora zuschrieb, auch antipsorische Mittel. Die vorzüglichsten sind: Sulphur, Lycopodium, Silicea, Jod, Phosphorus, Petroleum, Sepia, Zincum, Ammonium carbonicum, Baryta, Calcarea, Graphites, Magnesia, Murias Magnesiae, Natrum

carb., Acidum nitri, Carbo vegetabilis, Causticum, Conium maculatum, Kali carbonicum, Natrum muriaticum. So weit die Hahnemann'sche Psora-Doctrin.

§ 214.

Einwürfe und Bedenken gegen die Psoratheorie.

Selbst Jahr, einer der eifrigsten Verehrer Hahnemann's, welcher von der äußern Vertreibung der Krätze sehr langwierige und üble Folgen gesehen haben will, stellt es sehr in Frage, ob darum nun auch sämmtliche chronische, nicht syphilitischen Krankheiten der Krätze ihren Ursprung verdanken, und nicht auch andere Quellen haben könnten. Eine Frage, die sich, ohne weitern Beweis, weder durch bloße Assertion bejahen, noch durch bloße Negation verneinen läßt. Die Gegner machen daher folgende Einwürfe:

Erstens: Aus dem krätzartigen Ursprunge einiger chronischen Krankheiten auf die gleiche Natur aller nicht syphilitischen schließen zu wollen, würde ein nicht geringerer Fehler sein, als wenn man z. B. aus der Menge des Goldes, welches Californien nach Europa sendet, den Schluß ziehen wollte, daß nun auch alles Gold, das wir in unserem Welttheile sehen, aus jenem Lande zu uns herüber käme.

Zweitens, sagen sie, ist es ein Trugschluß, aus der Wirksamkeit des Schwefels und der meisten antipsorischen Arzneien, die wohl bei Ausschlägen gute Dienste leisten, auf das ganze Heer der chronischen Krankheiten zu schließen, daß sie sämmtlich psorischer Natur sind. Dieser Schluß, sagen sie, wäre eben so richtig, als wenn man behaupten wollte, daß die einfachen Katarrhe, die Herbstruhren, die rheumatischen Ohren-, Zahn- und Kopfschmerzen, gegen welche der Mercur mit Nutzen gebraucht wird, alle syphilitischer Natur wären, weil der Mercur in der Syphilis eine specifische Wirkung äußert.

Es erregt auch drittens selbst bei den Anhängern der Homöopathie kein geringes Befremden, daß Hahnemann, der die Krankheiten immateriell und rein dynamischer Natur gehalten haben will, bei den chronischen Krankheiten einen gewaltigen Rückschritt macht und sich von den Ansichten der älteren Humeralpathologen gar nicht weit entfernt, indem er die Existenz

eines fremden materiellen Stoffes als erste innere Ursache anerkennt.

§ 215.

Unter die entschiedensten Gegner der Psoradoctrin gehören die Anhänger der Milbentheorie. Hebra, Bock, Karsch u. A.

Prof. Hebra, Vorstand der großen Abtheilung für Hautkranke am Wiener allgemeinen Krankenhause, bestreitet in seinen dermatologischen Skizzen (Zeitschr. der k. k. Gesellschaft der Wiener Aerzte, Aug. 1846), indem er sich auf 1500 Krankheitsfälle beruft, die Lehre von den Metastasen der Krätze und der psorischen Schärfen, die nach ihm ins Reich der alten Mythe gehören. Nicht aus Büchern, sondern aus der Natur, meint er, sollen ihm solche Metastasen nachgewiesen werden. Auch die herpetischen, impetiginösen, leprösen und psorischen Dyskrasien gehören, nach seiner Ansicht, trotz der Erfahrung der glaubwürdigsten Aerzte, in das Land der Fabel.

Nur die Krätzmilbe (Acarus scabiei vel Sarcoptes hominis) allein ist das einzige pathologische Moment, dem die chronischen Ausschläge ihr Dasein verdanken, und diese Parasiten zu zerstören, ist ihm die höchste Aufgabe der Therapie, und zwar am besten durch äußere Mittel. Seine Behandlungsart der Scabies, wie wir auf seiner Abtheilung für Hautkranke sahen, ist folgende: Er verordnet eine Salbe aus Sulphur venalis, Picis liquidae aa unc. 4. Cretae albae unc. 4. Saponis viridis, axung. porci aa libr. I. Mit dieser Salbe läßt er nur die Theile, wo Milbengänge gefunden werden, durch 2 Tage, täglich zweimal, einreiben, und die geschmierten Stellen durch Einwickeln in Kotzen außer Berührung mit dem übrigen Körper setzen; nach der vierten Einreibung geht der Kranke in ein laues Bad, nachdem er vorher die noch anklebende Salbe sorgfältig durch Waschungen entfernt hat.

Diese Salbe wird vorzüglichst bei Weibern angewendet.

Bei Männern verordnet Hebra eine Krätztinctur, bestehend aus:

Flor. Sulphur. unc. 2, Cretae unc. 4,
Bitum. fagi unc. 6,

Saponis virid.
Alcohol rectificat. aa libr. 1,
für 10 Personen hinreichend.

Die Kranken werden zuerst gebadet und mit Schmierseife (Sapo viridis) abgerieben und dann mit dieser Mischung eingestrichen. Das Verfahren wird an 2 auf einander folgenden Tagen wiederholt und nach abermals 24 Stunden ein Reinigungsbad gegeben.

Bei zurückbleibenden Knoten empfiehlt er äußerlich Fomentationen aus: Lixiv. Caustic. dr. 1, aq. dest. simpl. libr. 1. oder Merc. subl. corrosiv. dr. 1, aq. dest. simpl. libr. 1, eben zu Fomentationen.

Bei vorkommenden zahlreichen Pusteln giebt er äußerlich Merc. subl. corrosiv. dr. 1, aq. dest. unc. I., mit 6 Pfund Wasser verdünnt, zu Handbädern.

Bei dieser Heilmethode werden die Parasiten vernichtet, nach Hebra ohne alle üble Folgen, und den Vorwurf, daß bei nach dieser Methode behandelten Geschwüren und besonders bei alten Leuten apoplektische Anfälle nicht selten vorkommen, sucht er dadurch zu beseitigen, daß ja Jedermann von Apoplexie befallen werden könne und alte Leute am öftersten.

§ 216.

Hebra's Argumente für die Milbentheorie.

Prof. Hebra sucht seine Theorie durch folgende Beweisgründe festzustellen:

Erstens: das Impfen mit der Flüssigkeit der Krätzpusteln bringt keine Scabies hervor; nur das Aufsetzen der Milben auf die Haut erzeugt Scabies; durch Ablesen und Wegnahme der Milben aus den Gängen kann die Scabies geheilt werden.

Zweitens: Kratzen die Kranken nicht, so bekommen sie keinen Ausschlag; Paralytische, die nicht kratzen können, haben wohl Krätze, das heißt Milben in ihren Gängen und doch keinen Ausschlag.

§ 217.

Naturhistorische Darstellung der Krätzmilbe und ihr Einwirken auf die Haut.

Professor Karsch in Münster, einer der schärfsten Gegner der Homöopathie, hat in seiner Schrift: Naturgeschichte der Krätze,

Münster, 1856, über das Naturhistorische der Krätzmilbe ein schönes Licht verbreitet. Wir geben davon das Wissenswertheste, eingedenk der Lehre unsers Meisters, das Gute da zu nehmen, wo wir es finden, selbst bei unsern Gegnern.

Die Krätzmilbe, sagt er, war schon im 12. Jahrh. dem arabischen Arzte Avenzoar bekannt als ein Thierchen, welches in der menschlichen Haut lebe, durch Graben und Miniren darin Jucken und Bläschen erzeuge. Es entging aber damals den Naturforschern die Beobachtung, daß diese Thierchen sich im Süden, wo überhaupt die gesammte Pflanzen- und Thierwelt in üppigerer Lebensfülle sich entwickelt, besonders vorfinden, während man im Norden, welcher für die Entfaltung des niedern Thierlebens eine ungleich geringere Empfänglichkeit zeigt, auch von diesen Schmarotzern meistens unberührt blieb. Doch blieben sie selbst den Grönländern nicht unbekannt, und der grönländische Pfarrer Otto Fabricius bewunderte 1780 sehr die Geschicklichkeit der Grönländer, mit welcher sie, wie die besten Entomologen, diese Thierchen in ihren Schlupfwinkeln aufzuspüren verständen. Nichtsdestoweniger scheint der Italiener Cosmos Bonomo der Erste gewesen zu sein, dem es vergönnt war, einen klaren Blick in die gesammten Lebensverhältnisse dieser Thierchen zu werfen. Es gelang ihm nicht nur, die Anwesenheit dieser Thierchen, sondern auch die winzigen Eier derselben nachzuweisen. Er zeigte, daß die Krätze nicht auf Schärfe im Blute beruhe, sondern daß sie nichts anderes sei, als eine Folge der unablässigen Arbeiten jener kleinen Thierchen, die durch ihr unablässiges Beißen und Graben ein lästiges Jucken erzeugen, und indem sie von einem Menschen zum andern übersiedeln, auch die Ansteckung bedingen, daß aber auch durch äußere Mittel die Thiere sammt ihrer Brut zerstört werden können. Nun brechen wir vorläufig den historischen Theil dieser kleinen Wesen ab, und gehen zu dem anatomisch-physiologischen Bau und der Einrichtung derselben über. Die Krätzmilbe, die zu den spinnenartigen Thieren (Arachniden) gehört, ist etwa $\frac{1}{5}$''' lang und ungefähr $\frac{1}{7}$''' breit, erscheint dem bloßen Auge als ein kleiner weißlicher Punkt, unter dem Mikroskope aber stellt es ein kleines, vorn und hinten eingekörbtes Schildkrötchen mit Haaren und Borsten dar.

Der Kopf dieses Thierchens enthält die Freßwerkzeuge. Im Innern der Milbe befinden sich Speiseröhre, der Magen, der Darm, der Luftsack und die Genitalien; Augen, Nerven und Blutcirculationssystem, fehlen. Die männliche Krätzmilbe ist weit seltener, als die weibliche, hat eine kürzere Lebensdauer, ist nur halb mal so groß als das Weibchen, welches bei einer Lebensdauer von 3 bis 4 Monaten bis über 50 Eier legt, aber immer nur eins auf einmal, das fast ein Drittel des ganzen Thierchens mißt. Im gelegten Ei entwickelt sich binnen wenigen Tagen diejenige Milbe, die anfangs nur 6 Hinterbeine hat, später aber 8 zählt, wie bei allen Arachniden. Nach 8 bis 10 Tagen schlüpft die junge Milbe als Larve heraus, sie streift die Haut ab und kriecht aus ihrer Hülse als vollkommen achtbeinige Milbe hervor. Diese beschriebene Milbe ist stets nur in der Haut des Menschen zu entdecken, nur die menschliche Haut ist ihre eigentliche Heimath, nur in dieser vermag sie zu leben; sie darf daher weder mit den Käfermilben (Gamasus celeophratorum), mit der Mehlmilbe (Acarus farinae), die sich im alten Mehle vorfindet, noch mit der Käsemilbe (Acarus siro), oder mit der Zuckermilbe, die sich an trockenen Früchten so oft vorfindet, verwechselt werden. Ihre Nahrung sucht sie in den Säften der Oberhaut, in welche sie sich zu diesem Zwecke einbohrt. Das Einbohren findet statt zwischen der Epidermis und dem Malphigyschen Netz; sie bildet sich einen horizontalen Gang, indem sie die Epidermoidalschicht vom Malphigyschen Schleimnetz ablöset und, zwischen beiden hinweg kriechend, die Oberhaut über sich in ähnlicher Weise dachförmig emporhebt, wie etwa ein dicht unter der Oberfläche hinwühlender Maulwurf das Erdreich. Die Lederhaut (Corium) wird nie oder selten durchdrungen. Durch dieses Durchbohren der Oberhaut entstehen kleine Oeffnungen, wodurch die Poren wie schwarze Punkte erscheinen, die nichts anderes als Fäcalmassen der Milbe sind. Diese kleinen Oeffnungen dienen theils zum Einlassen der zum Athmen nöthigen Luft, theils zum Herauslassen der jungen ausgebrüteten Milben. Das Männchen und die Larve bohren sich nur einen kurzen Gang, das Weibchen dagegen einen langen Gang und füllt denselben mit Eiern aus.

Nur in den Milbengängen trifft man die Milbe, niemals aber im Innern der Bläschen.

Die feinen, unter der Oberhaut hingehenden, weiß geschlängelten Milbengänge lassen an ihrem blinden Ende die Milbe als rundliche, grünweiße Anschwellung sehen.

Am liebsten wählt sich die Milbe zum Einbohren die weichen und warmen Hautstellen, vorzugsweise die Außenseite der Hand, besonders zwischen den Fingern, die Unterfläche des Handgelenkes, die Achselhöhle, die Knie- und Ellenbogenbeuge.

Da die Milbe in der Wärme lebhafter, in der Kälte aber starr wird, so wandert sie hauptsächlich in der Nacht und im warmen Bette umher. Es werden aber durch das Einbohren die Nerven der Haut gereizt, es entsteht ein Jucken, welches zum Kratzen nöthigt, wobei einzelne Hautdrüsen sich entzünden, eine Feuchtigkeit ausschwitzen und so nach der individuellen Anlage des Behafteten bald Knötchen, bald mit Lymphe gefüllte Bläschen, bald mit Eiter gefüllte Pusteln zu Stande bringen und so den Krätzausschlag bilden.

Es ist also, nach den Anhängern der Milbentheorie, der Krätzausschlag nur als solcher zu erkennen, wenn man die Krätzmilbe findet. Das einzige charakteristische und untrügliche Zeichen der Psora sind die Milben und ihre Gänge; die verschiedenen secundären Affectionen wären unwesentlich und von individueller Natur.

§ 218.

Einfaches operatives Verfahren, um die Krätzmilben hervorzuholen.

Um nun die Thierchen aus ihren Schlupfwinkeln oder aus den Gängen hervorzuholen, gräbt man mittelst einer gewöhnlichen Stecknadel den Gang in der Weise auf, daß man dieselbe von dem einen Ende des Ganges aus langsam und vorsichtig unter die emporgehobenen Oberhauttheile schiebt, die erhobenen Theile nach rechts und links hin ausbreitet und dadurch nach und nach den Gang seiner ganzen Länge nach offen legt. Alsdann geht man mit der Nadelspitze leise über den Grund des Ganges hinweg, um diese unter die sicher oder vermuthlich vorhandene Milbe

zu schieben, und betrachtet von Zeit zu Zeit die herausgenommene Nadel gegen das Licht, um sich zu überzeugen, ob an der Nadelspitze die Milbe hängen blieb. Mittelst ihrer Ambularka heftet sie sich gar bald an jeden fremden Gegenstand an und wird dann leicht aus ihrem Gange hervorgehoben. Man sieht sie dann als ein kleines weißliches, kugliges und glänzendes Bläschen an der Nadelspitze hängen, und kann sogar mit bloßem Auge bei günstiger Beleuchtung die langen Borsten ihrer Hinterbeine erkennen. Anfangs hängt die Milbe in der Regel ruhig, bald aber bewegt sie sich und zumal bei warmer Temperatur der Umgebung hat man oft das Vergnügen, das winzige Thierchen munter um die Nadelspitze sich herumbewegen zu sehen. Doch hat man beim Aufgraben und etwaigen Aufkratzen der Gänge sich zu hüten, daß man nicht etwa durch unvorsichtiges Arbeiten mit der Nadel die kleinen Thierchen herausschnellt und auffängt. Die Operation selbst ist für den Kranken schmerzlos, wenn die Nadelspitze mit der gehörigen Vorsicht gehandhabt wird.

§ 219.

Einwürfe gegen die Milbentheorie.

Erstens: Es ist eine Thatsache, daß sich die Krätzbläschen in großer Menge oft an solchen Körpertheilen befinden, welche sehr weit von dem Sitze der Krätzmilbe entfernt sind, und an denen sich nicht eine einzige Krätzmilbe befindet.

Prof. Karsch giebt es selbst zu, daß z. B. der Krätzausschlag am Knie sich befinden kann, ohne daß eine Milbe dort gefunden wird, und daß sich an der Hand Milben befinden können, ohne an derselben einen Ausschlag zu erzeugen. L. c. Seite 12 sagt er: „Es ist freilich wunderbar, und nicht zu erklären, woher es komme, daß sich an einem, von den Milben bewohnten Körper, trotzdem, daß die Milben nur an bestimmten, sehr wenigen Körperstellen hausen, an ganz entfernten Orten, welche keine Spur von Milben und Milbengängen erkennen lassen, dennoch zahlreiche Papeln, Bläschen und Pusteln bilden, welche offenbar so wenig wie die an den Händen befindlichen von dem directen Nagen der Milben herstammen können."

Diese, dem Prof. Karsch so wundersam vorkommenden Erscheinungen, finden ganz ungezwungen ihre genügende Erklärung, daß die Milbe nicht die alleinige Ursache des Krätzausschlages sei, wie Prof. Karsch fest behauptet, sondern daß der Krätzausschlag auch ohne Milbe, durch ein dyskrasisches Moment erzeugt werden kann.

Zweitens steht Hebra's Ausspruch: „daß, wenn die Kranken nicht kratzen, sie auch keinen Ausschlag bekommen, und daß Paralytische, die nicht kratzen können, keinen Ausschlag haben", die von Liedbeck mitgetheilte Thatsache (Hygea VIII. 308) entgegen, wo eine Gelähmte von ihrer krätzigen Trägerin angesteckt wurde.

Drittens: Gestehen wir auch, daß in vielen Fällen durch das rechtzeitige Zerstören der Krätzmilbe der Krätzausschlag baldigst entfernt werden kann, so folgt noch nicht daraus, daß, da wir mit den physiologischen und pathologischen Verhältnissen der Milben, mit dem gesunden und kranken Zustand derselben allzuwenig bekannt sind, nicht die Milben dem Organismus eine bleibende krankhafte Richtung mittheilen können? Auch in Betreff des venerischen Schankers giebt es, wie Jahr richtig bemerkt, Fälle, und namentlich gewisse Impfversuche, in denen allerdings auf die rechtzeitige Cauterisation des kaum entstandenen ersten Bläschenkeimes weder Rückfälle, noch irgend ein Symptom nachfolgender allgemeiner Lustseuche oder secundärer Erscheinungen zum Vorschein gekommen sind; doch in der Mehrzahl der Fälle beweisen Thatsachen zur Genüge, daß die nachbleibende venerische Dyskrasie und die auf die äußern Zerstörungen des Schankers folgenden secundären und tertiären Erscheinungen kein Traum sind. Auf die alleinige äußere Zerstörung des Schankers ohne den innern Gebrauch zweckentsprechender Heilmittel, sahen wir fast immer Bubonen entstehen, die, wenn sie nicht geöffnet wurden, zur tertiären Syphilis führten.

Aber nicht nur das venerische Schankergift, sondern auch der Schlangenbiß, der Stich einiger Insecten, kann Krankheiten erzeugen, die nicht nur das ganze Leben hindurch bleiben, sondern sogar sich vererben. Es läßt sich also von der Psora, möge sie durch die Milbe oder durch eine andere Ursache erzeugt sein, die

Möglichkeit annehmen, daß sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen könne, wenn man auch andererseits nicht behaupten kann, daß es immer so stattfindet.

§ 220.

Schlußfolgerungen.

Fassen wir den Geist beider Theorien, der Psoralehre und der Milbentheorie, mit den angeführten Einwürfen scharf ins Auge, so resultirt, daß es nur ein rein terminologischer Streit sei, insofern es sich mehr um Worte, als um Begriffe handelt; denn setzen wir statt Psora den Ausdruck Blutentmischung, Dyskrasie, so finden wir zwischen der Hahnemann'schen Psoratheorie und der Krasenlehre der neuern Schule viel Uebereinstimmendes. In der proteusartigen Scrophelkrankheit und Tuberculosis findet die Krasenlehre der Neuzeit eben so den Grund zu den vielen chronischen Krankheiten, zu den Hautausschlägen und zu den mannichfaltigen Leiden des Drüsensystems, als zu Hahnemann's Zeiten in der Psora. — Es thut der Homöopathie, welche, wie Schrön richtig sagt, in dem Satze „Similia similibus", aber nicht in der Krätztheorie ihre Begründung findet, gar keinen Eintrag, wenn wir statt Psora Dyskrasie und statt Antipsorica Antidyskrasica setzen. Denn wir besitzen Mittel, die Hahnemann nicht unter die antipsorischen zählt, und doch chronische Leiden heilen; so heilte Groß (Archiv XIII. Heft 1, S. 36) ein wochenlang andauerndes Fieber durch Ipecacuanha, die nicht zu den antipsorischen Körpern gehört.

Wir glauben aber auch ferner annehmen zu dürfen, daß es mit der Entstehung der Krätze eben so gehe, wie mit der Entstehung so vieler anderer ansteckenden Krankheiten. So wissen wir z. B., daß beim Typhus ein Ansteckungsstoff sich entwickeln kann, welcher im Stande ist, bei Gesunden ebenfalls eine typhöse Krankheit zu erzeugen. Es wäre aber eine höchst irrthümliche Ansicht, anzunehmen, daß der Ansteckungsstoff die alleinige und einzige Ursache des ausgebrochenen Typhus sei; lehrt ja die tägliche Erfahrung, daß der Typhus auch spontan, ohne vorausgegangene Ansteckung, sich entwickeln kann. Hat sich aber einmal der Typhus freiwillig ohne vorausgegangene Ansteckung ent-

wickelt, so kann aus ihm ein Ansteckungsstoff sich erzeugen, welcher bei Gesunden die Typhuskrankheit erzeugen kann. Hier ist aber der Ansteckungsstoff nicht mehr Ursache, sondern Folge.

Eben so dürfte es sich mit der Krätzmilbe und der Krätze verhalten. Auch die Krätze kann Ursache und Folge der Krätze sein, d. h. die Krätze kann theils dadurch entstehen, daß eine Milbe auf einen gesunden Menschen überkriecht, theils aber entsteht sie auch ohne Milbe, vielleicht durch eine Blutdyskrasie von selbst. Hat aber einmal Jemand die Krätze von selbst bekommen, so kann sich in seiner Haut vielleicht die Milbe eben so gut entwickeln, wie die Würmer im menschlichen Organismus aus dem Darmschleime sich entwickeln, oder wie der Ansteckungsstoff des Typhus bei Typhuskranken.

Die Krätze besteht daher theils von selbst, bedingt durch ein inneres dyskrasisches Leiden, welches Hahnemann durch Psoradyskrasie bezeichnet, und eben so einen Erklärungsgrund für mannichfache Krankheitsformen bieten kann, als die Scrophel- und Tuberkeldyskrasie der neuern physiologischen Schule, zum Theil aber durch einen Ansteckungsstoff von einer oder durch eine Krätzmilbe. Ist die Krätzmilbe gefunden oder ihre Existenz nur wahrscheinlich, so wendet auch der Homöopath äußere Mittel an, um die Milbe zu tödten. Diese Mittel sind theils mechanische oder chemische, theils solche Mittel, die er auch innerlich anwendet, z. B. den Schwefel.

In jenen Fällen aber, wo die Krätze ohne Milbe besteht und durch ein inneres dyskrasisches Leiden bedingt wird, läßt der homöopathische Arzt auch innere Mittel in Anwendung kommen, besonders wo die Krankheit einen chronischen Charakter annimmt, und unerwartete Krankheitserscheinungen hervortreten. Hahnemann bezeichnet sie mit dem Namen Antipsorica. Diese Bezeichnung hat eben so viel pathologischen und therapeutischen Werth, als die Bezeichnung einiger Heilmittel von den allöopathischen Aerzten als Antiscrophulosa.

Kein praktischer Arzt wird sich durch den allgemeinen Namen des Heilmittels für die Anwendung desselben bestimmen lassen, und kenntnißreiche Allöopathen werden in geeigneten Fällen Jod beim Croup anwenden, wenn auch bei dem betreffenden

kranken Individuum die Scrophulosis sich nicht nachweisen läßt; ebenso werden von den Homöopathen die sogenannten Antipsorica in Anwendung gebracht, wo gar kein Verdacht auf Psora ist, wie z. B. Mercur bei acuten Krankheiten.

Wir sind daher der Ansicht, daß die Hahnemann'sche Psoratheorie keinen geringern Werth habe, als die gangbarsten medicinischen Theorien, zumal die Hahnemann'sche Doctrin von der Psora zur bessern Kenntniß mehrerer Heilmittel führt; doch steht sie gewiß höher, als die damalige Lehre von den Schärfen der Humeralpathologie, und steht mit der Krasenlehre und Blutentmischungstheorie der Neuzeit auf gleicher Höhe, mit der heutigen Krasenlehre, sagen wir, von der Dr. Zehntmayer, ein Arzt der neuern physiologischen Schule, sagt: „daß sie nur eine Metamorphose der ältern Theorie de Acrimoniis sei, aus deren verglommener Asche sie mit kräftigen Schwingen zum neuen Leben erstanden ist. Denn eben darin," sagt er, „besteht das unbestrittene und nicht zu schmälernde Verdienst der Neuzeit, daß ihre Tendenzen nicht dahin zielen, das Ererbte und Altherkömmliche umzustoßen und ihrer Stelle einen neuen Canon zu verkünden; sondern daß sie dort den Grund aufzufinden strebt, wo unsere Vorfahren nur die Thatsache hingestellt; daß sie eine streng wissenschaftliche Basis für das zu erforschen sucht, was seit Jahrhunderten als wahr gegolten, aber auch ungescheut den Irrthum enthüllet, den nur ein frommer Glaube geheiligt und als unverletzliches Unterpfand einer langen Reihe von Generationen überliefert hat.

§ 221.

Noch ein Wort über die falschen Propheten.

Es bleibt immerhin historisch merkwürdig, daß trotz dem fast gänzlichen Verschwinden der weissagenden Frauen in unserem aufgeklärten Jahrhunderte dennoch der Prophetengeist unter den Gegnern der Homöopathie oft noch in seiner schönsten Blüthe angetroffen wird. So ruft Herr Professor Karsch am Schlusse seiner Schrift: „Naturgeschichte der Krätze" weissagend aus: „Und die winzige Milbe wird euer stolzes Luftgebäude bis auf das Fundament zerstören." Eine böse Prophezeiung, die bis jetzt, Dank sei es der schützenden Wahrheit, nicht einge-

troffen ist und Deo favente auch niemals eintreffen wird. Die Homöopathie trägt in sich einen unverwüstbaren Fond von Wahrheit, ein in der Natur begründetes Princip — similia similibus sanantur — welcher allen anstürmenden Theorien der Zeit kräftig widersteht und die glänzendsten Lehrgebäude überdauert, denn

Eitles, was die Zeit geboren,
Geht auch in der Zeit verloren,
Weggeweht wie leichte Spreu;
Doch, was wir als reinen Segen
In die Zeiten niederlegen,
Das gebiert sich ewig neu.

(Schmidt.)

Mögen die Gegner doch wohl erwägen, daß die pathologischen Ansichten Hahnemann's über die chronischen Krankheiten nicht das Geringste zur Bestätigung oder Erschütterung der von ihm aufgestellten reinen Erfahrungssätze beitragen. Die Psoratheorie kann stehen oder fallen, das Similia Similibus bleibt dessen ungeachtet die Hauptregel alles ärztlichen Verfahrens zur Erzielung einer schnellen, sichern und dauerhaften Heilung. Wir müssen beim Studium der Hahnemann'schen Schriften eben so wie bei der unbefangenen Beurtheilung anderer medicinischen Systeme das Hypotethische von dem Unantastbaren und Feststehenden so scharf als möglich sondern und diejenigen Lehrsätze hervorzuheben suchen, welche, als wahrhaft praktische, Einfluß auf unser Verfahren bei rationeller Behandlung der Krankheiten haben können. So muß Hippokrates, so muß Hahnemann beurtheilt sein. Wer aber das Kind mit dem Bade ausschüttet und ein segenbringendes Heilsystem nach einem verunglückten Erklärungsversuche beurtheilt, der kennt wohl die Leidenschaft, den glühenden Verfolgungsgeist, aber die collegiale Liebe nicht. Seine Prophezeiungen gehören in das Gebiet der falschen Propheten.

Praktischer Theil.

Achtzehntes Capitel.

Das homöopathische Krankenexamen.

§ 222.

Nothwendigkeit eines umfassenden Krankenexamens.

Es ist unbestritten, daß nach dem heutigen Standpunkte der praktischen Medicin es bei der Feststellung der Diagnose durchaus nicht hinreicht, uns nur mit dem genetischen Theile des Krankenexamens, mit Abstammung, Schicksal, Erlebnissen, Erziehung, Erwerbszweig, Alter, Lebensweise, Gewohnheit und überstandenen Krankheiten des Patienten bekannt zu machen; sondern wir müssen auch mit dem analytischen Theile der Krankenuntersuchung, welche nicht nur die subjectiven und functioellen, sondern auch die objectiven Symptome zum Gegenstande hat, uns vertraut zu machen suchen. Der praktische Arzt hat sich daher nicht nur mit den anamnestischen Momenten und mit dem äußern Habitus des Kranken bekannt zu machen, sondern auch durch die physikalische Untersuchung, welche die meiste Sicherheit gewährt, die Diagnosis und die Erkenntniß der Krankheit zu begründen. Es ist aber einleuchtend, daß für den Homöopathen alle Hilfsmittel der Diagnostik eben so nothwendig sind, wie für den Arzt jeder andern Schule. Klar muß man sehen in Dem, was vorliegt, ehe man es bekämpfen kann.

„Einen Feind," sagt Hirschel, „den man im Finstern sucht, wird man nicht treffen, oder er wird uns Schaden zufügen." Der rationelle homöopathische Arzt, ja selbst der nach Symptomen die Behandlung einleitet, muß mit den Fortschritten der Neuzeit in der Feststellung der Diagnose durch die große Beihilfe der physikalischen Diagnostik, der pathologischen Anatomie und der pathologi-

schen Chemie sehr vertraut sein, wenn sein geschaffenes Krankheitsbild ein wahres und wissenschaftliches sein soll.

§ 223.

Die physikalische Untersuchung. Die Inspection, Palpation. Die Mensuration.

Es ist gewiß eines der sichersten Hilfsmittel zur Begründung einer reinen Diagnose die Einleitung einer physikalischen Untersuchungsweise, wo der Arzt theils mit Hilfe seiner Sinne, theils durch Benützung geeigneter Instrumente die Veränderung der physikalischen Eigenschaften zu eruiren sucht.

Diese Untersuchungsmethode zerfällt:

1) In die Inspection oder Besichtigung, welche mit unbewaffneten und, wo es nöthig ist, mit bewaffneten Augen ausgeführt werden muß, wenn man die vorhandenen und sichtbaren Veränderungen entdecken will. Sie betreffen meistens die Größe, Form, Farbe, den Glanz, die Durchsichtigkeit und Bewegung der organischen Theile. Reicht das unbewaffnete Auge nicht hin, so bedient man sich des Speculums, wie z. B. bei der Untersuchung der weiblichen Genitalien.

2) In die Palpation oder das Befühlen. Durch diese Manipulation kommt man nicht nur zur Erkenntniß der Veränderungen in Beziehung der Form, der Größe, Weite und Bewegung der Organe, sondern wir belehren uns auch über die Veränderungen der Consistenz, Temperatur, der Feuchtigkeits- und Trockenheitsgrade der Theile, so wie über den Grad der Sensibilität derselben. Diese Untersuchungsweise stellt sich um so nothwendiger heraus bei der Behandlung der Krankheiten der Epiglottis, des Mastdarms, der Prostata, der Scheide und der Gebärmutter. Durch die palpatorische Percussion, wo wir die leidende Stelle nicht nur betasten, sondern mit dem Finger beklopfen, erfahren wir aus dem Grade der Resistenz der percutirten Stelle den Grad der Spannung, Dichtigkeit und Härte der nicht lufthaltigen Theile, den Grad von Compression eingeschlossener Flüssigkeiten durch die Schwappung oder Fluctuation, und endlich den Grad der Spannung lufthaltiger Organe. Je dichter und luftleerer die beklopften

Theile, je stärker comprimirt die Gase oder die Flüssigkeiten sind, um so größere Resistenz wird fühlbar.

3) In die Mensuration oder das Messen, durch welches wir die Größe, den Umfang und den Durchmesser kranker Organe, ferner das Größenverhältniß paariger und symmetrischer Theile unter sich, die Zu- und Abnahme des Volumens eines Theiles im Verlaufe gewisser Krankheiten, die Capacität hohler Organe erfahren. — Die Mensuration geschieht nach der Größe und Gestalt des zu messenden Theiles, entweder mit dem Tasterzirkel oder mit einem graduirten, nicht elastischen Bande, oder mit einem Zollstabe. Zur Erforschung der Lungencapacität bedient man sich des Spirometers. (Bock.)

§ 224.

Die Percussion und die Auscultation sind für die Krankenuntersuchung hochwichtige Acte.

Dieser wichtige Act der physikalischen Untersuchung geschieht mit dem Finger, mit dem Plessimeter oder, nach Skoda, mit dem Percussionshammer, entweder unmittelbar auf den kranken Körper, oder mittelbar auf den dazwischen gelegten Finger oder Plessimeter. Es wird also beim Percutiren, nach Prof. Skoda (Abhandlung über Percussion und Auscultation, Wien 1839), den wir als die erste Autorität in diesem Fache anerkennen, das Plessimeter an die zu percutirende Stelle genau angelegt und so fixirt, daß es sich beim Anschlagen nicht verschiebt. Das Anklopfen geschieht auf die Mitte desselben mit der Spitze des halbkreisförmig gebogenen Zeige- oder Mittelfingers allein, wobei man das Anschlagen mit den Nägeln zu vermeiden hat. Die Bewegung beim Anklopfen muß blos im Handgelenke, nicht aber im Schulter- und Ellenbogengelenke, oder in den Gelenken der Finger geschehen, indem bei der Bewegung im Schulter- oder Ellenbogengelenk der Schall weniger laut wird und die Kranken die ganze Schwere des Armes empfinden. Es ist aber auch nothwendig, mit den Verschiedenheiten des Percussionsschalles sich vertraut zu machen.

Voller, sonorer Ton, wo ein größeres oder geringeres Volumen von Luft in einem Organe enthalten ist, wo er aber auch nach dem Luftinhalte länger oder kürzer erscheint.

Leerer Ton (ohne Schallhöhe, Resonanz und Timbre) findet statt bei fehlendem Luftgehalte des percutirten festen oder flüssigen Theiles.

Ein voller Schall, sagt Skoda, z. B. am Thorax oder am Unterleibe bedeutet, daß unter der percutirten Stelle in einem Raume, der wenigstens mehrere Zoll in jedem Durchmesser beträgt, Luft enthalten sei. Ein ganz leerer Schall, der dem Percussionsschalle am Schenkel gleich ist, zeigt, daß der Raum unter der percutirten Stelle keine Luft, kein Gas und keinen Dunst enthalte, sondern von Flüssigkeiten, von luftleeren fleischigen Theilen ausgefüllt sei. Eben so giebt, wie Prof. Bock richtig bemerkt, die gesunde Lunge z. B. an ihrer Basis, weil sie hier die meiste Luft enthält, einen langtönenden vollen Ton, an der Spitze aber, wo sie weniger Luft enthält, einen vollen, aber kürzern Ton. Das Herz, die Leber, die Milz, die hepatisirte Lunge, die flüssigen Exsudate geben in der Regel einen leeren Ton.

Heller Ton wird wahrgenommen bei dünnen, elastischen und gut leitenden Wandungen. Z. B. die Därme ergeben im Normalzustande einen helleren Ton als die Lunge, weil die Bauchwand dünner ist, als die Brustwand.

Dumpfer Ton, gedämpfter oder überdeckter Ton wird wahrgenommen bei dicker, unelastischer, fester oder flüssiger Ueberdeckung. Z. B. der Lungenton unter der Brustdrüse ist dumpfer als der an der Lungenspitze.

Tympanitischer Ton findet statt, wo die Wand um die percutirte Luft erschlafft ist; so geben der Magen und der Darmkanal im normalen Zustande einen deutlich tympanitischen Ton, der aber um so undeutlicher erscheint, je mehr durch Meteorismus die Darmwand gespannt wird.

Nichttympanitischer Ton wird beobachtet, wo die Wand um die percutirte Luft gespannt ist. Die Lungen z. B. geben im Normalzustande einen nicht tympanitischen Ton, erschlaffen aber ihre Bläschen-Wände, dann ist der Lungenton ein tympanitischer.

Metallischer Ton, amphorischer Schall, wird bedingt von der Dichtigkeit und Festigkeit der Wand, welche sich rings um die percutirte Luft befindet. So treffen wir den metalli-

schen Ton beim Pneumothorax und bei großen lufthaltigen Lungen-excavationen zwischen festem Gewebe.

§ 225.

Die Auscultation, ein wichtiges Hilfsmittel zur Feststellung der Diagnosis.

Die Auscultation oder das Behorchen kann überall seine Anwendung finden am Organismus, wo Geräusche sich erzeugen lassen; so an den Respirations- und Circulationsorganen, in den Luftwegen, dem Herzen, den Arterien und Venen, an den Unterleibsorganen, an dem schwangern Uterus; schwerer aber läßt sich auscultiren die Schädelhöhle. Die Auscultation geschieht entweder durch das angelegte Ohr, oder durch das Stethoskop. Oft stellen wir durch diese physikalische Manipulation allein die Diagnose fest. Am hochwichtigsten beurkundet sich diese physikalisch-physiologische Untersuchung bei der Auscultation der Lunge und des Herzens, die wir hier auch, insofern sie für den wissenschaftlichen homöopathischen Arzt nach dem heutigen Standpunkt der Medicin unerläßlich ist, in gedrängten Zügen angeben wollen.

§ 226.

Beachtenswerthes bei der Auscultation der Lunge.

Wird der Thorax an den gesunden und kranken Luftwegen auscultirt, so werden verschiedene Geräusche hörbar, als:

1. Das Athmungsgeräusch. Dieses entsteht in Folge des Reibens der durch die Luftwege ein- und ausströmenden Luft, oft auch durch das Mittönen der festen Wand der Luftwege. Bei diesem Geräusche erscheint das Athmen modificirt als:

a) Vesiculäres Athmen, welches in den feinsten Bronchien und Lungenzellen wahrgenommen wird. Je mehr die feinen Bronchien verengert werden, desto schärfer, stärker und lauter ist das Athmen, und man nennt dieses Athmen ein pueriles oder verschärftes Athmen; werden die Bronchien erweitert, so wird das Athmen schwächer, undeutlicher und tiefer.

b) Bronchiales Athmen wird am stärksten wahrgenommen bei der Exspiration. Dieses Athmungsgeräusch entstehet immer nur in den größern Luftwegen, nämlich in dem Kehlkopfe, in der

Luftröhre und den Bronchien, wird hier im gesunden Zustande stets gehört und als Laryngeal-, Tracheal- und Bronchialathmen bezeichnet. Es kann aber bisweilen auch als krankhaftes, über die Lunge verbreitetes vernommen werden, welches man ein consonirendes Bronchialathmen nennt, und dieses kann nur über die Lunge dann hörbar sein, wenn ein Stück Lungenparenchym durch Compression oder Infiltration fest und luftleer geworden ist; es muß ferner ein größerer Bronchialzweig in dieses Lungenstück eintreten, und es muß die Luft desselben mit der Luft der größeren Luftwege, wo das Bronchialathmen entsteht, in ununterbrochenem Zusammenhange stehen. Dann pflanzt sich das in den großen Luftwegen erzeugte Geräusch nach dem Bronchus des soliden Lungenstückes fort, die Luft desselben tönt also mit (consonirt) und das feste Lungengewebe dient als Resonanzboden. Der Percussionston wird über dem consonirenden Bronchialathmen stets ein kürzerer, gedämpfter und leerer sein. In jenem Falle, wo das sehr verstärkte Bronchialathmen die Lungengeräusche übertönt, wie z. B. bei heftiger Dyspnöe oder Kehlkopfsverengerung, entsteht ein fortgepflanztes Bronchialathmen. Es wird gewöhnlich nur bei der Exspiration vernommen, ist über beide Lungen verbreitet; der Percussionston ist dabei ein voller.

2. Rasselgeräusche. Rhonchi. Diese werden dadurch erzeugt, daß die Luft flüssige oder feste Körper in den Luftwegen hin und her bewegt, oder die Wand dieser Wege in starke Vibrationen setzt. Man unterscheidet ein feuchtes und trockenes Rasselgeräusch, ein großblasiges und kleinblasiges, ein schnurrendes, pfeifendes und zischendes Rasseln.

3. Das Reibungsgeräusch oder pleuritische Geräusch entsteht, wenn die innere Oberfläche der Pleurablätter rauh ist; dann verbindet sich mit der Bewegung derselben ein Geräusch. Dieses pleuritische Geräusch ist sowohl für den Arzt, als für den Patienten auch fühlbar.

§ 227.

Beachtenswerthes bei der Auscultation des Herzens.

Die große Wichtigkeit, welche die Veränderung der Herztöne für die Diagnose der Herzkrankheiten, der Klappen- und Ostien-

fehler, der Insufficienzen und Stenosen hat, ist bereits allgemein anerkannt; es ist aber zuvörderst nöthig, die Herztöne in ihrem physiologischen und normalen Zustande kennen zu lernen, bevor wir ein gegründetes Urtheil über den pathologischen und abnormen Zustand derselben fällen. Ist die Herzthätigkeit normal, so hört man in der Herzgegend über jeder Ventrikel 2 Töne, von denen der eine mit der Systole, mit dem Herzstoße und Arterienpulse, der andere mit der Diastole, der Kammer zusammenfällt.

Der erste oder systolische Herzton ist ausgedehnt, stark und dumpf; der zweite oder diastolische Herzton ist kürzer und heller. Die beiden Herztöne sind als Klappentöne zu betrachten; der erste Ton wird vom venösen Klappenapparate erzeugt, der zweite vom arteriellen Klappenapparate hervorgebracht. Krankheiten der Klappen, wie z. B. Insufficienzen derselben, ändern die Geräusche.

§ 228.

Die Arterientöne im gesunden und kranken Zustande.

Die Contraction des Ventrikels bedingt, wie Prof. Bock zeigt, einen Stoß auf die arterielle Blutsäule, wodurch die gespannte Arterienwand in Vibrationen versetzt wird und so in den meisten Arterien einen Ton erzeugt, der durch die Auscultation mit dem Stethoskope wahrzunehmen ist.

Je kräftiger die Ventrikelsystole ist, je gespannter ist die Arterienwand, und je größer die Menge des Blutes im Arteriensysteme, desto heller, deutlicher und reiner ist der Arterienton und desto weiter breitet er sich aus, so daß z. B. bei der excentrischen Hypertrophie des linken Ventrikels, besonders wenn sie in Folge von Aortenklappeninsufficienz entstand, auch in jenen Arterien ein Ton gehört wird, wo sonst keiner zu vernehmen ist, wie in der Arteria temporalis, tibialis metatarsea, radialis und Ulnaris, in dem Arcus volaris sublimis. Bei schlaffer, weniger elastischer, rigider Arterienwand, geringer Blutmenge und schwacher Herzthätigkeit wird der Arterienton undeutlich und gedehnt, und man bemerkt ein blasendes oder raspelndes Geräusch. Im normalen Zustande fällt stets der Arterienton mit dem

Arterienstoße, und demnach auch mit der Herzsystole und dem ersten Herztone zusammen, was besonders im normalen Zustande stattfindet. In einigen Arterien sind nun aber 2 Töne hörbar, nämlich in der Lungenarterie, dem Anfangsstücke der Aorta bis zum Bogen, in der Carotis bis zu ihrer Bifurcation, und in der Subclavia in ihrem Laufe bis hinter das Schlüsselbein. Der erste Ton ist hier der gewöhnliche Arterienton, der zweite dagegen rührt von dem Vibriren der Semilunarklappen her. Bei den Arterientönen ist der erste Ton kurz und der zweite lang; bei den Herztönen aber ist der erste lang und der zweite kurz.

Bei Krankheiten der Semilunarklappen vernehmen wir statt des zweiten Arterientons ein Geräusch. Bei Krankheiten des arteriellen Ostiums wird der erste Ton zum Geräusch.

§ 229.

Praktische Regeln zur Auscultation des Herzens.

1. Beim ersten Herz- oder Ventrikeltone zieht sich der Ventrikel zusammen, deswegen auch der Ton ein systolischer ist, das Blut wird gegen die venöse Klappe (Valvula tricuspidalis im rechten und Valvula mitralis im linken Ventrikel) und durch das arterielle Ostium in die Arterie (Arteria pulmonalis und Aorta) getrieben. Nach der Schwingungsfähigkeit der Klappe, der Menge des Blutes und der Kraft, womit dieses an die Klappe angedrückt wird, verhält sich dieser Ton verschieden. Ist der systolische Ton normal, dann ist die venöse Klappe und das arterielle Ostium gesund; — findet sich statt des ersten Ventrikeltones ein systolisches Geräusch, dann kann ebensowohl jene Klappe, wie auch dieses Ostium krank sein, und man trifft bald eine Insufficienz der Atrioventricularklappe, bald eine Stenose des arteriellen Ostiums.

2. Beim zweiten Herz- oder Ventrikeltone dehnt sich der Ventrikel aus (diastolischer Ton), das Blut fließt aus dem Atrium durch das venöse Ostium herab in den Ventrikel, und durch die Zusammenziehung der Arterien werden die arteriellen oder Semilunarklappen in Vibrationen versetzt und geschlossen.

Ist nun der diastolische Ton normal, dann sind das venöse Ostium und die Semilunarklappe gesund; findet sich anstatt des zweiten Ventrikeltons ein diastolisches Geräusch, dann können ebensowohl jenes Ostium, wie diese Klappen krank sein, und wir haben es mit einer Stenose des Ostium venosum, oder mit einer Insufficienz der Semilunarklappen zu thun.

3. Beim ersten Arterienton wird das Blut in Folge der Contraction des Ventrikels durch das arterielle Ostium in die Arterie getrieben. Er ist um so stärker, je voller die Arterie, je größer die vom Ventrikel eingetriebene Blutwelle ist, und je kräftiger die letztere eingetrieben wird.

Ist nun der erste Arterienton normal, dann ist das materielle Ostium und die Arterienwand gesund; — findet sich statt dieses Tones ein Geräusch, dann kann ebensowohl jenes Ostium, wie die Arterienwand krank sein, und man beobachtet eine Stenose des arteriellen Ostiums, oder eine Rauhigkeit und Verknöcherung der Arterienwand.

4. Beim zweiten Arterientone zieht sich, während der Ventrikel in die Diastole tritt, die Arterie zusammen und treibt das Blut gegen die Semilunarklappen. Es ist dieser Ton um so stärker und klingender, je weiter die Arterie, je mehr Blut in derselben ist, und je elastischer und dünner die arteriellen Klappen sind.

Ist nun der zweite Arterienton normal, dann sind die arterillen Klappen gesund; findet sich an seiner Stelle ein Geräusch, dann sind jene Klappen krank und insufficient.

5. Hört man dasselbe Geräusch ebensowohl im Ventrikel, wie in der Arterie, dann muß der Sitz der erzeugenden Krankheit am arteriellen Ostium sein, und wir haben es zu thun mit einer Stenose, wenn das Geräusch statt des ersten Tones gehört wird; mit einer Insufficienz, wenn das Geräusch statt des zweiten Tones gehört wird.

6. Hört man ein Geräusch nur im Ventrikel, dann ist die Quelle desselben am venösen Ostium, und man hat es zu thun mit einer Insuffienz der Atrio-Ventricularklappe, wenn das Geräusch statt des ersten Todes gehört wird; mit einer Stenose

des Ostium venosum aber, wenn das Geräusch statt des zweiten Tones beobachtet wird (Bock).

§ 230.

Ferneres Wissenswerthes zur Diagnose der Herzkrankheiten.

Um zur Aufstellung einer richtigen Diagnose zu gelangen, auscultire man zuvörderst die beiden linken Ventrikeltöne, da, wo der Herzstoß fühlbar ist, gerade herauf bis zur dritten linken Rippe; die rechten Ventrikeltöne sind an oder unter dem linken Brustbeinrande, in der Gegend der vierten oder fünften Rippe zu hören; die Pulmonararterientöne finden sich im zweiten linken Intercostalraume, in der Nähe des Brustbeins. Die Aortentöne sind gerade den letztern gegenüber am Sternalrande des zweiten rechten Intercostalraumes.

Wenn man statt eines normalen begrenzten Herz- und Arterientones ein Geräusch, von welcher Beschaffenheit immerhin, vernimmt, so ist zu erforschen, ob dieses Geräusch ein peri- oder endocardiales, ein Klappen- oder Ostiengeräusch ist; ob es die Stelle des ersten oder zweiten Tones vertritt, oder nur einen dieser Töne verdeckt; ob es während der Systole oder Diastole entsteht; ob es im Herzen allein oder zugleich in der Aorta gehört wird.

Auch ist bei Beurtheilung der Herzgeräusche vorzüglich Rücksicht zu nehmen auf den Umfang des Herzens, auf den zweiten Pulmonalton und auf den Arterien-Puls.

Wichtig ist es, zu wissen, daß man oft statt des ersten Herztones ein deutliches Blasen vernimmt, besonders bei Blutkrankheiten als: Typhus, Exanthemen, acute Tuberculose, Rheumatismus, Pneumonie, Chlorose. Dieses Geräusch, welches man auch Blasebalg- oder Blutgeräusch nennt, ist nach Hammernik auch in den Arterien anstatt des ersten Tones zu hören. Die Ursache liegt nicht im Blute, sondern in der ungleichen Schwingbarkeit der verschiedenen Theile der Atroventricularklappe.

Bei endocardialen Geräuschen ist zu ergründen, wenn das Uebel vom Fieber begleitet ist, ob die Geräusche der Endocarditis angehören, oder von schon früher bestandenen Klappen- und Ostienfehlern herrühren.

Die Herztöne sind oft undeutlich bei pericardialem Exsudate, bei Verdickung der Brust- und Herzwand, bei Vorlagerung der Lunge.

Die Herztöne sind ausgebreitet bei Hypertrophie des Herzens, bei größerer Schallleitungsfähigkeit der das Herz umgebenden Theile.

Metallisch klingend sind die Herz- und Arterientöne, wenn sie sich in einem von festen, gespannten Wänden umgebenen Luftraume, z. B in einer Lungencaverne oder einem Pneumothorax fortpflanzen.

Ein pericardiales Reibungsgeräusch dient oft als untrügliches Zeichen der Pericarditis. Es ist sanft oder knarrend, je nachdem das Faserstoffexsudat weich oder fest ist. Dieses Geräusch ist nie synchronisch mit den Herztönen, verändert sich durch die Lageveränderung des Kranken und ist stärker beim Ausathmen als beim Einathmen.

Ausführliches über die Herzkrankheiten hat Prof. Bock in seinem Lehrbuche der Diagnostik, Prof. Hammernik in seiner neuesten Schrift: das Herz und seine Bewegungen, und Prof. Bamberger in seiner Abhandlung über Herzkrankheiten geschrieben.

§ 231.

Die wichtigsten Reagentien, welche der Arzt zur Erforschung von Veränderungen in der chemischen Zusammensetzung menschlicher Materien zur Hand haben und anzuwenden wissen muß.

1. Lackmuspapier: blaues, welches durch sein Rothwerden die saure Beschaffenheit einer Materie andeutet, und rothes, welches durch Alkalien blau gefärbt wird.

2. Destillirtes Wasser, kaltes oder kochendes, zur Lösung vieler thierischer Materien. Hingegen zeigen sich unlöslich feste Proteinstoffe, Hornsubstanz, Schleim, Hämatin und Melanin, Fette und Fettsäuren, phosphorsaurer Kalk, phosphorsaure Ammoniak-Magnesia.

3. Alkohol, wasserfreier und wasserhaltiger, kalter und oft kochender, als Lösungsmittel besonders für Fette, für Gallen- und Harnstoff.

4. Salpetersäure; man bedient sich besonders der chemisch reinen zur Fällung von Proteinstoffen, namentlich Eiweiß, zur Darstellung der Harnsäure, des Harnstoffes und zur Erkennung des Gallenpigments.

5. Schwefelsäure zur Ermittelung des Gallengehaltes.

6. Salzsäure zur Lösung geronnener Proteinstoffe, zur Ausscheidung der Harnsäure und zur Erkennung von Ammoniak.

7. Essigsäure, dient zum Neutralisiren eiweißhaltiger Flüssigkeiten, um durch das Kochen das Eiweiß zum Gerinnen zu bringen.

8. Oxalsäure zur Entdeckung des Harnstoffes und des Kalkes.

9. Jodlösungen, besonders die wässerigen, dienen zur Ergründung des Amylums, welches dunkelblau oder violett gefärbt wird; zur Entdeckung des Dextrins, welches sich durch Jod rosenroth färbt.

10. Aetzkali, dient zur Entdeckung des Ammoniaks; ein Lösungsmittel für geronnenes Fibrin, Allumin und Harnsäure.

11. Ammoniak zur Entdeckung der Harnsäure.

12. Kalkwasser zur Entdeckung der Kohlensäure, der Oxalsäure, der Phosphorsäure und der Anwesenheit des Calomels.

13. Schwefelsaures Kupferoxyd, zur Entdeckung des Zuckers im Organismus z. B. bei der Diabetes mellitus.

14. Galläpfelaufguß, besonders der wässerige, zum Niederschlagen des Schleimes. Dieser Aufguß giebt mit Eisenoxydsalzen eine tintenschwarze Farbe.

15. Salpetersaures Silberoxyd zur Entdeckung der Salzsäure, der Chlorverbindungen.

16. Chlorbarium, salzsaures Baryt, zur Entdeckung der Schwefelsäure und der Sulphate.

17. Blausaures Eisenkali zur Fällung essigsaurer oder salzsaurer Salze; zur Fällung der Eisenoxydsalze.

18. Hydrothionsaures Ammoniak zur Entdeckung von Eisen und Kupfer.

19. Kohlensaures Natron } zur Entdeckung von
10. Salpetersaures Wismuth } Harnzucker.

(Böttcher.)

§ 232.

Der genetische Theil des Krankenexamens. Die subjectiven Momente.

Hat nun der homöopathische Arzt bereits die objectiven Symptome mittelst der physikalischen Untersuchung eruirt, so schreitet er zur Erforschung der subjectiven Momente, zur Formirung eines möglichst vollständigen und abgerundeten Krankheitsbildes.

Da nun der homöopathische Arzt bei der Construirung eines Krankenexamens nicht nur jene Symptome zu eruiren hat, welche die Homöopathie speciell fordert, sondern auch jene subjectiven Momente zu würdigen hat, die im Allgemeinen von jedem Arzte, jeglicher Schule, gefordert werden; so lassen wir zuvörderst die allgemeinen subjectiven Symptome und dann die speciell homöopathischen folgen.

§ 233.

Allgemein zu beachtende subjective Symptome. Erblichkeit. Lebensalter. Beschäftigung.

Zu allen Zeiten beobachtete man, daß Kinder häufig an ähnlichen oder gleichen Gebrechen leiden, wie die Eltern, die sich also forterben, die man als Morbi haereditarii bezeichnet; dahin gehören die angeborenen Fehler, als: die Hasenscharte, der Hypospadismus, überzählige Finger und Zehen, die Mikrocephalie und der Cretinismus u. s. w. Auch Krankheiten scheinen sich fortzuerben, wie die Tuberculose, der Krebs, die Gicht, Hämorrhoiden, Kropf, Rhachitismus, so wie auch einige Geistes- und Gemüthskrankheiten, z. B. die Hypochondrie, die Melancholie, die Wuth 2c. Von der Tuberculose ist merkwürdig, daß sie oft eine Generation überspringt, und sich nicht in der nächstfolgenden, sondern erst in der zweit- oder drittfolgenden Generation kundgiebt.

Auch die Familienanlage verdient Beachtung, denn man sieht, daß in gewissen Familien Krankheitszustände um vieles häufiger vorkommen, als in andern. Ein Beispiel liefern die sogenannten Bluterfamilien. Die Caries der Zähne, die in gewissen Familien häufiger vorkommen, ohne daß ein besonderer Grund dafür in den äußeren Lebensverhältnissen der Familien sich bemer-

ken ließe. Angeborne Gebrechen und Krankheiten sind jene aber, welche während des Intrauterinlebens, von der Mutter aus, oder direct auf den Fötus, oder während der Geburt entstehen. Man denke nur an die Syphilis der Neugebornen (Syphilis Neonatorum).

Das Lebensalter spielt eine wichtige Rolle, denn in jedem Lebensalter treten gern gewisse Krankheiten vorzugsweise auf, und das Alter übt ja auch nicht selten einen großen Einfluß auf den Verlauf und Charakter der Krankheit — Senectus ipsa est morbus.

Bei Neugeborenen kommen nicht selten vor: Katarrh, Pneumonie, Lungenödem, Blausucht, Entzündung der Nabelgefäße, Exulcerationen des Nabels mit Pyamie und Icterus, Zellgewebsentzündungen, Darmkatarrhe, Diarrhöen, Schwämmchen, Ophthalmien, Trismus, Laryngismus, Asthma, Schielen, Lähmungen in Folge von Anämie.

Im Säuglingsalter kommen vor: schwieriger Durchbruch der Zähne, Zahnfraisen, Diarrhöe, Lungenentzündungen.

Im Kindesalter von 1 — 7 Jahren treffen wir Croup, Pneumonie, Tuberculose, Hirnhauttuberculose (Meningitis tuberculosa), Hydrocephalus acutus, Craniotabes, Rhachitis, Coxalgie, Pädarthocace, Würmer, acute Exantheme wie Scharlach, Masern und Pocken, Epilepsie, Chorea St. Viti.

Im Knabenalter treffen wir weniger Krankheitszustände an, die diesem Lebensabschnitte eigentlich angehören, wenn nicht die Onanie und ihre Folgen Krankheiten herbeiführen.

Zur Zeit der Pubertätsentwickelung geben rasches Wachsthum, die Entwickelung der Geschlechtsfunctionen, die eintretende Menstruation beim weiblichen Geschlechte Ursache zu mannichfachen Störungen, und wir treffen in dieser Zeitperiode Congestivzustände zu Kopf und Brust, hysterische Beschwerden, Chlorosen, Magenkrämpfe, Herzbeutelentzündungen, Phthisis.

Das Mannesalter ist in der ersten Zeit zu exsudativen Entzündungen geneigt, in spätern Jahren treffen wir Hämorrhoiden, Gicht, Pfortaderleiden, Krebsablagerungen, Steinkrankheit, Blennorrhöen an.

Im Greisenalter bieten sich uns dar als Krankheiten der Schädelhöhle: Apoplexie, Hydrocephalus, Hirnerweichung, Oedem der Hirnhäute und des Gehirnes.

In der Brusthöhle treffen wir Lungenemphysem, Bronchiektasie, passive Stasen in der Lunge, hipostatische Pneumonien, Lungenödeme, Klappen- oder Ostienfehler im Herzen, Krankheiten der Aorta.

In der Bauchhöhle treffen wir Krankheiten meist chronischer Natur, die sich oft als unheilbar darstellen. Zu diesen zählen wir die Folliculardyssenterie im Dickdarme, welche oft von einer tödtenden Peritonitis begleitet ist, die krebsigen Ablagerungen, die Krankheiten der Harnorgane, die Steinkrankheit und das den Kranken und die Umgebung oft in Schrecken versetzende Blutharnen (Haematurie).

Die Beschäftigung des Menschen bietet viele veranlassende Momente zur Entstehung von Krankheiten. So bietet die Beschäftigung mit Bleipräparaten eigenthümliche Krankheitsformen, als: Bleikolik (Colica saturnina), Gliederschmerzen, Lähmungen, Caries der Zähne, die hartnäckigste Stuhlverstopfung.

Quecksilberdämpfe, denen vorzüglichst Hüttenarbeiter, Vergolder, Spiegelbeleger und Barometerverfertiger ausgesetzt sind, unterliegen Speichelfluß, eigenthümlichen Hautausschlägen (Eczema mercuriale), Knochen- und Drüsenaffectionen, Mercurialzittern, Krämpfen und Lähmungen.

Kupferpräparate erzeugen bei Kupferschlägern und Münzarbeitern Ekel, Erbrechen, grünliche, schleimige Durchfälle, kachektisches Aussehen, Hautausschläge, Rückenschmerzen, Krämpfe, Lähmungen.

Arsenik erzeugt bei Berg- und Hüttenleuten Darrsucht, Abzehrung, Kolik, Contracturen, Lähmungen.

Phosphor erzeugt, wie bekannt, eine Nekrose des Kiefers, wie man oft bei den Arbeitern in Zündhölzchenfabriken sieht.

Jodkalium und Bromkalium, welches von Daguerreotypisten gebraucht wird, erzeugt nicht selten bei ihnen die gewöhnlichen Erscheinungen des Jod und Brom: Schwund der Hoden, Abmagerung.

Menschen, die eine staubhaltige Luft einathmen, besonders wenn diese mit vielen Kalktheilchen gemischt ist, wie Müller, Bäcker, Schleifer, Bildhauer, unterliegen den Affectionen der Respirationswerkzeuge; Bluthusten, Lungenentzündungen, Emphysem, Tuburculose und chronische Bronchitis sind bei diesen Individuen gar zu oft vorkommende Erscheinungen.

§ 234.

Ferner zu beachtende subjective Verhältnisse: Gewohnheit, Idiosynkrasie, äußere Lebensumstände, geschlechtliche Functionen, bereits überstandene Krankheiten.

Gewohnheiten erzeugen nicht selten bei dem plötzlichen Abstehen von denselben Krankheitszustände.

Hahnemann erzählt mit seiner gewöhnlichen Offenheit und Wahrheitsliebe einen Fall, wo seine ihm anvertraute Kranke beinahe in Lebensgefahr gerieth, weil er die Gewohnheit derselben nicht respectirte. Es war eine Frau, die am gastrischen Fieber erkrankte, die aber auch an das Branntweintrinken gewöhnt war. Er reichte ihr die angezeigten Heilmittel, untersagte ihr aber streng den fernern Branntweingenuß. Ihr Zustand verschlimmerte sich täglich, trotzdem, daß die Heilmittel ihrem Zustande ganz entsprachen. Da reichte ihr ein Charlatan einen mit Alkohol bereiteten Holztrank. Kaum hatte sie den ersten Löffel genommen und den Weingeist verspürt, da wurden alle Lebensgeister in ihr wach, und die Besserung schritt von Stunde zu Stunde vorwärts. Doch erzeugt andererseits der anhaltende Genuß geistiger Getränke die Säuferdyskrasie, mit abnormer Fettbildung, nicht selten auch mit granulirter Leber und Bauchwassersucht. Eben so hat die angewöhnte Benutzung des Kaffees, des Thees, des Tabaks, der Mißbrauch so wie die Unterlassung derselben, einen sichtlichen Einfluß auf die Entstehung der Krankheiten.

Menschen, die sich an Arzneigebrauch, an laxirende Pillen, Brechmittel und Blutentziehungen gewöhnt haben, werden sowohl durch ihren häufigen Gebrauch, als durch die plötzliche Abgewöhnung derselben Schaden nehmen.

Dasselbe gilt von dem Begattungstriebe. Seine allzuofte angewohnte Befriedigung erzeugt Abmagerung, Gehirn- und Lun-

genkrankheiten, Gedächtnißabnahme und Geistesschwäche, Rückenmarksdürre, auszehrendes Fieber; die plötzliche Entwöhnung von diesem Naturtriebe aber Unruhe, allgemeine Aufregung, Hodenschwere, Schlaflosigkeit, hypochondrische Gemüthsstimmung.

Den Einfluß der Idiosynkrasien haben wir bereits erwähnt, sie erzeugen Krankheitssymptome, die als selbstständige Krankheiten angesehen werden können. So erzeugen die Erdbeeren gastrische Erscheinungen und Hautausschläge, oft eine förmliche Urticaria; eben so erzeugt der Bals. Capaivae bei manchem Individuum einen Hautausschlag. Mercur wird von manchem Kranken schlecht vertragen und die kleinsten Gaben erzeugen krankhafte Erscheinungen.

Ein wichtiges Moment bei dem Krankenexamen bilden die äußern Lebensverhältnisse, die Schichten der Gesellschaft, welcher der Kranke angehört, und die Alten (Tissot) hatten nicht Unrecht, wenn sie die Krankheiten der Gelehrten, der Reichen, von den Krankheiten der Arbeiter und der ärmeren Classe wohl unterschieden. So trifft man die Gicht, die Fettleibigkeit, die Hypochondrie meist in den Wohnungen der Reichen an, während Ruhr, Kopfgrind, Hautausschläge, Krebs und Tuberculose, welche Eisenmann „Thränen der Armuth nach Innen geweint" nennt, in den Hütten der Armen sich einfinden; die Wohnung, Kleidung und Nahrung treffen wir hier oft in dem mißlichsten Zustande.

Krankheiten im Geschlechtsgebiete treffen wir bei Weibern weit häufiger (wenn wir die syphilitischen Krankheiten ausnehmen), als bei Männern. So treffen wir zur Zeit der Menstruation Kolikschmerz, Bauchfellentzündung, Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit. Oft aber auch Amennorrhöe in Folge der Anämie.

Schwangerschaft hat nicht selten ein ziemliches Gefolge von krankhaften Erscheinungen: Magendrücken, Brecherlichkeit, Erbrechen, Leberleiden, Gelbsucht, Zahnschmerzen, eigenthümliche Gelüste, Harnbeschwerden, Venenauftreibungen (Varices).

Endlich geben überstandene Krankheiten über den gegenwärtigen Krankheitszustand oft eine gute Auskunft. So lassen unvollkommen beseitigte Pneumonien einen chronischen Husten, erschwertes Athmen und Tuberculose zurück. Die Nachkrankheiten

des Scharlachs, als die bright'sche Nierenentartung, Albuminurie, Hautwassersucht und Schwerhörigkeit sind oft gefährlicher, als der Scharlach selbst. Die Masern haben Keuchhusten, Lungenemphysem, chronischen Husten und Tuberculose nicht selten zur Folge, so wie der vorausgegangene Gelenkrheumatismus Pericarditis und Endocarditis gern nach sich zieht. Verhärtungen und Verwachsungen bleiben meistens nach Entzündungen zurück. Oefter vorausgegangener Bluthusten oder Nasenbluten bei jungen Leuten, so wie Samenverluste begründen die nachfolgende Tuberculose. Auch sah ich nach schlecht behandelter Syphilis gar nicht selten Tuberculose hervortreten; wie sehr aber vorausgegangene Mercurialcuren mit großen Mercurdosen die Lungensucht herbeiführen, sah ich leider gar zu oft auf meiner Poliklinik. Ausführlicheres hierüber in Prof. Bock's Diagnostik.

§ 235.

Das specielle homöopathische Krankenexamen.

So genügend immerhin die Erforschung des objectiven und subjectiven Thatbestandes nach Angabe obiger Regeln für den allöopathischen Arzt sein möge, so unzureichend ist sie doch für den homöopathischen Arzt. Hat z. B. ein allöopathischer Arzt einmal in Erfahrung gebracht, daß der Kranke an einem Schmerz leide, so wird er sich begnügen, ein empirisches schmerzstillendes Mittel, z. B. Morphium, in Anwendung zu bringen. Das Krankenexamen des homöopathischen Arztes aber wird mit Beziehung auf die Auswahl der Mittel, die Art der Schmerzen, die begleitenden Zustände, die Nacht- oder Tageszeit, die Verschlimmerung oder Besserung nach Ruhe oder Bewegung, oder nach dem Genusse der Speisen sehr in Berücksichtigung nehmen.

§ 236.

Hahnemann's Vorschriften zur Aufnahme des Krankheitsbildes.

Hahnemann, welcher stets auf eine individualisirende Untersuchung des Krankheitsfalles dringt, und das Generalisiren der alten Schule, welche sich begnügt, eine Krankheitsform den Neurosen, Kachexien oder Entzündungen nur einzureihen, verbannt,

verlangt in seinem Organon, Seite 177, nichts als Unbefangenheit und gesunde Sinne, Aufmerksamkeit im Beobachten und Treue im Aufzeichnen des Bildes der Krankheit. Hahnemann fordert nicht mit Unrecht, daß man das Krankenexamen protocollarisch vornehme, daß man das Resultat desselben sogleich niederschreibe, und zwar mit solcher Genauigkeit, daß das Protocoll die Beantwortung aller gemachten Fragen enthalte. Der Vorgang geschieht in folgender Weise: Hat der Kranke den Vorgang seiner Beschwerden angegeben, und haben nun die ihn Umgebenden seine Klagen, sein Benehmen und was sie sonst an ihm wahrgenommen, angegeben, und der Arzt auch die subjectiven und objectiven Erscheinungen richtig aufgefaßt, so schreibt er Alles genau mit denselben Ausdrücken auf, deren der Kranke und die Angehörigen sich bedienen. Stillschweigend läßt er sie ausreden, wenn sie nicht auf Nebendinge ausschweifen, ohne Unterbrechung; denn jede Unterbrechung stört die Gedankenreihe der Erzählenden, und es fällt ihnen später nicht alles genau so wieder ein, wie sie es Anfangs sagen wollten. Blos langsam zu sprechen, ermahne sie der Arzt gleich Anfangs, damit er den Sprechenden im Nachschreiben des Nöthigen folgen könne. (Dem guten Hahnemann war die Stenographie noch nicht bekannt). Mit jeder Angabe des Kranken oder der Angehörigen bricht er die Zeile ab, damit die Symptome alle einzeln unter einander zu stehen kommen. So kann er bei jedem nachtragen, was ihm anfänglich allzu unbestimmt, nachgehends aber deutlich angegeben wird. Sind die Mittheilungen von Seiten des Patienten und der Angehörigen zu Ende, so trägt der Arzt bei jedem einzelnen Symptome die näheren Bestimmungen nach auf folgende Weise: Er liest die einzelnen ihm mitgetheilten Symptome durch und fragt bei jedem insbesondere: z. B. zu welcher Zeit ereignete sich dieser Zufall? In der Zeit vor dem bisherigen Arzneigebrauche? Während des Einnehmens? Oder erst einige Tage nach Beseitigung der Arzneien? Sind Schmerzen anwesend, so erkundigt sich der Arzt, was für ein Schmerz und welche Empfindung war es, die sich an dieser Stelle kund gab? Welche Stelle nahm er ein? War er aussetzend und trat er zu verschiedenen Zeiten periodisch auf? Oder war er anhaltend und unausgesetzt? Zu welcher

Zeit, des Tages, oder des Nachts, trat er ein? In welcher Körperlage war er am schlimmsten, oder setzte er ganz aus? Nun erkundigt sich der Arzt weiter über die Functionen des Körpers, so z. B. in Beziehung der Stuhlausleerungen, ob Durchfall oder Verstopfung, oder mit einander abwechselnd? Sind die Stühle weißlich, schleimig, wässerig, blutig und von welcher Farbe; sind sie grünlich, gelb oder schwarz? sind sie mit Würmern, oder Eiterpunkten vermischt? Endlich, welche begleitende Beschwerden dabei am After, Mastdarme und Mittelfleisch? Sind sie vom Tenesmus oder Brenngefühl begleitet? Eben so erkundigt sich der homöop. Arzt in Beziehung der Harnsecretion nach der Beschaffenheit desselben, ob der Harn wässerig, blaß, roth, schleimig, brennend, übel riechend, oder etwa zuckerhaltig ist? nach dem Bodensatze, ob flockig, schleimig, ziegelmehlähnlich; nach der Ausleerung, ob öfters, selten, unwillkürlich oder mit Bewußtsein, mit Drang oder Schmerz in der Harnblase oder Harnröhre. Eben so erforscht der homöop. Arzt, wie es sich verhält mit dem Schlafe, der Eßlust, mit dem Durste, und unterläßt auch nicht, sich über die Gemüthsstimmung des Erkrankten eine genaue Kenntniß zu verschaffen; so erforscht er z. B., wie sich der Kranke bei dem Besuche gebehrde, ob er verdrießlich, zänkisch, hastig, weinerlich, ängstlich, verzweifelt, lebensüberdrüssig, traurig oder getrost und gelassen war. So weit die Hahnemann'schen Regeln für das Krankenexamen.

§ 237.

Der Vorgang zur Bildung einer speciellen Diagnose.

Sind nun die nothwendigsten Materialien zu dem Krankheitsbilde gefunden, so ist das nächste und wichtigste Geschäft des Arztes, diese zu einem vollständigen Bilde zu ordnen. Er geht also in logischer Ordnung vom Allgemeinen zum Besondern, bis die letzte specielle Individualisirung vollendet ist. Er sucht zuvörderst aus der Gesammtheit aller Zeichen zu erforschen, ob ein Organ vorzugsweise, oder mehrere zugleich ergriffen sind, ob die Krankheit nach und nach, oder plötzlich eingetreten, ob sie mit Fieber verbunden, oder fieberlos ist, ob sie somit der Kategorie der allgemeinen oder localen Krankheiten, der

Classe der acuten oder der chronischen, der Gattung der fieberlosen, oder der Fieber angehört.

Ist so im Allgemeinen die Kategorie und die Klasse der Krankheit festgestellt, zu welcher der vorliegende Fall gehört, und hat sich in der That ergeben, daß nur ein Organ, z. B. die Lunge erkrankte, und zwar von einer acuten Entzündung befallen ist, so ist nun wieder die Form dieser Entzündung, ob sie eine katarrhalische, croupöse, interstitielle oder seröse sei, zu bestimmen; auch ist ferner der Grad ihrer Heftigkeit, Verlauf, so wie das Stadium der entzündlichen Anschoppung, der Hepatisation und der eiterigen Infiltration genau anzugeben. Steht nun auch die Form der Krankheit nach allen Seiten fest bestimmt da, so hat der hom. Arzt, um zu einer besondern Individualität zu gelangen, zuzusehen, welche besondere Nüance die veranlassende Ursache, das Alter, die Lebensweise, die individuelle Constitution, das Klima, die herrschende Witterung der Krankheitsform aufdrücken können. So kann durch einen Stoß oder Schlag eine traumatische, durch das Alter aber eine hypostatische Lungenentzündung herbeigeführt werden.

Hat endlich der Arzt die Krankheitsform nach ihrer Gattung, Form und speciellen Eigenthümlichkeit erkannt, so hat er nichts Weiteres zu thun, als ein dieser Gattung, Form und Nüance entsprechendes Mittel aufzufinden, wobei zu bemerken ist, daß bei chronischen Krankheiten die Diagnose stets auf die den organischen Leiden zu Grunde liegende allgemeine Diathese hinweist. (Jahr.)

§ 238.

Nothwendigkeit eines detaillirten Krankenexamens für den homöop. praktischen Arzt. Beispiele.

Wenn der homöopathische Arzt mit ungemeiner Genauigkeit sich über die subtilsten Erscheinungen da Aufschlüsse zu verschaffen sucht, wo der allöopathische Arzt sie gänzlich unbeachtet läßt, so liegt der Grund davon darin, weil er bei der im Krankenexamen festzustellenden Diagnose der Krankheit auch die scharfe Diagnose des Mittels zu geben sucht; hier entscheiden die einsten Nüancen für die richtige Auswahl unter den sich darbieten-

den vielen Mitteln, wo doch nur eines in der That nach dem Umrisse der Symptome angezeigt sein kann.

Wenn zum Beispiel der homöopathische Arzt bei der Behandlung eines Kopfschmerzes nach der Art des Schmerzes, ob er klopfend, reißend, ziehend, bohrend oder stechend sei, fragt, so hat diese Erforschung einen therapeutischen Werth; denn der klopfende und pochende Schmerz, wie er bei Congestivzuständen vorkommt, wird ihn bei Uebereinstimmung der andern Krankheitserscheinungen für Aconitum bestimmen, so wie Bryonia für den stechenden, Arsenicum für den brennenden, Nux vomica für den drückenden und Pulsatilla für den reißenden und herumziehenden eine Anzeige bieten. Nicht mit Unrecht berücksichtigt er die Tageszeit, wann der Schmerz auftritt. So reichen wir Nux vomica gern bei jenem Schmerz, der des Morgens beim Erwachen sich einstellt; bei Schmerzen, die des Nachts oder Abends im Bette kommen, Chamomilla, Belladonna, Pulsatilla, nach den übrigen Symptomen.

Bewegung und Ruhe üben Einfluß auf die Wahl des Mittels. Wird ein reißender Schmerz durch Ruhe erhöhet, durch Bewegung gebessert, so wird Rhus toxicodendron vortheilhaft sein; wird aber der Schmerz durch Bewegung verschlimmert, in der Ruhe verbessert, so wird Bryonia angezeigt sein. Der Temperaturgrad ist nicht minder oft entscheidend für die Wahl des Mittels. Rheumatische Schmerzen, die durch die Wärme gemildert werden, weichen oft dem Rhus tox., Schmerzen, die durch Wärme erhöhet werden, werden eher der Bryonia weichen.

Leiden, die durch Erkältung entstanden und durch feuchte Witterung verschlimmert werden, finden oft in Dulcamara ihr Heilmittel; hingegen reichen die Praktiker den Phosphor. nur bei trockener Witterung, und es ist gewiß keine Bizarrerie von den homöop. Aerzten, wenn sie auch den Mondwechsel bei der Wahl der Mittel berücksichtigen und Silicea gern bei Erhöhung der Beschwerden zur Zeit des Neumondes oder des Vollmondes reichen, da die pathologischen Zustände, wie z. B. der Kropf, die scrophulös angeschwollenen Halsdrüsen, gegen welche sie Silicea

mit Erfolg reichen, auch in ihrer Zu- und Abnahme dem Mondeswechsel unterliegen.

Das Temperament und die Gemüthsweise giebt oft einen Anhaltspunkt.

Nux vomica paßt in der Mehrzahl bei cholerischem Temperamente; Pulsatilla beim nervösen Temperamente und bei weinerlicher Gemüthsstimmung; Ignatia bei Hysterischen, Aurum beim Lebensüberdruß.

Verminderter Geschlechtstrieb erheischt Phosphor., erhöhter Ferrum; Arsenic., besonders wenn er mit einem Hautleiden verbunden ist.

Gehemmter Harn, wie bei der Cholera, erheischt Camphora, Arsenic. 2c.; unwillkürliches Harnen, wie beim Typhus, Bryonia, Spigelia 2c.; blutiges Harnen (Hämaturie) Cantharides; eiterartiges Harnen Sulphur.

Vermehrte Hautausdünstung, wie bei den colliquativen Schweißen der Phthisiker, fordert Acidum phosphor., China; verminderte Hautausdünstung, wie bei der Hautwassersucht, Aconit., Ipecacuanha; kalte Schweiße, wie bei der Cholera, Veratrum, Ipecacuanha; sauerriechende Schweiße, wie bei der Helminthiasis, erheischen Sulphur; übelriechende Schweiße, wie beim Febris putrida, erheischen Acidum phosphoricum, Acid. nitri.

§ 239.

Ferner zu beachtende Umstände.

Bei der Behandlung chronischer Krankheiten des weiblichen Geschlechtes ist auf Schwangerschaft, Unfruchtbarkeit, Neigung zur Begattung, Niederkunft, Fehlgeburten, Kindersäugen und vorzüglichst auf die monatliche Reinigung Rücksicht zu nehmen. In Beziehung der letztern hat der hom. Arzt zu sehen, ob die weibliche Periode gänzlich ausbleibt (Amenorrhoe), wo Pulsatilla, Sulphur und Sepia angezeigt sind; ob sie mit Leibschmerzen verbunden ist (Colica menstrualis), wogegen wir Chamomilla oder Belladonna gebrauchen, oder ob sie mit Weißfluß verbunden ist, und Graphit., China anzuwenden wären.

Bei der Leucorrhoea selbst hat man auf die Beschaffenheit derselben zu sehen; ob nämlich der Fluß mild und weiß ist, wo Calcar. carbon., scharf corrodirend, wo Alumina, Fleischwasser ähnlich, wo Cocculus zu gebrauchen ist.

Vielen Werth hat der homöop. Arzt auf den Unterschied zwischen wesentlichen und außerwesentlichen Symptomen zu legen. Die wesentlichen oder pathognomischen Zeichen dürfen nie fehlen; die außerwesentlichen können fehlen oder auch ganz anders sein, und sind vom Krankheitsprocesse abhängig. So sind z. B. Hitze, Röthe, Geschwulst und Schmerz wesentliche Symptome der äußern Entzündung; Delirien sind hier zufällig und außerwesentlich.

Bei etwaigen entehrenden Veranlassungen, welche der Kranke oder die Angehörigen nicht gern eingestehen, muß der Arzt durch eine kluge Wendung der Fragen oder durch andere Privaterkundigungen auf die Spur zu kommen suchen. Dahin gehören: Onanie, überstandene venerische Krankheiten, geheime Körpergebrechen, Brüche, Vorfälle, überstandene heimliche Geburten, unglückliche Familienverhältnisse. Es müssen ferner beim Krankenexamen nicht nur die krankhaft afficirten Theile des Körpers, sondern auch jene, die von der Krankheit nicht berührt zu sein scheinen, die Aufmerksamkeit des Arztes in Anspruch nehmen; denn das Krankenexamen muß nach allen Richtungen anatomisch-physiologisch sich ausdehnen, wenn das Krankheitsbild ein vollständiges sein soll.

Diese Angaben dürften den sich belehrenden jungen homöop. Aerzten genügen, welche die nöthigen Vorkenntnisse, intellectuelle Eigenschaften, Gewissenhaftigkeit und einen guten Willen haben; denn der leichtfertige und oberflächliche Beobachter wird trotz der gründlichsten Anweisungen immer ein Stümper bleiben. Schließlich bemerken wir noch, daß das obige angegebene Krankenexamen meist die chronischen Krankheiten betrifft; acute Krankheiten hingegen, wo Lebensgefahr droht, wie z. B. die häutige Bräune oder epidemisch auftretende Krankheiten, wie die Cholera, machen Ausnahmen von der Regel, und es muß dem ärztlichen Genie überlassen bleiben, sich hier ungebunden von jeder Regel benehmen zu können.

§ 240.

Kurze Anleitung zur Abfassung homöopathischer Krankengeschichten.

Es ist eine billige Forderung, die man an eine mitgetheilte Krankengeschichte macht, daß man aus derselben positiv etwas lernen könne. Sie muß daher in Wahrheit abgefaßt und es dürfen nicht nur jene glücklichen Fälle mitgetheilt werden, wo wir heilten, wo wir mit Hilfe der Mittel einen sichtbaren Stillstand in dem Fortschreiten der Krankheit oder sogar die Gesundheit wieder herbeiführen; sondern es müssen auch mit Offenheit und Wahrheitstreue jene unglücklichen Fälle mitgetheilt werden, wo wir nur das Verdienst des guten Willens haben, die verabreichten Mittel aber wenig oder gar nichts leisteten. Eine solche Negation ist schmerzhaft, aber belehrend. In jenen Fällen, wo die Section nach dem Tode gemacht werden kann, kann die Wissenschaft selbst aus dem unglücklichen Erfolge noch Vortheil ziehen.

Bei Abfassung von Heilungsgeschichten aber sind die Hauptsymptome, die wesentlichen, doch immer von den minder wesentlichen zu sondern, damit der Leser das Krankheitsbild besser und leichter herausfinde; wo er hingegen bei einer angehäuften, verworrenen Masse von Symptomen den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Ferner ist die Gabengröße, welche in Gebrauch genommen wurde, anzugeben. Es ist anzugeben, ob der gute Erfolg durch tiefe Verdünnungen oder durch Hochpotenzen herbeigeführt wurde. Ohne die Angabe der Gabengröße haben die ausführlichsten Mittheilungsgeschichten keinen praktischen Werth.

Wurden in einer Krankheit mehre Mittel gebraucht, so ist anzugeben, welchen Antheil ein jedes Mittel an der Heilung hat, und welche Symptome es beseitigte. Wird z. B. bei einer nervösen Lungenentzündung Aconit., Bryonia und Phosphor. in Anwendung gebracht, so dürfte Aconit. an der Beseitigung des Fiebers, Bryonia an der Entfernung des etwa statthabenden pleuritischen Exsudates, wenn die Pleura auch mit ergriffen war, und Phosphor. an der Aufhebung des nervösen Zustandes Antheil haben.

Neunzehntes Capitel.

Die Hahnemann'sche Nervenpathologie.

§ 241.

Hahnemann's pathologische Grundsätze.

Hahnemann, welcher sich mit den Grundsätzen der Humeralpathologie seiner Zeit, welche den Grund der meisten Krankheiten in die Schärfen des Blutes setzte (Acrimonia sanguinis), durchaus nicht befriedigen konnte, sprach sich offen für die Cullen'sche Solidar- oder Nervenpathologie in folgenden Sätzen (Organon, § 24) aus, so sehr auch die meisten Pathologen seiner Zeit den Lehren der Humeralpathologie huldigten:

1. Jede Krankheit, welche nicht der Chirurgie anheimfällt, ist als eine besondere, blos dynamische Verstimmtheit unserer Lebenskraft in Gefühlen und Thätigkeiten anzunehmen, die sich durch sinnlich wahrnehmbare Symptome zu erkennen giebt.

2. Diese krankhaft verstimmte Lebenskraft wird durch eine, von dem verständigen Heilkünstler homöopathisch gewählte Arzneipotenz in eine andere, aber sehr ähnliche, um etwas Weniges größere Arzneikrankheit versetzt, wodurch die vorige, natürliche, krankhaft verstimmende Potenz, da sie stets nur dynamische Kraft ohne (sichtbare) Materie ist, zu existiren aufhört, während die an ihre Stelle getretene, arzneiliche Krankheitsaffection, ihrer Natur nach, bald wieder von der Lebenskraft überwunden, auch ihrerseits verlöscht und dies Körper belebende und erhaltende Wesen in seiner ursprünglichen Integrität und Gesundheit zurückläßt.

3. Es giebt keine feststehenden Krankheiten, welche, als stets in derselben Form wiederkehrend, mit einem gemeinsamen pathologischen Namen belegt werden könnten, sondern ein jeder Krank-

heitsfall ist ein individueller, neuer, noch nie so dagewesener und nie so wiederkehrender.

4. Die Krankheiten sind an sich unerkennbar im innerlich Veränderten, aber deutlich erkennbar in den Symptomen (Organon, § 5, 6).

5. Die Krankheit besteht für den Arzt blos in der Gesammtheit ihrer Symptome; sind alle Symptome getilgt, so ist jeder Zeit auch die Krankheit in ihrem Innern geheilt. Zu verwerfen ist jede einseitige symptomatische Curart, die nur auf ein einziges Symptom gerichtet ist.

6. Sämmtliche chronische Krankheiten haben ihre Ursache, wenn sie nicht erweislich syphilitischen Ursprungs sind, in einem dyskrasischen Leiden, welches als Psora bezeichnet wird.

§ 242.

Hahnemann's dynamische Lehre in Uebereinstimmung mit den Ansichten der neuern physiologischen Schule.

Nach den Ansichten der neuern physiologischen Schule bedingt das gehörige Vonstattengehen des Stoffwechsels, welches den Eintritt der normalen Lebenserscheinungen zur Folge hat, die Gesundheit; Störungen aber dieses Vonstattengehens des Stoffwechsels, die sich als mehr oder weniger auffällige Abweichungen oder Abnormitäten von den normalen Lebenserscheinungen äußern, werden als Krankheit oder Kranksein bezeichnet.

Die nächste Ursache jeder Krankheit, lehren die Physiologen weiter, ist eine von der Norm abweichende Beschaffenheit der Materie, eine anatomische oder organische Störung. Diese organische Störung aber wird bedingt durch eine Abnormität des Stoffwechsels. Diese Abnormität des Stoffwechsels aber, sagen wir, ist nur Product und Folge des erkrankten und dynamisch afficirten Nervensystems, des Regulators aller Thätigkeiten.

Auch darf nicht übersehen werden, daß bei den Nervenkrankheiten durchaus keine anatomische Störung oder organische Veränderung wahrzunehmen ist, und daß die physiolo-

gische Schule selbst eine functionelle oder dynamische Störung (Bock's Lehrbuch der Diagnostik S. 2) annehmen muß.

Fassen wir aber andererseits die Hahnemann'sche Feststellung des Krankheitsbegriffes in ihrem wahren Geiste auf, so erhellet, daß, wenn Hahnemann von einer immateriellen Affection spricht, er nur die nicht palpable Materie verstanden wissen will, die nothwendige Anwesenheit einer Materie aber durchaus nicht in Abrede stellt, indem ja keine Kraft, keine Dynamis ohne Materie gedacht werden kann. Hahnemann sucht in der That sich gegen jedes Mißverständniß zu verwahren, indem er im Organon, § 26, deutlich sagt: „Wenn ich die Krankheit eine Verstimmung des menschlichen Befindens nenne, so bin ich weit entfernt, dadurch einen hyperphysischen Aufschluß über die innere Natur der Krankheiten überhaupt oder eines einzelnen Krankheitsfalles insbesondere geben zu wollen." Es soll mit diesem Ausdrucke nur angedeutet werden, was die Krankheiten erwiesener Maßen nicht sind, und nicht sein können, nicht mechanische oder chemische Veränderungen der materiellen Körpersubstanz, und nicht von einem materiellen Krankheitsstoffe abhängig, sondern blos geistige dynamische Verstimmungen des Lebens. Halten wir nun die Ansichten beider Schulen gegen einander, so wird es klar, daß sowohl die Hahnemann'sche als die neuere physiologische Schule die primäre Affection des Nervensystems zur Entstehung eines Krankheitszustandes als nothwendig anerkennen, und daß die pathologischen Ansichten Hahnemann's den objectiven Thatsachen der physiologischen Medicin durchaus nicht entgegentreten, sondern in erfreulichsten Einklang mit ihnen gebracht werden können.

§ 243.

Argumente für die Hahnemann'sche Nervenpathologie.

Wenn wir die veranlassenden Krankheitsmomente scharf ins Auge fassen, so wird es uns bald unzweifelhaft, daß das Leiden aller Krankheiten rein dynamischer Natur sei. Dafür sprechen folgende Beweise:

1. Wir sehen, daß durch den Einfluß der Gemüthsbewegungen, durch Schreck, Furcht und Aerger; durch Ansteckung von bloßer Ausdünstung kranker Individuen, ja durch den bloßen

Anblick einiger Krankheiten, wie der Epilepsie und der Blattern, durch übermäßige Geistesanstrengungen, Krankheiten entstehen, wo man gar keine Aufnahme derselben ins Blut, sondern nur eine unmittelbare Einwirkung auf die Nerven denken kann, worauf später secundär das Gefäßsystem und das Reproductionssystem in Mitleidenschaft gezogen wird und organische Veränderungen der Substanz, wie beim Typhus, bemerkbar werden.

2. Die Arzneimittel, welche in der kleinsten homöopathischen Gabe gereicht werden, wirken sicherlich nur durch ihre unmittelbare Affection der Nerven, ohne erst ins Blut zu gehen, und in den Kreislauf der Säfte aufgenommen zu sein, wie es schon daraus ersichtlich wird, daß es oft nur des Geruches bedarf, um z. B. Ohnmachten zu beseitigen, und daß andere Arzneien, innerlich genommen, wie z. B. die Blausäure und der Kampher, ungemein schnell wirken, so daß an eine vorgängige Aufnahme ins Blut gar nicht zu denken ist.

3. Die Humeralpathologen führen zwar als Argument für ihre Ansicht, daß die Arzneistoffe primär auf das Blut wirken, an, daß manche Arzneistoffe den Secreten ihren eigenthümlichen Geruch mittheilen, wie die Herba Jacea und der Terpentin dem Urin, die Asa foetida und Sulphur dem Schweiße, die Rubia tinctorum ihre Farbe den Knochen; allein wir finden diese Wirkungen auch bei homöopathischen Mitteln, wenn sie in der kleinsten Quantität gereicht werden, wobei eine bloße unsichtbare und unwägbare Kraft nur angenommen werden kann, so daß ein Uebergang derselben in die Säftemasse nicht gut denkbar ist. Caspari erfuhr (Die homöop. Patholog., S. 33, 1834), daß die Kohle in der zweiten Verreibung ($\frac{1}{10000}$ Theil) sauerriechende Schweiße und der Magnet nach längerer Berührung einen moderartigen Geschmack des Speichels erzeuge.

4. Der Magnetismus, die Elektricität, der Galvanismus, der Mesmerismus, die Musik und die andern psychischen Einflüsse, welche ganz immateriell und zur Aufnahme in die Säftemasse gar nicht geeignet sind, sind doch in geeigneten Krankheitsfällen von großer Wirkung. Es ist unbestritten, daß die Gemüthsaffecte nur durch den eigenthümlichen Reflex, den sie

auf eine bestimmte Sphäre des Nervensystems hervorbringen, Krankheitszustände zu erzeugen vermögen. So erregt

die Freude schon in ihren geringern, das Maß nicht überschreitenden Graden Herzklopfen, allgemeine Erhöhung der Thätigkeit des Gefäßsystems. Die Freude im höhern Grade erzeugt Berstung des Herzens, plötzlichen Tod, aber auch fixe Ideen, Narrheit, Wahnsinn.

Kummer, Gram und Traurigkeit erzeugen Abnahme der Eßlust, Abmagerung, Auszehrung, Melancholie.

Zorn erregt ungestümes Herzklopfen, oft Berstung des Herzens, Tod.

Aerger ergreift bei milden Gemüthern die Lunge, erzeugt Brustschmerz, Husten, erschwertes Athmen und kann den Ausbruch der Tuberculose begünstigen; bei cholerischen Temperamenten aber wirkt der Aerger auf das Gallensystem und veranlaßt Bitterkeit im Munde, Erbrechen, Schmerz in der Lebergegend, Gelbsucht, Gallenfieber.

Die Furcht, die besonders auf den Darmkanal wirkt, erzeugt Diarrhoe, unwillkürlichen Abgang der Excremente, bei Frauenzimmern unwillkürlichen Abgang des Urins, und bei vielen eine Erweiterung der Pupille.

Der Schreck beraubt die Besinnung, den freien Gebrauch des Verstandes, erzeugt krampfhafte Affectionen, epileptische Anfälle.

Ungewöhnliche Aufregungen der Phantasie, wie bei Malern und Dichtern, führen zu fixen Ideen, zu schwärmerischem Wahnsinn, zur ausgebildeten Manie.

Tiefes und abstractes Nachdenken, wie bei Philosophen und Metaphysikern, bringt große Abspannung der Urtheilskraft, Geistesschwäche und endlich auch Gedächtnißschwäche und eigenthümliche Alienationen der Intelligenz hervor.

§ 244.

Schlußfolgerungen.

Aus dem Vorgetragenen geht klar hervor, daß jede Krankheit primär auf einer Reizung oder dynamischen Verstimmung des Nervensystems beruht, worauf secundär die anderen Systeme in Mitleidenschaft gezogen werden. Auch die neuere physiolo-

gische Schule erkennt es an, daß die abnorme Herz- und Gefäßthätigkeit, welche das Fieber erzeugt, nur durch das primär afficirte Nervensystem zu Stande kommen kann, und daß man bei der Feststellung der Diagnose, eben so wie beim Krampf, ein reflectirtes, centrales und peripherisches Fieber annehmen muß. Sehen wir ja immer bei den Fiebern bald die Spinalnerven, bald die motorischen Nerven des Herzens und bald die Gangliennerven afficirt. Bei Blutkrankheiten, die sich localisiren, wie z. B. der Typhus, gehen in der Regel die Fiebererscheinungen den örtlichen Krankheitssymptomen vorher, und bei der Pneumonie in Folge hyperinotischer Blutkrase giebt sich zuerst das Fieber und dann die örtliche Affection kund. Die Fieber selbst aber beginnen in der Mehrzahl immer mit Frost, einige mit Durst, beide Symptome werden aber von den Physiologen zu den nervösen gezählt. Die Entzündungen beginnen meistens mit Schmerz, welches eben ein nervöses Symptom ist.

Auch dürfte jene Ansicht Hahnemann's, daß jeder Krankheitsfall ein ganz eigenthümlicher, weder je vorher ebenso dagewesener, noch nachher je so wiederkehrender sei, daß daher jeder Krankheitsfall individuell aufgefaßt und studirt sein will, und daß daher die bequeme Generalisirung der Krankheiten in Gattungen und Classen unzulässig wäre, in den Vorgängen der Natur, wie Jahr richtig bemerkt, ihre Bestätigung finden. Die Natur hat seit Jahrtausenden nie ein Blatt gerade wie das andere, noch ein Sandkorn dem andern vollkommen gleich hervorgebracht, und beobachtet man zugleich die verschiedenen Formen der gleichen Krankheitsgattungen, wie sich dieselben im Leben bei den verschiedenen Individuen vorfinden, und wie so selten diese denjenigen abstracten Zeichnungen entsprechen, welche die Pathologie als die Merkmale einer Krankheitsgattung aufstellt, so muß man allerdings das zugeben, daß jede vorkommende Krankheitsform nicht nur in der That eine ganz eigenthümliche sein kann, sondern sogar sein muß, und daß sogar wohl nie in praxi irgend eine Form vorkommen wird, welche so rein, ungemischt und vollkommen ausgeprägt daſtände, wie die Pathologie dieselbe angiebt.

Dessen ungeachtet haben indessen alle diese verschiedenen Formen stets auch gewisse allgemeine Merkmale, vermöge deren sie

sich, trotz ihrer Unterschiede, doch auch wieder zur Aufstellung eines allgemeinen Gattungsbegriffes mit einander vergleichen lassen.

Es bleibt also der Hahnemann'sche Lehrsatz: daß ein jeder Krankheitsfall eine eigenthümliche, specielle, als einzig dastehende besondere Form der Art oder Gattung, zu der er gehört, sei, eine Wahrheit, der die meisten Pathologen der Neuzeit beistimmen können.

Den sechsten Lehrsatz, daß sämmtlichen chronischen Krankheiten ein dyskrasisches Leiden zu Grunde liege, haben wir bereits in dem Capitel von der Psoratheorie zur Genüge beleuchtet.

Zwanzigstes Capitel.

Von dem Darreichen der Arzneien in Wasser.

§ 245.

Hahnemann. Aegidi. Hering.

Für die Darreichungsweise der Arzneien in Wasser sprach sich schon frühzeitig Hahnemann in seinem Organon, § 284 und 286 aus, wo er lehrt, daß die Wirkung einer homöopathischen Arzneigabe gesteigert wird, wenn sie in einem größeren Umfange von Flüssigkeit aufgelöst, dem Kranken zum Einnehmen gereicht wird, obgleich der wahre innere Arzneigehalt derselbe blieb, denn hier wird beim Einnehmen eine weit größere Fläche empfindlicher, die Arzneiwirkung annehmender Nerven berührt, besonders wo der Arzneikörper durch Schütteln mit der Flüssigkeit innig verbunden wird. „Die Wirkung der Arzneien," sagt er weiter, „in flüssiger Gestalt auf den lebenden menschlichen Körper geschieht auf eine so eindringliche Art, verbreitet sich vom Punkte der mit Nerven begabten, empfindlichen Faser aus, worauf die Arznei zuerst angebracht wird, mit einer so unbegreiflichen Schnelligkeit und Allgemeinheit durch alle Theile des lebenden Körpers, daß man diese Wirkung der Arznei eine fast geistige, dynamische, virtuelle nennen muß, wobei zu bemerken ist, daß jeder Theil unsers Körpers, der nur Tastsinn besitzt, fähig ist, die Einwirkung der Arzneien aufzunehmen und die Kraft derselben auf alle übrigen Theile fortzupflanzen. Es sind daher für die arzneilichen Einwirkungen, außer dem Magen, die Zunge, der Mund, die innere Schleimhaut der Nase, der Mastdarm, die Zeugungstheile und die äußere Haut empfänglich. Ja selbst die Theile, welche ihren eigenthümlichen Sinn verloren haben, z. B. eine Zunge und Gaumen, die

den Geschmack, oder eine Nase, die den Geruch verloren hat, theilen die auf sie einwirkende Kraft der Arznei in nicht geringerer Vollständigkeit, der Gesammtheit aller übrigen Organe des ganzen Körpers mit.“

Diese ertheilte Vorschrift übte er auch in seiner Praxis aus. So reichte er zur Heilung des Scharlachfiebers, wie er in seinen kleinen Schriften Bd. I. S. 258 angiebt, jüngern Kindern die verdünnte Opium-Tinctur, einen Tropfen mit 10 Theelöffeln voll Wasser gemischt, und gab ihnen, nach Beschaffenheit ihres Alters, einen, zwei und mehrere Theelöffel davon. In den „chronischen Krankheiten“ (2. Auflage), empfiehlt er die Beigabe von Wasser, mit etwas Weingeist versetzt, um das Verderben des Wassers zu hemmen.

Doch schien man diese Erfahrung Hahnemann's lange nicht so zu beachten, wie sie es in der That verdient. Da machte Dr. Aegidi (Archiv Bd. XII. Heft 1) die brauchbare Erfahrung bei einem chronisch kranken Manne, welcher von allen ihm gereichten homöopathischen Arzneien sehr unangenehm ergriffen wurde, daß der indicirte Phosphor am besten wirkte, wenn er 1 Glob., 30ste Verdünnung, in 8 Unzen Wasser untereinander wohl geschüttelt, des Morgens 1 Eßlöffel voll reichte; bei acuten Krankheiten aber von der Auflösung alle 2—3 Stunden nehmen ließ, wobei nicht die geringste Aufregung sich zeigte.

Const. Hering aber hält diesen Technicismus für so wichtig, indem er sagt (Archiv Bd. I. Heft 3), daß man seit der Zeit dieser neuen Darreichungsweise einen neuen Zeitraum in unserer Therapie annehmen kann.

Wir stimmen mit diesem Ausspruche überein und reichen bereits seit 25 Jahren bei allen empfindlichen Personen in sehr schmerzhaften Leiden, und besonders bei Kindern, die homöopathischen Arzneien in Wasser. Wir geben z. B. bei der Angina membranaea im ersten Stadium Tinct. Aconiti 6. Dilut., 6 Tropfen in 12 Eßlöffeln Wasser, und lassen sogar alle Viertelstunden einen Kaffeelöffel voll nehmen, bis der Zustand sich bessert und die Wirkung des Aconit. in die Erscheinung kommt.

Einundzwanzigstes Capitel.

Von dem Riechenlassen an der Arznei.

§ 246.

Aussprüche Hahnemann's, Rau, Aegidi, Rummel und Lutze über diesen Technicismus.

Von dem Grundsatze ausgehend, daß die zum homöopathischen Gebrauche nöthige Gabenminderung auch durch Verminderung des Volumens der Gabe befördert werde (Organon § 283), lehrte er daselbst, daß da, wo man Ursache hat, bei einem sehr feinfühligen Kranken die möglichst kleinste Gabe anzuwenden, um den schnellsten Erfolg herbeizuführen, das bloße einmalige Riechen in ein kleines Gläschen, worin ein Senfsamen großes, mit der hochpotenzirten und verdünnten Arzneiflüssigkeit befeuchtetes Streukügelchen liegt, diene; nach dem Riechen wird es zugepfropft und, wo nöthig, zu mehrmaligem dergleichen Gebrauche Jahre lang ohne merkliche Minderung seiner Arzneikraft aufbewahrt. Diesem Riechen trauet Hahnemann sogar antidotarische Kräfte zu. Wird z. B. von Zincum metallicum eine allzustarke Wirkung beobachtet, so wird, wie er in seinen chronischen Krankheiten, III. Theil, S. 255 lehrt, durch das Riechen an einer Kampherauflösung die übermäßige Einwirkung auf eine kurze Zeit unterdrückt; das Riechen aber an kalkerdiger Schwefelleber ist ein weit kräftigeres und angemesseneres Gegenmittel.

Am Entschiedensten spricht er sich über die erzielte Heilwirkung durch das Riechen im VI. Bande, Seite 9, seiner reinen Arzneimittellehre aus, wo er von der Heilkraft des Goldes in seiner hohen Verdünnung sagt: „Wenn ein das Leben verabscheuender und durch unerträgliche Angst zum Selbstmord getriebener Melancholischer nur ein Paar Augenblicke in ein Gläschen mit der

12ten Verdünnung des Goldes hineinriecht, so werde der Unglückliche schon in einer Stunde des bösen Geistes entledigt, und die volle Liebe zum Leben und der Frohsinn erwachen in ihm wieder." In der 5. Auflage des Organons, Seite 296, Anmerk. 1, spricht er sich auch über den zu beobachtenden Technicismus deutlich aus. „Am sichersten und kräftigsten," sagt er, „wirken die Arzneien vorzüglich in Dunstgestalt." Er läßt daher an Kügelchen mit hoher Kraftentwickelung riechen; die geringste Gabe ist ein Zug durch ein Nasenloch; stärker ist die Gabe, wenn der Kranke durch beide Nasenlöcher oder mehrmals den Dunst einziehet. Sind die Nasenlöcher verstopft, so wird der Dunst durch den Mund eingezogen; kleinen Kindern soll man das Gläschen im Schlaf dicht an das eine und das andere Nasenloch anhalten.

Diesen Technicismus erklärt Hahnemann für weit vorzüglicher, als jede Art des Eingebens in Substanz durch den Mund. Auch versichert er, seit einem Jahr von allen Kranken kaum einen von hundert anders als blos mit Riechen behandelt zu haben, und zwar mit dem erwünschten Erfolge.

Aegidi bestätigt die Wirkung des Riechenlassens (Archiv Bd. XIV. Heft) und glaubt, daß dieser Technicismus sich durch keinen andern ersetzen lasse.

Rau schenkt dem Riechenlassen kein unbedingtes Vertrauen und will diesen Technicismus nur für eine hochgesteigerte Sensibilität, bei Neuralgien, bei hysterischen Paroxysmen und versatilen Nervenfiebern angewendet wissen.

Rummel will nur selten und ausnahmsweise die Riechmethode angewendet wissen. Doch versichert er, Hilfe und Erfolg gesehen zu haben bei schmerzhaften Leiden des Kopfes, der Zähne und in Krankheiten der Athmungsorgane (Allg. hom. Ztg. Bd. IX. Nr. 3).

In der neuesten Zeit spricht sich Lutze (Lehrbuch der Homöopathie, S. 9) für die Heilwirkung der Riechmethode sehr warm aus. „Nicht unerwähnt," sagt er, „will ich hier lassen, daß man namentlich heftige Schmerzen oft sehr schnell heilt, wenn man an einem Fläschchen, welches einige Körnchen des entsprechenden Mittels enthält, nur riechen läßt. Auf diese Art heilt man am

schnellsten, z. B. Zahnschmerzen, auch Kopfschmerzen, oder heftige Schmerzen nach Quetschungen, oder Verwundungen. Ist jedoch die Wirkung vom Riechen nur eine vorübergehende, so giebt man dasselbe Mittel auch noch in Wasser ein. Das Riechen an Streukügelchen der höchsten homöopathischen Potenz von Kreosot ist gegen Zahnschmerzen meist hilfreich, selbst bei dem wüthendsten Schmerz" (Hahnemann's Todtenfeier S. 93, 1857. Cöthen).

Auch wir haben schöne Erfahrungen über die Heilerfolge des Riechens an Aconit., 6te Verdünnung, bei Ohnmachten und asphyktischen Zuständen durch Kohlendampf.

§ 247.

Schlußfolgerungen.

So sehr auch von manchen Aerzten, besonders von den Freunden der Hochpotenzen behauptet wird, daß manche Krankheitszustände eher durch das Riechenlassen als durch das Einnehmen geheilt werden; so sehr Backhausen (Hygea XI. 316) speciell beim nervösen und congestiven Kopfweh vom Riechen an Belladonna 30. einen raschern und bessern Erfolg gesehen haben will, als vom innern Gebrauche, so wollen wir diesen Technicismus nur da angewendet wissen, wo kein gefahrdrohender Zustand ist. Hysterische Frauen mögen immerhin an Asand, an einer abgebrannten Feder, an Ignatia- oder Castoreum-Tinctur riechen.

Niemand wage es aber, einen Cholerakranken etwa an Veratrum oder Arsenic. 30. riechen zu lassen und so die edle Zeit zur Rettung des Kranken mit einem wissenschaftlichen Versuch zu vergeuden.

Ganz eigenthümlich und originell ist das Verfahren Mayerhofer's, welcher den Nervenkanken, behufs der Mittelwahl, an der Arznei riechen läßt. Wird z. B. Jemand von dem Riechen an der Belladonna freundlich afficirt, so ist das eine Indication für die Anwendung der Belladonna innerlich in flüssiger Form; wird er aber von dem Riechen an der Belladonna unfreundlich berührt, so muß die interne Anwendung unterbleiben.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Von der Mittelwahl.

§ 248.

Hahnemann's Vorschriften zur Mittelwahl.

Hahnemann stellt in seinem Organon, § 3—14, folgende Lehrsätze auf:

1. Der Arzt muß das an den Krankheiten zu Heilende aufsuchen und das Heilende in den verschiedenen Arzneien kennen, um dieses jenem anpassen zu können.

2. Die Krankheiten sind an sich unerkennbar im innerlich Veränderten, aber deutlich erkennbar in den Symptomen.

3. Die Krankheit besteht also für den Arzt blos in der Gesammtheit ihrer Symptome.

4. Der Arzt braucht nur die Gesammtheit der Symptome hinwegzunehmen, um die Krankheit zu heilen.

5. Doch ist zur Heilung ein beihilfliches Achten auf Veranlassung, Grundursache und noch andere Umstände nothwendig.

6. Die offenbar die Krankheit veranlassende und unterhaltende Ursache ist hinwegzuräumen.

7. Die Krankheit besteht für den Arzt blos in der Gesammtheit ihrer Symptome.

8. Sind alle Symptome getilgt, so ist jederzeit die Krankheit auch in ihrem Innern geheilt.

9. Die Gesammtheit der Symptome ist die einzige Indication, die einzige Hinweisung auf ein zu wählendes Heilmittel.

§ 249.

Praktische Verwerthung dieser Vorschriften.

Fassen wir den Geist dieser Lehrsätze in Beziehung der Mittelwahl richtig auf, so erhellet, daß das Princip der größtmögli-

chen Aehnlichkeit der positiven Wirkungen einer Arznei auf den gesunden Organismus mit den primären und wesentlichen Erscheinungen der zu heilenden Krankheit die alleinige empirisch-rationelle Indication zur sicheren Wahl des specifischen Heilmittels ist. (Trinks.)

Wir können daher den jungen Praktikern nur folgende Anhaltspunkte für ihre zu betretende praktische Laufbahn bieten.

1. Wo mehrere Arzneien in ihren positiven Wirkungen eine große Aehnlichkeit mit den primären Erscheinungen der zu heilenden Krankheit haben, da wird jenes Heilmittel gewählt, welches die größtmöglichste Aehnlichkeit bietet. Concurirren z. B. bei einem rheumatischen Leiden die beiden Heilmittel Rhus und Bryonia um die Anwendung, so wird bei übrigens gleichen Erscheinungen noch die Lage den Ausschlag geben, und wir werden Bryonia reichen, wo der Rheumatismus in dem leidenden Theile sich kund giebt, so man ihn bewegt; hingegen paßt mehr Rhus, wo etwa der Schmerz in der Ruhe zunimmt. Hierzu aber ist eine genaue Mittelkenntniß nothwendig, die man nur durch ein comparatives Studium der Arzneimittel erreichen kann.

2. Tritt die zu hoffende Heilwirkung von der gewählten Arznei nicht ein, so mag wohl die Schuld in der mißglückten Wahl des Heilmittels liegen, und der Arzt muß zu einer neuen Wahl eines Heilmittels schreiten, welches mit dem zu behandelnden Krankheitsfalle mehr Aehnlichkeit der Symptome bietet.

Eben so erheischen neu hinzutretende Krankheitssymptome die Wahl eines neuen Heilmittels.

Beruht das Mißglücken der Heilung auf einem veranlassenden Krankheitsmoment, welches erst später dem behandelnden Arzte bekannt wurde, so ist die Wahl des neuen Heilmittels darnach einzurichten. Leistet z. B. bei einer Diarrhöe weder Pulsatilla, noch Chamomilla etwas Erhebliches, weil dem Arzt erst im Verlaufe der Behandlung bekannt gegeben wird, daß die Diarrhöe durch eine Verkältung entstand, so wird er bei übrigens passenden Symptomen die Dulcamara unbezweifelt, wie mich oft die Erfahrung lehrte, anwenden können.

3. Erfolgt auf die Anwendung einer entsprechend gewählten Arznei nur eine quantitative, nicht aber eine qualitative

Aenderung in den Krankheitserscheinungen, so liegt offenbar die Schuld in der unzureichenden Gabe, die dann gesteigert oder vermindert werden muß.

4. Treten zwei acute Krankheiten in einem und demselben Individuum gleichzeitig auf, so wird der mit der Heilmittellehre befreundete Arzt nicht selten ein Heilmittel auffinden, welches beiden Krankheitszuständen entspricht, so wird er bei Masern und Bronchitis Aconit., bei Scharlach und Angina Belladonna wählen.

Tritt eine acute Krankheit zu einem chronischen Leiden, z. B. zu einer Chlorose eine Pneumonie hinzu, so wird der homöopathische Arzt erst der Pneumonie Aconit., Phosphor. u. s. w. entgegensetzen, nach beseitigter Lungenentzündung aber zur ferneren Behandlung der Chlorose schreiten.

5. Auf einen fernern feinen Unterschied, auf den Dr. Hirschel aufmerksam macht, und der bei der Wahl des Mittels nicht gering zu achten ist, hat der angehende Homöopath wohl zu achten, nämlich, ob das Mittel vollständig ausgeprüft, oder noch unvollständig und halb geprüft ist. Man wird daher bei vorgeschrittener Vertrautheit mit der Materia medica gut thun, wenn die Wahl zwischen einem gut und weniger gut, ganz oder halb geprüften Mittel schwankt, sich an das erstere zu halten und dabei namentlich die größere Reichhaltigkeit an physiologischen Wahrnehmungen zum Maßstabe zu nehmen.

6. Ist es auch festgestellt, daß der Arzt nur die Gesammtheit der Symptome hinwegzunehmen hat, weil, wie Hahnemann sagt (Organon S. 110), die Symptome das nach Außen reflectirende Bild des innern Wesens der Krankheit bilden, so ist doch andererseits die symptomatische, auf ein einziges Symptom gerichtete, palliative Curart durchaus nicht zu billigen. Ein einzelnes der gegenwärtigen Symptome, sagt Hahnemann, ist so wenig die Krankheit selbst, als ein einzelner Fuß der Mensch selbst ist. Berücksichtigt aber auch der homöop. Arzt die Gesammtheit, die Masse aller sich darbietenden Symptome, so darf er diese nicht mechanisch zählen, sondern im Geiste wägen, und allseitig die veranlassenden Momente und wichtigen Nebenverhältnisse erwägen, damit ihm sowohl der Charakter des Arznei-

mittels, wie der Charakter der Krankheit klar und deutlich werde, und er die Symptome nach ihrer ganzen Entwickelung und Geschichte erfassen kann; denn die Aehnlichkeit der Krankheits- und der Arzneisymptome ist wohl ein wichtiges, aber nicht das einzige Moment bei der Mittelwahl.

7. Da wir der Krankheit ein in ihrer Eigenthümlichkeit ihr ähnliches Mittel entgegen setzen wollen, so bedarf es eben sowohl einer Mitteldiagnostik wie einer Krankheitsdiagnostik, und es müssen bei der Mittelwahl die Individualität des Kranken nach ihrem ganzen Umfange und Anlage, die Erscheinungen von ihrem Beginn bis zu ihrer dermaligen Gestaltung, die nachweisbare Krankheitsursache, die äußern Schädlichkeiten, also die Aetiologie, Semiobik und Diagnostik der Krankheit in Berücksichtigung kommen.

§ 250.

Hindernisse der Wirkung des richtig gewählten Mittels.

Es kommt nicht selten vor, daß ein Mittel richtig gewählt, und daß auch die Anwendungsweise desselben nicht verfehlt ist, und dennoch erfolgt nicht die erwartete Wirkung. Der Grund liegt entweder in einer Theilnahmlosigkeit für ärztliche Eindrücke, oder in übermäßig gesteigerter Reizempfänglichkeit. Bei Theilnahmlosigkeit für ärztliche Eindrücke empfiehlt Hahnemann (Organon S. 217) Opium in sehr hoher Verdünnung, um diesen soporösen Nervenzustand zu heben, Wolf aber den Moschus, um die Lebensgeister anzufachen und für andere Mittel empfänglicher zu machen.

In chronischen Krankheiten werden oft Acidum nitri, Sulphur, oder Mercur. angewendet, um die schlummernde Thätigkeit zu erwecken. Hahnemann bediente sich zu diesem Zwecke des Mesmerismus, und Aegidi der Elektricität. Bei übermäßig gesteigerter Reizbarkeit sind Antidota, wie Nux vomica, Pulsatilla, Ignatia in Anwendung zu bringen.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Von der Anwendung der Arzneien im Wechsel, und vom Wechsel der Arzneien.

§ 251.

Die Anwendung der Arzneien im Wechsel ist ein praktischer Nothbehelf, doch nicht im hom. Heilprincipe begründet.

Nur der durch die praktische Erfahrung nachweisbare Umstand, daß ein vielleicht noch nicht allseitig ausgeprüftes Heilmittel nur eine Hälfte, oder eine Seite der zu heilenden Krankheit wegnimmt, die andere Hälfte aber, oder die andere Seite ganz unberührt läßt, daß z. B. in einer vom Fieber begleiteten Pleuro-Pneumonie durch Aconit. nur die Fiebererscheinungen entfernt werden, der stechende pleuritische Schmerz aber nur auf Bryonia, wie mich oft die Erfahrung lehrte, weicht, rechtfertiget einigermaßen dieses praktische Verfahren, welches in neuer Zeit so häufig bei den Praktikern in Anwendung kommt. Es scheint uns abermals ein Stück Insufficienz, die nicht in dem Heilprincipe der Homöopathie, sondern in der bisherigen subjectiven unzureichenden Mittelkenntniß liegt. Auch mag oft die nicht genaue Ermittelung aller diagnostischen Krankheitsmomente das Ihrige zu diesem Verfahren beitragen. So haben wir oft auf unserer Poliklinik Gelegenheit, zu bemerken, daß viele Pleuro-Pneumonien, besonders jene, die durch Verkühlungen entstehen, durch Aconit. allein beseitigt werden, wo selbst der stechende Schmerz weicht, ohne die Zuziehung der Bryonia. Wir erklären daher diesen Technicismus nur als einen durch Umstände und subjective Mittelkenntniß des Arztes hervorgerufenen, nicht principiellen, ausnahmsweise gestatteten Nothbehelf, glauben aber im Interesse unserer Wissenschaft dieses Verfahren als ein

im Streite mit dem Principe der Homöopathie, welches die einfache Anwendung des für die vorhandenen Krankheitserscheinungen passenden Mittels verlangt, liegendes offenkundig bezeichnen zu dürfen, wenn auch andererseits achtenswerthe Praktiker, wie Hering, Ruta und Ignatia bei Leberkrankheiten, Bryonia und Pulsatilla in der Wassersucht empfehlen. Auch Rummel lobt Belladonna und Mercur. in der Angina, Ipecacuanha und Antimon. in gastrischen Zuständen, Belladonna und Graphit. gegen Lupus.

§ 252.

Bestimmungen für den Wechsel der Arzneien.

Der Wechsel oder die Wahl eines andern Arzneimittels ist angezeigt:

1. Wenn wir durch eine mangelhafte Beobachtung der Krankheitserscheinungen, oder bei einer nicht hinreichenden Bekanntschaft mit den physiologischen Wirkungen des angewendeten Heilmittels zur Wahl eines ungeeigneten und ungenügenden Arzneimittels verleitet wurden.

2. Wenn die zu heilende Krankheit durch nie vorher zu bestimmende äußere oder innere Momente eine plötzliche unerwartete Umgestaltung erleidet, wenn z. B. die Angina im Scharlach, die früher einen rein entzündlichen Charakter hatte, gegen welche wir die Belladonna reichten, einen gangränösen Charakter annimmt und wir zum Arsenic. unsere Zuflucht nehmen müssen.

3. Wenn die Arznei nach längerer Einwirkung keine weiteren Erfolge mehr erzielt, und die Krankheit gleichsam einen Stillstand feiert. So reichten wir bei einem durch mehrere Jahre an Magenkrampf leidenden Manne, wo zugleich Dyspepsie und unerträgliches Aufstoßen zugegen waren, die Nux vom. 6. mit jenem Erfolge, daß nämlich der krampfhafte Zustand sich nach Anwendung mehrerer Gaben allmählich verlor, die Eßlust wieder zurück kam; aber keineswegs vermochten wir durch Nux vom. das Aufstoßen im geringsten zu mildern, welches jedoch auf die Anwendung der Calc. carb. 6., alle Tage 1 Gabe, binnen 14 Tagen vollends ausblieb. Doch erinnern wir schließlich, daß man mit dem Wechsel der Arznei nicht gar zu vorschnell sei. Die

hieraus resultirenden Folgen sind für die Kunst und die Wissenschaft höchst nachtheilig. Dieses Ueberstürzen, diese Ungeduld in dem Abwarten und Auswirkenlassen eines selbst indicirten Mittels dürfte seinen Grund in der Vernachlässigung des Quellenstudiums der Hahnemann'schen reinen Arzneimittellehre finden; seinen Grund, sagen wir, in dem Mißbrauch der Hilfsbücher, der Repertorien und Taschenbücher, die die jungen Aerzte aus unrühmlicher Bequemlichkeitssucht zum Quellenstudium machen, während diese Schriften nach den Absichten ihrer Autoren nur Leitsterne und Anhaltspunkte bieten, das Quellenstudium aber nie überflüssig machen.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die homöopathische Diät.

§ 253.

Würdigung der Krankendiätetik von den Aerzten der ältesten, neuern und Neuzeit. Hippokrates, Hahnemann, Andral, Gavarret, Becquerel und Liebig.

Schon im Alterthume setzte Hippokrates in eine gute Krankendiätetik einen ungemeinen Werth, er hielt sie um so nothwendiger, damit die Lebenskraft (Enormon) in ihrem Heilbestreben nicht gestört werde. Seine Nachfolger verließen aber bald seine einfachen Lehren und mit ihnen auch seine diätetischen Anordnungen, sie setzten alles Heil in die Arzneien, die natürliche Lebensordnung wurde aber um so mehr vernachlässigt.

Da erschien Hahnemann, und die bisher allzusehr vernachlässigt gewesene Aufmerksamkeit auf die Lebensordnung der Kranken wurde auf's Neue geweckt. Seine diätetischen Vorschriften sind einfach und strenge, die entschiedensten Gegner der homöop. Heilmethode verkennen nicht ihren mächtigen Einfluß auf den Heilerfolg, ja sie erkennen in der Hahnemann'schen Lehre nur die diätetische Seite und gehen von der Behauptung aus, eine homöop. Heilung wäre keine andere, als eine durch Diät vollzogene, eine Naturheilung; sie gehen aus Unkenntniß der homöopathischen Heilmittel von der falschen und unpraktischen Voraussetzung aus, die Gabe eines homöopathischen Heilmittels sei wegen ihrer unaugenfälligen Kleinheit gleich Null, trotz der mannichfaltigen Belege für die Wirkungsfähigkeit kleiner Dosen, die ihnen die Wissenschaft bietet; denn noch immer schlägt der Herr, wie einst zu den Zeiten Lot's, die Halsstarrigen mit Blindheit. Nur als ein hochwichtiger Bundesgenosse der homöopathischen Therapie ist die

Hahnemann'sche Diätordnung zu nehmen, wie Griesselich auch richtig bemerkt; keineswegs aber ist ihr allein der Heilerfolg beizumessen. Ist aber auch die Hahnemann'sche Krankendiätetik in dem homöop. Principe nur begründet, so können wir doch anderseits nicht in Abrede stellen, daß durch die großartigen Untersuchungen Andral's und Gavarret's und durch die organische Chemie Liebig's die Diätetik eine wissenschaftliche Grundlage erreichte, die keinem wissenschaftlichen homöopathischen Arzte fremd bleiben darf, wenn es auch wiederum unbezweifelt bleibt, daß in dieser Richtung dem Chemismus eine zu einseitige Macht zugetheilt wurde. Denn es ist gewiß von Werth, zu wissen, daß, wie Lehmann zeigte, die Faserstoffmenge durch den Genuß von animalischer Kost vermehrt, durch vegetabilische Kost vermindert wird; daß, wie Bouchardat zeigte, der Fettreichthum des Blutes nicht immer von der Zufuhr der entsprechenden Nahrungsstoffe abhängig, sondern in dem Genusse einer bedeutenden Menge alcoholischer Getränke begründet ist; daß, wie Liebig lehrte, die Menge der Harnsäure sich durch einen reichlichen Genuß von geistigen Getränken, vegetabilischen Säuren oder Fetten vermehre, weil diese Stoffe den Sauerstoff in Beschlag nehmen, der die Harnsäure in Harnstoff und Kohlensäure verwandle.

§ 254.

Hahnemann's scharfsinnige Unterscheidung zwischen den Diätsünden, zwischen der gewöhnlichen indifferenten Diät der Menschen (Diätetik für Gesunde) und zwischen der neuen vom Arzte vorgezeichneten Diätordnung (Diätetik für Kranke).

In dem klassischen Aufsatze: „Sind die Hindernisse der Gewißheit und Einfachheit der praktischen Arzneikunde unübersteiglich" (Kleine med. Schrift., Bd. I. S. 1) sagt Hahnemann: „Mich deucht, die Aerzte unterscheiden nicht genug zwischen den Diätsünden, die dem Kranken sein Uebel erzeugen und unterhalten, zwischen der gewöhnlichen indifferenten Diät der Menschen, und zwischen der neuen vom Arzte gemachten Diätordnung. Was die Abschaffung der bisherigen Diätsünden betrifft, ohne welche man den Kranken keine Bürgschaft leisten kann, und es unmöglich wird, den Erfolg einer Krankheit und der dabei gebrauchten Mittel zu

beurtheilen, ertheilt Hahnemann offen und unumwunden den Rath, daß wenn der Arzt sich nicht so allgewaltig im Besitze seines Kranken zu sein glaubt, daß letzterer keinen andern Willen, als Folgsamkeit behält, so lasse er lieber den wankelmüthigen Kranken fahren; — besser keine Kranken, als solche!“

Wer sollte z. B. eine Leberverhärtung heilen wollen an einem Branntweinsäufer, wenn nicht mit festem Vorsatze die pünktlichste Folgsamkeit von Seiten des Kranken, durch Abschaffung der eingewurzelten üblen Gewohnheit, geleistet wird?

Ein Kranker mit so schlimmen Attributen muß durch merkliche Aufopferung zeigen, daß er sich dem Willen des Arztes mit völliger Ergebung unterwirft. Man stelle ihm die Größe seines Uebels vor, und die Schwierigkeit, welche durch seine verderbte Neigung im Wege liegt. Versteht er sich zu allen Aufopferungen, so nehme man ihn auf, wo nicht, so lasse man ihn ziehen. Nun beschimpft er doch die Kunst nicht, und verwirrt den Calcul des jämmerlich getäuschten Arztes nicht.

Es werden sich nun schon genug Kranke finden, die auf das väterliche Zureden des wohlmeinenden Arztes horchen werden, die sich z. B. während des Quartanfiebers des Schweinefleisches, in der Engbrüstigkeit der Kartoffeln und des Gänsefleisches, beim Podagra der säuerlichen Weine und beim jugendlichen Marasmus der Samenverschwendung enthalten werden.

Aber auch in der gewöhnlichen Diät, sagt Hahnemann, ist so manches zu berichtigen. Es ist eine Klippe, woran so viele Aerzte scheitern.

Es ist eine gewisse, unter den Aerzten herrschende Sitte, bei jeder vorkommenden Krankheit einen recht ausgedehnten künstlichen Diätplan zu entwerfen, eine Menge Dinge zu verbieten, eine andere Menge anzuordnen, als wie wenn die Diät einer nicht ganz verdorbenen Classe so verwerflich wäre.

Wir können durchaus nicht mit unbezweifelter Evidenz entscheidend behaupten, dieses oder jenes Mittel ist aus der gewöhnlichen Diät zu streichen, da wir die Wirkung der Nahrungsmittel und der Diätartikel nicht so haarklein kennen.

Bei hitzigen Faulfiebern, mit tiefgesunkener Lebenskraft, drangen unsere Vorfahren auf die Anwendung von Thee und

verschrieen Bier und Wein, wonach sich doch die Kranken so sehnen, als Gift, während wir diese die Lebenskraft erregenden Mittel in der Praxis mit Vortheil anwenden.

Bei passiven Blutstürzen in abzehrenden Lungenübeln, sowie in den meisten chronischen ungastrischen Krankheiten verwies man die Kranken auf eine vegetabilische Kost, wodurch doch leicht bei Blutarmen, Erschöpften und Stubensiechen eine Neigung zur Säure und zu Blähungen entsteht, und untersagte streng die Fleischkost, während doch eine nahrhafte, aus frischem Fleische bereitete Kost bei diesen Krankheiten von ersprießlichem Nutzen ist*), besonders bei jenen, welche an Fleischkost gewöhnt sind.

Zur Bestätigung seiner Ansicht theilt Hahnemann folgenden Krankheitsfall aus seiner Praxis mit, wovon er Augenzeuge war. „Ich sah," erzählt er, „einer gesunden Erstgebärerin nach glücklicher Niederkunft von ihrem übergeschäftigen Arzte eine so strenge Diät vorschreiben, daß fast nichts übrig blieb, als Hungerssterben. Einige Tage hielt sie die Wasser- und Hafergrützschleimdiät aus, dann aber — es war ihr Fleisch, Bier, Wein, Kaffee, Brod, Butter u. s. w. versagt — sank sie in große Mattigkeit, schrie über entsetzliche Nachwehen, war ohne Schlaf und fühlte sich sehr krank. Der Arzt schob dieses Alles auf eine Uebertretung seiner Diätvorschriften. Sie bat um etwas Kaffee, um etwas Fleischbrühe, aber vergebens. Unerbittlich blieb der in seinen Grundsätzen unerschütterliche Mann. Nichts von dem Allem! Seine Strenge erbitterte. Die Wöchnerin überließ sich nun den Eingebungen ihrer natürlichen Begierden, trank Kaffee und aß, was ihr gut schmeckte, doch mäßig; — der erstaunte Arzt fand sie beim ersten Besuche nicht nur außer Gefahr, sondern munter und frisch, so daß er mit Freuden in sein Tagebuch die herrlichen Wirkungen seiner Wasserdiät bei Wöchnerinnen eintrug. Dies ist die Geschichte mancher ärztlichen, im Druck erschienenen Beobachtung, welche zeigt, daß die von den mit der Natur wenig vertrauten Aerzten vorgeschriebene künstliche Diät bei

---

*) Nicht unmerkwürdig ist es, daß die Hahnemann'sche Ansicht von der kräftigenden Ernährung der anämischen und tuberculösen Individuen von unsern forschenden Physiologen erst nach 40 Jahren richtig aufgefaßt und zur therapeutischen Norm erhoben wurde.

weitem weniger taugt, als die gewöhnliche seiner Pflegebefohlenen, so daß er sehr unrecht thut, die letztere schnell zu verwerfen.“

Was die Diät während der Krankheit betrifft, hat Hahnemann keine für specielle Krankheitsfälle vorgeschriebene Diät und Lebensordnung angenommen, sondern nur allgemeine Vorschriften angegeben, indem er auch in der Diätetik jeden Fall individualisirt wissen will. Er unterscheidet aber doch die Krankendiätetik für acute von jener für chronische Krankheiten.

In acuten Krankheitsfällen, meint er, unterscheidet schon der feine, untrügliche innere Sinn des erwachten Erhaltungstriebes des Lebens so deutlich und bestimmt, daß der Arzt den Angehörigen blos anzudeuten hat, dieser Stimme der Natur kein Hinderniß in den Weg zu legen durch Versagung dessen, was der Kranke sehr dringend an Genüssen fordert. Menschen, die in einer Fieberhitze liegen, haben gewöhnlich Abneigung vor allen erhitzenden und geistigen Getränken. Menschen, die an einem gastrischen oder biliösen Fieber erkranken, haben einen besondern Abscheu vor Fleischspeisen. Ueberhaupt haben ja Fieberkranke Widerwillen gegen Nahrungsmittel. Hier sind nur die Winke der Natur und die alte Regel: Sequere naturam, zu beachten. Man lasse den Kranken so lange der Speisen sich enthalten, bis er von selbst etwas wünscht; anderseits aber ist dem Kranken nichts zu versagen, wozu ihn die Natur dringend auffordert, z. B. den Gebrauch des kalten Wassers in der Fieberhitze.

Ganz anders verhält es sich aber mit den chronischen Krankheiten, wo die Natur weniger den diätetisch einzuschlagenden Weg angiebt, da muß die Kunst genau den Weg bezeichnen. Da ist es leicht begreiflich, daß, bei der so nöthigen als zweckmäßigen Kleinheit der Gaben im homöop. Verfahren, in der Cur alles Uebrige aus der Diät und Lebensweise entfernt werden muß, was nur irgend arzneilich wirken könnte, damit die feine Gabe nicht durch fremdartig arzneilichen Reiz überstimmt und gestört, oder gar verlöscht werde (Organon § 259). Noch specieller spricht sich Hahnemann hierüber in den chronischen Krankheiten, Bd. I., S. 237, aus: „Aus vielen leicht in die Augen fallenden Gründen, und schon um seine feinen Arzneigaben in ihrer Wirkung nicht hindern zu lassen“, sagt er, „kann der homöopathische

Arzt während seiner Cur keinen Zwischengebrauch erlauben von Parfümerien, Riechwassern und Riechbüchsen, von Valeriana- und Kräuterthee, von Pfeffermünzkügelchen und Aniszucker, von Magenmorsellen und Liqueurs, von Isländermoos- und gewürzter Chocolade, von Zahntincturen und arzneilichen Zahnpulvern.“ So untersagt er den Gebrauch des Spargels, der Petersilie, welche auf die Harnorgane arzneilich einwirken und die Harnabsonderung befördern, der Zwiebeln, welche die Hautausdünstung beschleunigen; den Safran, welcher ein wichtiges Heilmittel bei Mutterblutungen ist, und aus eben dem Grunde die Petersilie (Petroselinum), welche sich heilkräftig bei der Gonorrhöe zeigt. So wird auch die Wirkung des Aconit. und der Sepia durch Gewächssäuren geschwächt; die Wirkung der Belladonna aber wird durch Essig gesteigert.

§ 255.

Die Hahnemann'sche Diät fordert eine geregelte Lebensordnung, ist aber keine Entbehrungscur.

So sehr Hahnemann bei der Anwendung kleiner homöopathischer Gaben auf eine strenge Krankendiätetik dringt und alles vermieden wissen will, was auf die Heilwirkung der Arzneien störenden Einfluß ausübt, so versteht er sich doch zu gar vielen milden Concessionen, um die homöopathische Cur bei langwierigen und chronischen Leiden durchaus nicht zu erschweren.

So sagt er vom Kaffee (Chronische Krankheiten, I. Bd., S. 194): „Er besitzt wohl größtentheils Nachtheile für Körper und Geist, er ist aber dem größten Theile der sogenannten gebildeten Nation dergestalt zur Gewohnheit und zum Bedürfniß geworden, daß er so wenig als Vorurtheil und Aberglauben auszurotten sein wird, folglich auch der homöopathische Arzt bei der Cur langwieriger Krankheiten nicht auf einem allgemeinen unbedingten Verbote bestehen darf. Jungen Leuten kann eine Tasse, halb Milch, halb schwacher Kaffee, gereicht werden. Langjährige Gewohnheit macht den Kaffee fast unschädlich, wenn seine Menge zugleich zum Fünftel oder Sechstel herabgesetzt wird. Die Erfahrung bestätigt es,“ sagt er, „daß die Heilung der größten chronischen Krankheiten dadurch weder unmöglich gemacht, noch aufgehalten

wurde. Ein Gleiches gilt von den feinen Sorten des chinesischen Thees. Sehr schwach bereitet und nur sehr wenig davon einmal des Tages getrunken, macht ihn für ältliche Personen, welche von Jugend an in stark bereitetem Thee schwelgten, bei der Cur langwieriger Krankheiten fast unschädlich. So wird der Heilkünstler auch in Hinsicht des Weinverbotes*) eine Ausnahme bei den chronischen Kranken machen, welche schon über das 40. Jahr hinaus sind, von früher Jugend an täglich Wein getrunken haben und nicht an Unterleibskrankheiten leiden. Wenn diese zu dem vierten oder sechsten Theile der sonst gewohnten Menge allmählich herabgesetzt werden, so thut dieses der Heilung keinen Eintrag; kann man sie aber dazu vermögen, einen kleinen Theil Wein mit gleichen Theilen Wasser zu mischen, vorausgesetzt, daß die Kräfte nicht beträchtlich darunter leiden, so hat man alles Nöthige gethan. Ganz alte an Weintrinken gewöhnte Personen können ihre verminderte Portion ohne Nachtheil unverdünnt forttrinken. Wein, mit einem großen Verhältniß Wasser gemischt, etwa wie 1 zu 5—6 Theilen, kann man zum gewöhnlichen Getränke allen chronischen Kranken erlauben.

Die Verstattung des Bieres ist bei Hahnemann eine bedenkliche Sache, „da," sagt er, „in den neuern Zeiten die Künsteleien der Brauer beim Zusatze vegetabilischer Substanzen zu dem Malzabsude nicht nur Verwahrung der Biere vor Säuerung, sondern auch eine Rauschbewirkung zu beabsichtigen scheinen. Demzufolge kann der Arzt seinen Kranken nicht das Alles erlauben, was den Namen Bier führt, indem oft, wegen Mangel an Bitterkeit, zur Ersparung des Hopfens, narkotische Dinge zugesetzt werden**). Unerläßlich ist aber bei der Cur der chronischen Krankheiten die Abgewöhnung des Branntweins. Nur in jenem

*) Daß die Arzneipotenzen nicht so leicht durch fremde Einflüsse aufgehoben werden, erfuhr Dr. Mosthaff, der während der Versuchszeit mit Hyoscyamin Wein und Kaffee ohne alle Einschränkung genoß, und doch trat die Wirkung des Hyoscyamin auf das Auge deutlich hervor.

**) So werden in England nach Morices Treatise of Brewing zu 80 Scheffel Malz 3 Pfund Kockelskörner bei der Porterbrauerei genommen. Nicht selten wird auch Herba absinthi, ja sogar Lolium temulentum als Zusatz gegeben.

Falle, wo die Kräfte bei gänzlicher Abstellung desselben merklich leiden, muß auch eine kleine Portion guten Weines, statt des Branntweines, gereicht werden. Denn nie darf der homöop. Arzt den großen Vorzug der homöop. Behandlung vergessen, nämlich: die möglichste Schonung der Kräfte des Kranken, damit sie sich zur Krisis selbst erheben.“ So weit die diätetische Lehre Hahnemann's.

§ 256.

Die Begründung der homöopathischen Diät in der Physiologie der Nahrungsmittel.

Werfen wir einen unbefangenen Blick auf Hahnemann's diätetische Anordnungen, so erhellet, wie Dr. Müller sehr trefflich bemerkt (Homöop. Vierteljahrschrift, Bd. VII., S. 120), daß seine Diätetik nur eine rein negative ist, indem sie sich darauf beschränkt, Schädlichkeiten abzuhalten; daß sie ferner nur eine rein medicamentöse ist, indem sie nur Schädlichkeiten hinsichtlich der angewendeten Medicamente kennt, nur den Schutz dieser bezweckt, keineswegs aber das erkrankte Organ berücksichtigt; endlich dürfte sie als eine generelle zu bezeichnen sein, insofern sie im Allgemeinen bei allen verordneten Medicamenten gleichen Schutz für nöthig findet und anstrebt. Diese letztere besondere Berücksichtigung der Allgemeinheit ist aber auch von Hahnemann mit Absicht hingestellt, indem er sagt (Chronische Krankh., I. Bd., S. 189): „In der Diät und Lebensweise der Kranken dieser Art, worüber ich nur etwas Allgemeines zu sagen habe, die specielle Ausführung aber für jeden besondern Fall dem Ermessen des homöopathischen Arztes überlasse, muß eben alles entfernt werden, was der Cur hinderlich ist.“ Aus diesem Allen geht klar hervor, daß es Hahnemann gar nicht darum zu thun war, um specielle physiologische Vorschriften für die homöopathische Krankendiätetik zu geben; nun so wollen wir nach dem wissenschaftlichen Urtheile des Dr. Müller, „daß man zur Begründung einer vernünftigen Diät in der Homöopathie die Nahrungsmittellehre füglich nicht entbehren kann,“ es versuchen, die homöopathische Krankendiätetik auf die Physiologie der Nahrungsmittel festzustellen.

§ 257.

Die Wahl der Nahrungsmittel im kranken Zustande, nach physiologischen Resultaten, bei Entzündungskrankheiten und Fiebern. (Moleschott. Rochleder.)

Vielfache Analysen haben gezeigt, daß in den Entzündungskrankheiten der Faserstoffgehalt des Blutes bedeutend vermehrt ist. In der Pneumonie fanden Andral und Gavarret einen Faserstoffgehalt von 7,5 in 1000 Theilen; beim Rheumatismus acutus beträgt der Faserstoffgehalt in 1000 Theilen 6,7; bei Hirnentzündungen, die durch äußere Verletzungen entstanden, fand Popp einen Faserstoffgehalt von 4—8,0 in 1000 Theilen. Auch der Eiweißgehalt des Blutes ist bei Entzündungen erhöht (Simon). Da nun nach Lehmann's Beobachtungen, die er an sich selbst anstellte, der Faserstoffgehalt des Blutes durch animalische Nahrung bis auf 6,6 in 1000 Theilen gesteigert werden kann, so ergiebt sich als rationell begründete Regel, daß thierische Kost in allen Entzündungskrankheiten zu vermeiden ist.

Hat man es mit einer Nierenentzündung zu thun, so müssen alle Nahrungsmittel vermieden werden, die reich an Salzen und Säuren sind; bei der Hodenentzündung sind zu vermeiden alle Wurzeln, die ein scharfes, flüchtiges Oel enthalten, auch Fische, Vanille sind zu entfernen. Da ferner alle Factoren, welche die Circulation anregen, gerade dem Theile, der bereits im Congestionszustande begriffen ist, eine größere Blutmenge zuführen, indem dessen Blutgefäße erweitert sind und die im Allgemeinen schneller bewegte Blutmasse hier auf Hindernisse der Bewegung stößt, so sind namentlich alle erhitzenden Speisen und Gewürze, ferner die geistigen Getränke, Kaffee, starker Thee aufs Strengste in diesen Krankheitszuständen zu vermeiden.

Bei den nicht entzündlichen Fiebern, wie beim Wechselfieber, gastrischen Fieber und dem Typhus will Andral einen verminderten Faserstoffgehalt im Blute beobachtet haben; die animalische Kost dürfte wohl hier nicht versagt sein; allein da in diesen fieberhaften Krankheiten wenig oder gar kein Magensaft abgesondert wird (Beaumont), die Function der Verdauung in hohem Grade beeinträchtigt ist, und der Appetit oft gänzlich fehlt, so wird eine etwas derbe animalische Kost gar nicht

vertragen, und wir können blos, um der Inanition vorzubeugen, Tisanen, Limonaden, Wassersuppen, die leicht absorbirt werden und die Hautausdünstung unterhalten, reichen.

Bei organischen Magenkrankheiten, namentlich beim Magenkrebs ist es Hauptaufgabe, die Blutbildung zu erleichtern, ohne dem Magen eine große Arbeit zu überweisen. Es müssen in kleinen Gaben leicht verdauliche Nahrungsmittel gereicht werden. Fleischbrühen und Milch, besonders eine abgerahmte, oder Eselinnenmilch. Die Eselinnenmilch verdient in vielen chronischen Krankheiten, in denen man das Ernährungsgeschäft unterstützen will, den Vorzug, weil sie mit ihrer Armuth an Butter Reichthum an Milchzucker verbindet, der zum großen Theil in Milchsäure verwandelt wird, welche die Wirkung der Magensäure unterstützt.

§ 258.

Die zu beobachtende Krankendiätetik bei der Säuferdyskrasie, rhachitischen Krankheit und Steinbildung, Chlorose, Scorbut und Honigruhr (Diabetes mellitus).

Bei der Säuferdyskrasie ist eine Vermehrung des Fettes nicht nur im Blute, sondern auch an vielen andern Stellen des Körpers beobachtet worden. Die an dieser Dyskrasie Leidenden sind an eine animalische Diät zu verweisen, nicht aber an Vegetabilien, wegen ihres Gehaltes an Fettbildnern. Recht mageres Kalbfleisch oder Wildpret sind hier zu empfehlen.

Bei der rhachitischen Krankheit und der Osteomalacie findet man in den erweichten Knochen die Menge des phosphorsauren Kalkes vermindert. Prof. Schloßberger hat die Schädelknochen des Hinterkopfes bei einem Kinde, welches an der Osteomalacie starb, untersucht, und fand, daß in den verdünnten Theilen der craniotabischen Knochen nur 51—53 Procent, während die normalen Knochen des Hinterkopfes nie unter 60 Procent phosphorsauren Kalk enthalten. Auch will man den kohlensauren Kalk vermindert gefunden haben. Diese Verminderung der Knochensalze erklärt Lehmann dadurch, daß die zu reichliche Bildung von Milchsäure die Ursache der Auflösung der Knochensalze sei, die in aufgelöster Form den Knochen

entzogen und mit dem Harn ausgeführt werden. Marchand unterſagt daher den Gebrauch der Milch bei rhachitiſchen Kindern. Da nun die Milchſäure dem Organismus in den ſtärkemehlartigen Körpern geliefert wird, ſo ſind daher in der Rhachitis die Kartoffeln, die viel Stärkemehl enthalten, als ſchädlich zu bezeichnen.

Anderſeits iſt der phosphorſaure Kalk wie möglichſt dem Organismus zuzuführen, daher auch der Nutzen des Leberthrans in der Rhachitis und Scrophelſucht, welcher einen großen Theil dieſes Knochenſalzes enthält. Weizenbrod, Roggenbrod, Erbſen und Bohnen ſind nicht gut zu geſtatten, weil ſie die Bildung von Milchſäure aus dem Stärkemehl begünſtigen. Es verdient daher eine vorwiegende Fleiſchdiät bei der Rhachitis und Scrophuloſis den Vorzug, durch welche phosphorſaurer Kalk in entſprechender Menge, und Milchſäure in kleiner Quantität nur zugeführt wird*).

Bei der Steinbildung (Lithiaſis) hat man bei der diätetiſchen Behandlung ſeine Aufmerkſamkeit auf die den Harnſteinen eigenthümlichen Beſtandtheile zu richten. Wir wollen hier nur den Nutzen und Schaden angeben, den beſtimmte Nahrungsmittel bei der Abſetzung von Harnſteinen im Harn ſtiften können. Dieſe Stoffe ſind vorzugsweiſe: Harnſäure, kleeſaurer Kalk und phosphorſaure Erden.

Es iſt bekannt, daß bei der gichtiſchen Diatheſe, die man auch richtig als harnſaure Diatheſe bezeichnet, Harnſäure, beſonders bei der chroniſchen Gicht, im Blute gefunden wird. Man findet aber auch die Harnſäure in großer Menge im Harne, in der Synovia, auf dem knorpeligen Zuge der Gelenke, in den ſogenannten Gichtknoten, in gichtiſchen Geſchwüren, im Schweiße und nicht ſelten in den Verknöcherungen der Arterien. Die Urſache der vermehrten Harnſäure liegt meiſtens in dem Ueberfluſſe ſtick-

---

*) Intereſſant iſt die Beobachtung Mulder's, daß in einer ganzen Familie die Neigung zu Knochenbrüchen verſchwand, als ſie eine Zeit lang ſtatt der Kartoffeln, die vorher beinahe die ausſchließliche Nahrung ausmachten, Speiſen zu ſich nahmen, in denen der phosphorſaure Kalk hinlänglich vertreten war.

stoffhaltiger Nahrungsmittel, hierdurch bildet sich leicht harnsaurer Ammoniak, wodurch die Steinbildung begünstigt wird. Es ist nun die Aufgabe des Arztes, die Bildung der Harnsäure zu beschränken, und dies geschieht, nach Lehmann, am besten durch eine vegetabilische und stickstofflose Diät. Doch warnt Liebig vor dem Gebrauche organischer Säuren, Alcohol, Fett und Wein, welcher letztere die Gicht vermehrt.

Es müssen ferner alle Nahrungsmittel vermieden werden, in denen kleesaurer Kalk oder Kleesäure vorkommt, wie in den Rumexarten, im Rhabarber, in den Beeren des Sauerdorns.

Werthvoll ist die praktische Bemerkung von Sinclair und Thyssen, daß in Holland seit dem häufigen Gebrauche des Thees die Steinkrankheit seltener geworden ist. Auch Kämpfer bemerkt, daß in China Gicht und Harnsteine selten vorkommen, wo viel Thee getrunken wird.

In der Chlorose oder Bleichsucht läßt sich folgende Diät bestimmen, da nach den meisten Physiologen der Grund derselben in einer Verminderung der farbigen Blutkörperchen besteht, wo sich auch eine Abnahme des Eisens in der Blutasche zeigt (Becquerel, Radien). Wir werden daher jene Nahrungsmittel wählen, durch welche ein erheblicher Eisengehalt zugeführt wird, als: gutes Fleisch, cruorreiches Wildpret. Nach Moleschott ist das blutige Fleisch des Bratens vorzüglich nützlich. Der Nutzen des milchsauren Eisens in kleinen Dosen ist allgemein bekannt.

Bei dem Scorbut dürfte folgende Diät als entsprechend sich bewähren. Man war wohl immer der Ansicht, daß durch frische Vegetabilien, durch Citronensaft, Sauerkraut (Hildebrandt) und Bier der Scorbut zu heilen wäre. Allein Lind, Monro und Vilson haben es vielfach nachgewiesen, daß der reichliche Genuß von Kräutern Scorbut erzeuge, und daß er hingegen durch Fleischkost geheilt werde. Diese Erfahrung stimmt mit Hahnemann überein, welcher den Scorbutischen eine Fleischkost empfiehlt. Wenn aber eine vegetabilische Kost sich je bewährt, so liegt der Grund in dem Kaligehalte, welches in den Vegetabilien oft in reichlicher Menge enthalten ist, der aber, wie Garrad zeigte, in dem Blute der Scorbutischen vermindert ist.

Bei der Diabetes mellitus ist nach Preira, welcher bei rein animalischer Diät eine beträchtliche Verminderung des Zuckergehaltes bei Diabetikern im Harne beobachtete, die Fleischkost zu empfehlen. Vegetabilien sind aber um so weniger zu empfehlen, da sie durch ihren Gehalt an Stärkemehl den Zuckergehalt weit mehr vermehren, als das Eiweiß, welches durch die Fleischkost zugeführt wird und unter Umständen sich in Zucker verwandeln kann.

§ 259.

Die Diät in dem Stadium der Reconvalescenz.

In dem Stadium der Reconvalescenz einer jeden acuten Krankheit ist, wie Prof. Moleschott richtig bemerkt, ein Zustand von Inanition vorhanden, es werden daher nur kleine Mengen von Speisen vertragen, und es müssen daher die Nahrungsmittel nur in steigender Quantität gereicht werden, da in der Inanition die Menge der Verdauungsflüssigkeiten verringert ist. Daraus ergiebt sich, daß die Diät leicht verdaulich sein muß, während die Verarmung des Blutes nahrhafte Speisen und Getränke erfordert. Diese beiden Bedingungen werden am besten erfüllt durch solche vegetabilische Nahrungsmittel, die, wie die grünen Gemüse, viel lösliches Eiweiß und nicht viel stärkemehlhaltige Körper enthalten, oder durch Fleischspeisen, in denen das lösliche Eiweiß reichlicher als Fett vertreten ist.

Es eignen sich daher vorzüglich für Reconvalescenten, deren Kräfte man unterstützen will, die Thymusdrüse der Kälber, Hühnerfleisch, Austern, Fleischbrühen aus Hühnerfleisch und abgerahmte Milch. Sorgfältig zu vermeiden sind aber alle schwer verdaulichen Speisen, Leber und Fische wegen ihres phosphorhaltigen Oels, fette Mehlspeisen und Schweinefleisch, blutreiche Milch, schweres Brod, kurz alle Nahrungsmittel, die schwer lösliche, in Blutbestandtheile langsam übergehende Nahrungsstoffe enthalten. Die wenigen Andeutungen, so geringfügig sie auch sein mögen, sind eine Ausbeute der Wissenschaft, und als solche unbezweifelt dem wissenschaftlichen Arzte willkommen.

§ 260.

Von der Zubereitung und Verfälschung der Nahrungsmittel.

Gestattet auch Hahnemann, wie wir bereits erwähnten, in geeigneten Fällen den Gebrauch des Weines, des Bieres, des Thees und des Kaffees, wenn sie rein und unverfälscht gebraucht werden, so muß doch die Verfälschung dieser an und für sich gestatteten Genußmittel unbedingt Nachtheil bringen. Der homöopathische Arzt wird daher um so mehr auf die Zubereitung dieser Genußmittel achten, da ihre Verfälschung eben so die Gesundheit, als die Wirkung des Heilmittels beeinträchtigen. Es wird ihm nicht entgehen, daß die besten Nahrungsmittel schädlich werden können, wenn sie schlecht, nur halb gekocht oder in metallenen, besonders kupfernen Geschirren zubereitet werden; ich sah sehr oft nach dem Genusse von unschädlichen Fischen, die in kupfernen Pfannen gesotten waren und denen Essig beigegeben wurde, Symptome von Kupfervergiftung entstehen; daß Früchte und Fleischspeisen schädlich werden, wenn sie verdorben oder verschimmelt sind.

Besonders wird er sein Augenmerk auf die Verfälschungen haben.

So ist das Bier oft verfälscht, besonders in England und Amerika, mit Cocculus, mit Nux vomica; statt des Hopfens wird hinzugesetzt wilder Rosmarin, Taumellolch (Lolium temulentum), Sprossen von der Pinus balsamea. Das ätherische Oel dieser Sprossen und ihr Gehalt an Gerbesäure sollen das ätherische Oel und den Gerbestoff des Hopfens ersetzen. „Das mag wohl," sagt Prof. Rochleder (Die Genußmittel und Gewürze, Wien 1852), „zur Haltbarmachung des Bieres eben so viel, wie das Hopfenöl, beitragen, dem Organismus aber kann es nicht gleichgiltig sein, ob ihm Hopfenöl oder Terpentinöl, Hopfenbitter oder das Bitter der Nadelhölzer geboten wird."

Der Wein ist sehr häufig mit Branntwein, mit giftigen Farbestoffen, mit Kreide, Kalk, Schwefel, Alaun, ja sogar mit Quecksilbersublimat und Arsenik versetzt. Am furchtbarsten ist der Zusatz des Bleizuckers (Saccharum Saturni). Hahnemann hat das große Verdienst, ein probates Entdeckungsmittel gefunden

zu haben, bekannt unter dem Namen Liquor probatorius Hahnemannii.

Der Weinessig enthält nicht selten Schwefelsäure.

Das Baumöl wird nicht selten mit Blei oder Kupfer verfälscht, um ihm mehr Schwere zu geben.

Der Milch wird oft Pottasche zugesetzt, um das Sauerwerden zu verhindern, es werden aber auch Kreide, Mehl, Taubenkoth zugegeben.

Butter wird verfälscht mit Kreide, Sand, Schöpsen- und Schweinefett, und auch mit Safran, um ihr eine schöne gelbe Farbe zu geben.

Weißes Brod wird verfälscht durch Pottasche, Alaun, Magnesia, ja sogar durch Kupfer.

Würste, besonders die sogenannten Blutwürste, sind selbst in gesunden Tagen wegen des darin enthaltenen Wurstgiftes zu verbannen.

Die sogenannte homöopathische Chocolade, die oft nur die einzige negative Tugend hat, daß keine Vanille darin enthalten ist, ist nicht so unbedingt dem Reconvalescenten und Kranken zu empfehlen, indem ihr häufig Blei zugesetzt wird. Jahr erzählt, daß vor nicht gar langer Zeit die Polizei in Paris einen Fabrikanten entdeckte, welcher seit mehr den 50 Jahren unbestraft und unbemerkt Chocoladetäfelchen an Kinder verkauft hatte, welche kein Atom von Cacaobohnen enthielten, sondern nur aus geriebenen Cacaoschalen, Sägespänen, Schöpsenfett, Zucker, Mehl und rothem Präcipitat (Mercurius praecipit. ruber) bestanden.

Der chinesische Thee wird oft mit Blei- und Kupferauflösungen verfälscht.

Bei dem Gebrauche der Kaffeebohnen dürfte das Vaterland einen praktischen Unterschied bieten. Ich habe darüber eine schmerzliche Erfahrung. Im verflossenen Sommer litt sowohl ich als meine Frau an einem heftigen, öfter wiederkehrenden Magenkrampf, der allen Arzneimitteln spottete, trotz des sorgfältigsten diätetischen Verhaltens. Wir tranken damals den St. Domingo-Kaffee. Als aber beim Wechsel des Dienstboten auch ein Wechsel in der Kaffeesorte eintrat und wir den Java-Kaffee zum Frühstück erhielten, so verlor sich nach und nach der quälende Magen-

krampf, und erschien nicht wieder, seitdem der St. Domingo aus unserem Hause verbannt ist. Als wissenschaftliche Erklärung mag hier jene gelten, daß nach den Versuchen von Rabiquet, Boutran und Rochleder der Javakaffee 0,25 Procent, der St. Domingokaffee aber nur 0,17 Procent Caffein, dafür aber empyrheumatisches Oel, welches auf sensible Magennerven nicht wohlthuend einwirken mag, enthält.

§ 261.

Ueber den unzulässigen Gebrauch der Hausmittel und der diätetischen Modemittel bei der homöopathischen Behandlung.

Mit Recht bemerkt Dr. Jahr, daß in nichts mehr die Vorschriften des homöopathischen Arztes übertreten werden, als in Beziehung der Hausmittel, und zwar weniger von der ärmern Classe, als von den Wohlhabenderen. Zeigt man den etwas unterrichteten Laien, daß der Mißbrauch von Chamillenthee, Valeriana-Aufgüssen Arzneikrankheiten erzeugt, daß die Chamomilla einen hartnäckigen Rheumatismus erzeugt, wie selbst gelehrte allöopathische Aerzte (Schönlein) erfuhren, und stehen sie endlich davon ab, so können sie sich doch nicht überreden, daß Pfeffermünzkügelchen, Magenmorsellen, Vichypastillen nicht ganz unschuldig sind. Ich selbst behandelte einen Hämorrhoidarius, der an Obstructionen litt, mir auch die Versicherung gab, die strengste homöopathische Diät, die ihm wohl bekannt ist, zu beobachten, und dennoch zeigten die gereichten specifischen Mittel nicht den Erfolg, den ich von ihnen erwartete. Das Warum blieb mir lange unerklärbar, bis er mir mittheilte, daß er gegen die Obstruction ein unschuldiges Modemittel gebrauche, nämlich die Morison'schen Pillen.

§ 262.

Mißbrauch der homöopathischen Hausapotheken.

So sehr die homöopathischen Hausapotheken bei unvorhergesehenen, plötzlich auftretenden Krankheitsfällen, bei Abwesenheit ärztlichen Beistandes als zweckentsprechend sich bewähren, so nachtheilig werden sie bei Laien, wenn sie die Stelle der Hausmittel vertreten. „Da tragen die Einen,“ sagt Jahr, „ein Fläschchen

mit Nux vomica, oder Ignatia, Jene ein anderes mit Aconitum oder Belladonna

Auf allen ihren Zügen stets wie ein Heiligthum,

Und wär's nur, dran zu riechen, im Schubsack mit herum,

und wenn ihnen nur das Geringste begegnet, da greifen sie zuerst nach dem Fläschchen und dann nach ihrem Kopfe.“ Diese Mittel nehmen sie aber auch, während der homöop. Arzt ihnen Mittel reicht, und beirren so den Calcül des Arztes.

Die Verbreitung der Hausapotheken von Seiten der Aerzte unter die Laien unterliege einer nicht geringen Beschränkung, damit kein Mißbrauch obwalte. Unerläßliches Bedingniß dürfte es sein, den Laien auf die kräftige Einwirkung selbst hochpotenzirter Gaben aufmerksam zu machen, die er gar oft für unschädlich hält. Wird z. B. ein an Brightischer Krankheit Leidender mit homöopathischen Mitteln behandelt, und der Kranke gebraucht wegen eines eingetretenen Zahnschmerzes während der ärztlichen Behandlung aus seiner Hausapotheke ein homöop. Mittel, so dürfte leicht der Fall eintreten, daß durch das sogenannte Zahnschmerzmittel die Wirkung der vom homöop. Arzte gewählten Arznei geschwächt, ja sogar aufgehoben wird, wenn das zweite zufälliger Weise ein Antidot des ersten wäre.

§ 263.

Die Hahnemann'sche Krankendiätetik ist eine consequent wissenschaftliche.

Haben wir auch zur Genüge gezeigt, daß die Hahnemann'sche Diätetik keine Entbehrungs- und Hungercur ist, indem Hahnemann ja selbst unter gebotenen Umständen den mäßigen Gebrauch des Weines, des Bieres und des Kaffees gestattet, so sind andererseits ihre strengen Verbote auf wissenschaftlicher praktischer Basis festgestellt, was selbst die Gegner der Homöopathie bestätigt finden. Nicht Bizarrerie, noch Charlatanerie ist es, wenn Hahnemann bei dem Gebrauche homöop. Heilmittel die Zwiebel und den Spargel aus der Küche verbannt wissen will. So theilt Serre in dem Bull. gén. de Thér. Juil. 1850 mit, daß er in vielen Fällen von Anasarca, die Folge von Bright'scher Krankheit waren, eine genügende Diurese erzielte

durch Anordnung einer Milchdiät und den täglichen Gebrauch der Zwiebel. Ebenso benützte Chairétés in Athen (Lancet Aug. 27) den Spargel mit Erfolg gegen die Hydrophobie. Es ist daher unbestritten ein schön wissenschaftlicher Vorgang, während dem Gebrauche der angezeigten anderweitigen Arzneimittel jene Substanzen in der Diätetik fern zu halten, die eine arzneiliche specifische Einwirkung äußern; während die andern Heilsysteme in nicht zu lobender Sorglosigkeit auf die Ausweisung derselben bei einer streng zu beachtenden Krankendiätetik bis jetzt noch nicht angetragen.

Wir zählen daher zu den verbotenen Genußmitteln bei Krankheiten der Verdauung, bei Diarrhöe: den Gebrauch des Kalbfleisches, der jungen Tauben, der blähenden Gemüse; bei Blutarmuth (Anämie) alles Säuerliche; bei Vollblütigkeit, Plethora starke Fleischkost, Eier, starke Biere. Im Allgemeinen aber alte Käse, Pökelfleisch, Rauchfleisch, Würste, zu fettes Fleisch von Schweinen, Gänsen und Enten, ferner marinirte Fische, Aal, zumal viele Fischarten*) erregend auf die Geschlechtsfunctionen einwirken und leicht schwächende Samenergießungen hervorbringen, die von großem Nachtheile für Kranke und Reconvalescenten sind. Der Gebrauch des Caviars wäre aus diesem Grunde zu untersagen.

Das Tabakrauchen läßt sich nicht gut untersagen, besonders bei Kranken, die an Obstructionen leiden, die, wie die Erfahrung lehrt, an Stuhlverstopfung leiden, wenn sie nicht rauchen. Diese mögen wenigstens die Vorsicht gebrauchen, eine Stunde vor dem Einnehmen und eine Stunde nach dem Einnehmen der Arznei nicht zu rauchen. Auch dürfte es zweckmäßig sein, vor dem Einnehmen sich den Mund mit lauem Wasser auszuspülen. Es hat aber auch die weise Natur dafür gesorgt, daß

**) Fische sollen nach Moleschott durch ihr phosphorhaltiges Fett auf das Geschlechtsleben wirken, wie der Versuch zeigte, den ein Sultan an zwei Derwischen machte, von denen der mit Fischen genährte der fleischlichen Begierde nicht so lange widerstanden haben soll, als der mit Fleisch genährte. Bei den alten orthodoxen Juden, bei welchen das eheliche Vergnügen des Beischlafes auf die Sabbathnacht angewiesen, wurden rituell immer Fische denselben Abend genossen.

Kranke in der Mehrzahl eben so eine Abneigung gegen den Tabak haben, wie am Gastricismus Erkrankte an den Fleischspeisen.

§ 264.

Schlußwort.

Ist es auch ein großer Gewinn für die homöop. Praxis, daß wir bei der Anordnung der Diät durchaus nicht eine solche strenge und schwer zu befolgende Lebensweise vorschreiben müssen, wodurch viele Menschen abgeschreckt werden, sich einer homöop. Cur zu unterziehen, indem, wie Widemann (Hygea 5. Bd. S. 4) sehr richtig bemerkt, „daß man den Arzneien zu wenig zutrauet, wenn man die Wirkung derselben für allzuabhängig von einer übermäßigen strengen Diät hält;" so hüte man sich doch andererseits, in das entgegengesetzte Extrem überzugehen und in der Lebensordnung des Kranken bei der homöopathischen Behandlung irgend eine Laxität oder Sorglosigkeit eintreten zu lassen. Denn bei keiner der bekannten Heilmethoden thut es so sehr Noth, Sorge zu tragen, daß die feinen ätherischen Gaben nicht durch fremdartige arzneiliche Reize überstimmt und verlöscht*) werden, als wie bei der homöop. Behandlungsweise. Ich schließe daher die Lehre von der

---

*) Wenn wir bemerken, daß die Wirkung des Natrum muriaticum in der 30sten Verdünnung durch den täglichen Genuß des Kochsalzes nicht gestört wird, wenn wir Capsicum in hoher Verdünnung mit gutem Erfolge reichen bei Menschen, die täglich ihre Speisen mit spanischem Pfeffer würzen; endlich, wenn wir noch von der Calcarea carbonica, in hoher Potenz gereicht, eine Heilwirkung sehen, trotzdem, daß der Patient bei jedem Glas Wasser eine ungleich größere Portion kohlensauren Kalk verschluckt, so liegt der Grund darin, weil diese Körper alle im rohen Zustande gar keine ausgeprägten und leicht wahrnehmbaren Arzneikräfte besitzen, sondern dieselben erst durch das Potenziren geweckt und entwickelt werden. „Auch werden," wie Dr. Cl. Müller richtig bemerkt, „die zarten Gaben der hom. Heilmittel gegen fremdartige Einflüsse und Störungen wesentlich geschützt durch die obwaltende specifische Verwandtschaft zwischen den Krankheitserscheinungen und den homöopathischen Arzneimitteln." Der Schutz der kleinen Gaben gegen äußere, fremdartige oder massive Potenzen liegt eben so, wie die Heilkraft derselben, im Aehnlichkeitsprincipe. Wir machen auch unsere Leser auf die beiden classischen Arbeiten über homöop. Diät des Dr. Cl. Müller in Leipzig und Dr. Tülff in Breslau (Homöop. Vierteljahrschrift 7. Bd. 1856) aufmerksam.

homöop. Diät mit den gemüthreichen und ächt poetischen Worten Hahnemann's in seinem Organon S. 279: „Die sanftesten Flötentöne, die aus der Ferne in stiller Mitternacht ein weiches Herz zu überirdischen Gefühlen erheben und in religiöse Begeisterung verschmelzen werden, werden unhörbar und vergeblich unter fremdartigem Geschrei und Getöse.“ Und so mögen, sagen wir, die zarten dynamischen Eindrücke unserer zarten Gaben nicht durch unzarte Diätfehler verlöscht werden!

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die homöopathische Pharmakopöe. Die Lehre von den Verdünnungen und Verreibungen homöopathischer Arzneien.

§ 265.

Die Hahnemann'sche Arzneibereitungslehre und die Centesimalscala.

Hahnemann giebt im Organon, § 264, folgende Andeutungen: „Der wahre Heilkünstler," sagt er, „muß die vollkräftigsten, ächtesten Arzneien in seiner Hand haben, wenn er sich auf ihre Heilkraft verlassen können soll, er muß sie selbst nach ihrer Aechtheit kennen."

Die Substanzen des Thier- und Pflanzenreiches sind in ihrem rohen, natürlichen Zustande am arzneilichsten; denn selbst die arzneikräftigsten Substanzen verlieren ihre Arzneikraft zum Theil oder gänzlich durch künstliche Manipulationen, durch das Kochen, Infundiren, Extrahiren u. s. w. Durch völliges Trocknen verlieren z. B. alle Wurzeln der Iris-Arten, des Meerrettigs, der Aronarten und der Päonien fast alle ihre Arzneikraft. Der Saft der kräftigsten Pflanzen wird durch die Hitze der gewöhnlichen Extractbereitung oft zur ganz unkräftigen Masse. Schon durch langes Stehen wird der ausgepreßte Saft der selbst tödtlich wirkenden Pflanzen ganz kraftlos; er geht bei milder Luftwärme schnell in Gährung über und wird aller eigenthümlichen Arzneikräfte beraubt; das sich zu Boden gesetzte Satzmehl ist dann völlig unschädlich, wie anderes Stärkemehl. (Wie z. B. bei der Bryonia, wo der Satz Faecula Bryoniae zum Speisen gebraucht werden kann). Selbst beim Schwitzen einer Menge über einander liegender Kräuter geht der größte Theil ihrer Arzneikräfte verloren.

Man bemächtigt sich daher der Kräfte der einheimischen und frisch erhaltenen Pflanzen am vollständigsten und gewissesten, wenn ihr ganz frisch ausgepreßter Saft sogleich mit gleichen Theilen schwammzündenden Weingeistes wohl gemischt wird. Nach 24 Stunden wird von dem in verstöpselten Gläsern abgesetzten Faser- und Eiweißstoff das Helle abgegossen, zum Verwahren für den arzneilichen Gebrauch. Durch den zugemischten Weingeist wird alle Gährung des Pflanzensaftes gehemmt, und die ganze Arzneikraft des Pflanzensaftes erhält sich vollständig und unverdorben auf lange. Nur muß sie vor dem Sonnenlichte verwahrt werden. Doch hat man bei Pflanzen, welche viel zähen Schleim oder ein Uebermaß an Eiweißstoff enthalten, ein doppeltes Verhältniß an Weingeist nöthig. Die sehr saftlosen, wie Oleander, Sadebaum, müssen zuerst für sich zu einer feuchten, feinen Masse gestoßen, dann aber mit einer doppelten Menge Weingeist zusammengerührt werden, damit sich mit ihm der Saft vereinige und so, durch den Weingeist ausgezogen, durchgepreßt werden könne.

Die übrigen, nicht frisch zu erlangenden ausländischen Gewächse, Rinden, Samen und Wurzeln sollen nicht in Pulverform auf Treu' und Glauben hingenommen werden, sondern man muß sich von ihrer Aechtheit im ganz rohen Zustande überzeugen, ehe man die mindeste arzneiliche Anwendung von ihnen macht.

Hat man nun auf obige Weise die unverdünnte Tinctur, z. B. von Aconitum, erhalten, die man auch als Tinctura fortis aconiti bezeichnen kann, wobei auch das Datum, an welchem sie bereitet wurde, angegeben wird, so schreitet man zu ferneren Dilutionen, indem man in einem Fläschchen, welches 99 Tropfen Alcohol enthält, 1 Tropfen der Urtinctur hinzusetzt, und giebt auf dem Fläschchen die Signatur Aconitum 1. $= \frac{1}{100}$, d. h. einer jeden ersten Dilution $= \frac{1}{100}$. Nun schreitet man zur zweiten Dilution, indem man abermals in einem Fläschchen, welches 99 Tropfen Alcohol enthält, 1 Tropfen aus der ersten Verdünnung hinzusetzt und bezeichne es mit der Signatur Aconitum 2. $= \frac{1}{10000}$. Setzt man die Manipulation fort, und giebt in einem dritten Fläschchen, welches 99 Tropfen Alcohol enthält, 1 Tropfen der

zweiten Verdünnung, so erhält man Aconitum 3. = $\frac{1}{1000000}$, ein Tropfen enthält ein Milliontheil.

Man bezeichnet auch die millionfache Multiplication mit römischen Zahlen, und es möge auch folgende Scala dem angehenden homöopathischen Arzte eine leichtere Uebersicht bieten.

I.	bezeichnet	3te	Verdünnung	=	ein Milliontel.
II.	„	6te	„	=	„ Billiontel.
III.	„	9te	„	=	„ Trilliontel.
IV.	„	12te	„	=	„ Quadrilliontel.
V.	„	15te	„	=	„ Quintilliontel.
VI.	„	18te	„	=	„ Sextilliontel.
VII.	„	21ste	„	=	„ Septilliontel.
VIII.	„	24ste	„	=	„ Octilliontel.
IX.	„	27ste	„	=	„ Nonilliontel.
X.	„	30ste	„	=	„ Decilliontel.

Die letztere, die 30ste, führte Hahnemann als Norm ein. Aber selbst die 30ste Dilution scheint Hahnemann zu groß zu sein, und er schlägt die Streukügelchen vor, wo 300 einen Gran wiegen. Indem ein mohnsamengroßes Streukügelchen, sagt er (Reine Arzneimittell. I. Bd., S. 12), damit befeuchtet zur Gabe gereicht wird, giebt man weniger als den 1000sten Theil eines Tropfens der decillionfachen Verdünnung, die noch, wie bei der Belladonna zu sehen ist, von Arzneiwirkung ist, wenn durch Schütteln ihre Kraft entwickelt wird.

Werthvoll für die Praxis ist Hahnemann's Bemerkung, daß in den einfachen weingeistigen Tincturen auch die Alcaloide sich vorfinden; so z. B. in der Opium-, Nux vomica- und China-Tinctur das Morphium, Strychnin und Chinin, mit dem Unterschiede, da sie nicht in so concentrirter Gestalt gereicht wird, sie auch nicht so schnell auf Menschen und Thiere tödtend einwirken kann.

Für die Bereitung der Metalle, wie Gold, Silber, Arsenik, Platina, und der brennbaren Substanzen, wie Bergöl, Phosphor, Schwefel, Graphit, thierische und mineralische Kohle, schreibt Hahnemann ein eigenthümliches Verfahren vor, um sie in gediegener Gestalt zu Auflösungen in Weingeist zu bringen, ohne

den mindesten, ihre Arzneikraft mindernden oder verändernden Zusatz. —

Die Manipulation ist folgende: Man nimmt von den Metallen einen Gran oder z. B. von Bergöl einen Tropfen, vermischt ihn mit einem Drittel von 99 Gran Milchzucker in einer unglasirten porzellanenen Reibschale, rührt den Arzneistoff und den Milchzucker mit dem beinernen Spatel unter einander, reibt das Gemisch mit einiger Kraft 6 Minuten lang, scharrt dann das Geriebene von dem Boden der Reibschale und von der Reibkeule auf, damit es gleichartig untereinander komme, reibt dieses Aufgescharrte, ohne Zusatz, nochmals 6 Minuten lang. Zu dem hierauf aufgescharrten Pulver wird nun das zweite Drittel Milchzucker eingetragen, beide Drittel werden mit dem Spatel zusammengerührt, wieder durch 6 Minuten gerieben, aufgescharrt, und das letzte Drittel Milchzucker wird hinzugesetzt, durch Umrühren mit dem Spatel vereinigt und dann das letzte Gemisch abermals durch 6 Minuten verrieben, rein aufgescharrt, in einem wohl verstöpselten Glase aufbewahrt, mit dem Namen der Substanz und der Signatur bezeichnet, z. B. Mercur. I^{ma} tritura $= \frac{1}{100}$.

Um nun die zweite Verreibung, oder die tritura II^{da} zu erhalten, wird abermals ein Gran von der so eben erhaltenen ersten Verreibung zu 99 Gran Milchzucker gegeben, mit Beachtung der angegebenen Verreibungsweise, und man bezeichnet dann das Fläschchen mit der Aufschrift Mercur. trit. II^{da} $= \frac{1}{10000}$.

Auf diese Weise verfährt man, um die dritte Verreibung, tritura III^{tia}, zu erhalten, wo man dann das Fläschchen mit der Aufschrift: Mercur. tritura III^{tia} $= \frac{1}{1000000}$ versieht.

Aus dieser millionfachen Potenzirung werden die weitern Auflösungen und Verdünnungen bereitet, indem die Erfahrung lehrt, daß die 3te Verreibung der Metalle in einem Gemische von gleichen Theilen Weingeist und destillirtem Wasser sich vollkommen auflöst.

Will man nun die erste Dilution = der 4ten Potenz erhalten, so wird zu einer Mischung von 50 Tropfen destillirten Wassers und 50 Tropfen wasserfreien Weingeistes ein Gran aus der dritten Metallverreibung hinzugegeben. Das wohlverstöpselte Gläschen wird langsam durch einige Minuten um seine Achse

gedreht, bis das Pulver aufgelöst ist, und dann durch zehnmaliges Schütteln mit 10 Armschlägen vereinigt. So erhält man Mercur. dilut. I^ma = 4te Potenz = $\frac{1}{100000000}$, was auch auf die Aufschrift zu setzen ist. Will man nun z. B. von dem eben erhaltenen Mercur. fernere Verdünnungen bekommen, so verfährt man eben so, wie bei den Pflanzensäften, wo man zu 99 Tropfen einen Tropfen der ersten Dilution hinzugiebt und wodurch man die Mercur. dilut. II^da = 5te Potenz erhält. Auf diese Weise erhalten wir den Mercur. solub. in der 12ten Dilution, wo er sich sehr wirksam am Krankenbette zeigt.

Diese Bereitungsweise der Metalle ist der Methode, dieselben in Säuren aufzulösen, vorzuziehen, und wir haben noch zu bemerken, daß Hahnemann bei einigen Metallen, wie Gold, Silber und Zinn, die Methode hatte, dieselben auf einem feinen Abziehstein unter Wasser so lange zu reiben, bis man eine hinreichende Menge Pulver erhalten hat. Das Verkleinern mit der Feile ist zu vermeiden.

§ 266.

Die Grunersche Bereitungsweise der homöopath. Arzneien. Die Centesimalscala.

In der Ueberzeugung, daß die von Hahnemann bei der Arzneibereitungslehre aufgestellten Fundamentalprincipien, so maßgebend und leitend sie immerhin für den homöopathischen Arzt bleiben, bei den unaufhaltsamen Fortschritten der Hilfswissenschaften, der Physik, Chemie und Botanik, doch eine weitere Entwickelung und Ausdehnung erfahren müssen, wurde von dem für das Gedeihen und die Ehre unserer homöop. Heilkunst sorgsam strebenden Centralverein homöop. Aerzte Deutschlands dem Herrn Apotheker Carl Ernst Gruner der ehrende Auftrag ertheilt, eine homöop. Pharmakopöe, welche die Einführung einer kunstgemäßen und gleichmäßigen Darstellung ihrer Heilmittel anstrebt, zum Gebrauche für Aerzte und Pharmazeuten zu bearbeiten.

Die Wahl des homöop. Centralvereins, welche auf einen in der Pharmakotechnik ebenso wohl erfahrenen, als wegen der Lauterkeit seines Charakters allgemein geachteten Mann fiel, ist un-

fehlbar als eine glückliche zu bezeichnen. Die Darstellung seiner Metallpräparate bietet eben so viel Neues und Zweckentsprechendes. Sie erproben sich in der Praxis, wie der gelehrte Medicinalrath Dr. Trinks in Dresden richtig bemerkt, durch die Sicherheit und Reinheit ihrer Wirkung. Das posologische System, welchem Herr Apotheker Gruner folgte, ist das Decimale, welches wir später ausführlicher angeben werden.

§ 267.

Darstellungsweise der Tincturen in drei Classen.

Um eine klare und systematische Uebersicht von der Bereitungsweise der Tincturen zu erlangen, hat Gruner sie in drei Classen getheilt und die speciellen Regeln angegeben.

Wir folgen dieser gedrängten übersichtlichen Eintheilung.

I. Classe. — Regel 1.

Die erste Classe bilden alle Rinden, Wurzeln, Samen, Blätter u. s. w., welche in getrocknetem Zustande aufbewahrt und verarbeitet werden. Hier gilt die allgemeine Regel, daß ein Theil, nachdem er zuvor in ein gröbliches Pulver verwandelt wurde, mit zehn Theilen Weingeistes in einem mit nasser Blase zu verwahrenden Gefäße übergossen, 14 Tage hindurch bei täglich zu wiederholendem starken Aufschütteln zur Tinctur ausgezogen werde.

Zur Gewinnung einer kräftigen Tinctur aus Stoffen, die wenig löslich in Weingeist sind, ist ein vorhergehendes, stundenlanges Abreiben, zuerst für sich trocken, hierauf unter Zusatz von so viel Weingeist, als zur Bildung eines dicklichten Breies erforderlich, höchst vortheilhaft.

Es ist nicht nöthig, eher nachtheilig, hierbei eine höhere als die gewöhnliche Zimmertemperatur (12—14° + R.) anzuwenden; eben so ist auch die Einwirkung der Sonnenstrahlen unangemessen, da ihr zersetzender Einfluß nur nachtheilig wirken kann.

Nach Verlauf des angegebenen Zeitraumes werde die Flüssigkeit durch Pressen von dem ausgezogenen Stoffe gesondert, und nach 24stündiger Ruhe und Ablagerung durch weißes Papier geseihet, dann aufbewahrt.

Der Weingeist muß in der Regel ein 70 bis 80 Procent haltender sein, wenn es auch sehr viele Stoffe giebt, die mit gewässertem Weingeiste eine kräftigere Tinctur bieten.

II. Classe. — Regel 2.

Alle diejenigen Pflanzen, oder ihre zur Verarbeitung kommenden Theile, welche so viel Saft enthalten, daß sich derselbe, nach vorhergegangenem Zerkleinern im Mörser, durch Ausdrücken mittelst einer guten, kräftigen Presse in hinreichender Menge absondern läßt, bilden die zweite Classe und werden demgemäß behandelt. Da aber auf diesem rein mechanischen Wege nicht immer alle wirksamen Bestandtheile in die Flüssigkeit übergehen, besonders die harzigen und die flüchtigen von der Pflanzenfaser theilweise zurückgehalten werden, so ist es angemessen, diese noch besonders mit Weingeist auszuziehen. Man verwendet hierzu eine dem Gewichte des gewonnenen Pflanzensaftes gleichkommende Menge starken Alcohols und nicht mehr, selbst wenn der Rückstand davon nicht einmal bedeckt werden sollte. Je nach Beschaffenheit der Luftwärme kann zu diesem Auszuge ein Zeitraum von 1—3 Tagen gestattet werden, indem hierüber allein die Bedingung entscheidet, daß der im kühlen Keller aufzubewahrende Pflanzensaft nicht in Zersetzung oder Gährung übergehe, bevor die Darstellung der Essenz vollendet werden kann. Nach Verfluß dieser Zeit wird der geistige Auszug von dem Pflanzenrückstand wiederum abgepreßt, und die so erhaltene Tinctur, welche durch Geschmack, Geruch und Farbe die Aufnahme des größeren Theiles ausziehbarer Stoffe erkennen läßt, sogleich mit dem zuerst abgepreßten Safte vermischt. Nachdem durch mehrtägige, zuweilen wochenlange Ruhe die Mischung sich geklärt hat, wird sie ebenfalls filtrirt und aufbewahrt *).

---

*) Es ist wohl zu bemerken, daß von der vollständigen Vorbereitung der Pflanzen durch anhaltendes Stoßen im Steinmörser, dem auch das Zerschneiden vorhergehen muß, der Erfolg an Ausbeute wesentlich abhängt. Denn die beste Presse übt nur schwachen Druck auf die unzerquetschten Theile aus. Auch ist bei sehr schleimigen Pflanzen, deren Saft beim Abpressen nur spärlich fließt, gleich beim Stoßen eine entsprechende Quantität Weingeist hinzuzufügen, wodurch der Saft flüssiger gemacht wird.

Diese Form von Arzneien wird vorzugsweise und zum Unterschiede von den aus trockenen Stoffen gewonnenen Tincturen mit dem Namen Essenz bezeichnet.

III. Classe. — Regel 3.

Viele Pflanzen enthalten jedoch im frischen Zustande so wenig Saft, daß davon selbst nach der andauerndsten Bearbeitung eine hinreichende Menge nicht zu gewinnen ist. Diese erfordern wiederum eine andere Bereitungsweise und bilden die dritte Classe. Man zerkleinert sie und übergießt sie in einem passenden, fest zu verschließenden Gefäße mit der doppelten Menge ihres Gewichtes starken Weingeistes und behandelt sie dann weiter, wie oben bei den Tincturen angegeben worden ist, bei der ersten Classe.

Einem ganz gleichen Verfahren müssen auch solche Pflanzen unterworfen werden, die dem äußern Ansehen nach wohl eher der zweiten Classe beizuordnen sein möchten, deren Saft, wie z. B. des Symphytum, aber so schleimig ist, daß diese Eigenschaft die gehörige Absonderung durch die Presse verhindert.

Alle Präparate dieser drei Classen müssen jederzeit vollkommen klar und ohne irgend einen Bodensatz sein; der bei vielen Essenzen in 2—3 Monaten nach ihrer Bereitung von Neuem sich bildende Bodensatz muß durch nochmalige Filtration abgeschieden werden.

§ 268.

Die Auswahl der Pflanzenstoffe.

Schon Hahnemann forderte dringend (Organon § 264, 265), „daß der wahre Heilkünstler die vollkräftigsten und echtesten Arzneien in seiner Hand habe, wenn er sich auf ihre Heilkraft verlassen will, er muß sie selbst nach ihrer Echtheit kennen, und es ist eine Gewissenssache für ihn, in jedem Falle untrüglich überzeugt zu sein, daß der Kranke jederzeit die rechte Arznei einnimmt." Werthvoll ist die Bemerkung Gruner's, daß auch die äußerlich tadelfreieste Waare noch immer eine Auswahl zuläßt, indem die innere Güte ganz verschieden ist. Ein Beispiel liefern einzelne Rhabarberstücke, deren innerer Werth von dem äußern An-

sehen ganz abweicht; eine äußerlich gesunde Schale umschließt oft einen wurmstichigen Kern.

§ 269.

Cautelen, welche bei der Auswahl frischer Pflanzen nicht außer Acht zu lassen sind.

Bei der Auswahl frischer Pflanzen sind folgende Punkte zu berücksichtigen:

1) daß die wildwachsenden Pflanzen arzneikräftiger sind, als die in Gärten cultivirten;

2) ist der Standort zu berücksichtigen;

3) nur gesunde, regelmäßig ausgebildete Exemplare sind zu verwenden, krüppelig verwachsene, halb verdorrte, durch's Alter verholzte, angefaulte sind auszusondern;

4) die Pflanzen müssen reinlich gehalten werden, müssen von Staub, vorzüglich von Insecten durch trockenes Abputzen und Abklopfen gereinigt werden;

5) ist auf die Einsammlungszeit Rücksicht zu nehmen. Die Einsammlung soll weder bei starkem Morgenthau, noch unmittelbar nach heftigen Regengüssen geschehen. Auch ist ihnen ein tagelanger Transport bei großer Hitze ebenfalls nachtheilig.

§ 270.

Näheres über die Decimalscala.

Statt der Hahnemann'schen Centesimalscala hat Dr. Vehsemeyer die Decimalscala vorgeschlagen, dessen Hering (Archiv XIV. 134) früher erwähnte. Er stellt es als Gesetz auf: daß, je größer die Masse des Vehikels, je leichter die Wirkung des Arzneistoffes. Bei 1 : 10 potenzirt sind die Decilliontel noch viel stärker, als bei 1 : 100. Von Gruner ist die Decimalscala angenommen und weiter praktisch entwickelt worden. Gruner hat auch zur Befriedigung Derjenigen, welche dennoch bei dem einmal gewohnten Centesimal-System verharren wollen, eine Vergleichstabelle angegeben, wodurch es in bequemer Weise ermöglicht wird, aus den nach dem Decimal-System bereiteten

Potenzen die Hahnemann'schen zu finden, denn es entspricht nach dem arithmetischen Verhältnisse

die 1. Hahnemann'sche	Potenz	genau	der	2.	Decimalpotenz,	
die 2.	"	"	"	" 4.	"	
die 3.	"	"	"	" 6.	"	
die 4.	"	"	"	" 8.	"	
die 5.	"	"	"	" 10.	"	
die 6.	"	"	"	" 12.	"	2c.

Wem es aber darum zu thun ist, aus der Zahl der Potenz immer das Mengenverhältniß zu erkennen, der wird solches nach dem Decimal-System mit größerer Sicherheit ausmitteln, indem er nur die der Potenzzahl gleichkommende Anzahl Nullen hinter einer 1 anzuhängen braucht. Z. B. 1ste Potenz = $\frac{1}{10}$; 2te Potenz = $\frac{1}{100}$; 6te Potenz = $\frac{1}{1000000}$ = der 3ten Hahnemann'schen Potenz.

§ 271.

Schema für die Bereitung der Arzneikörper nach ihren Classen.

Nach der 1sten Classe werden bereitet:	Nach der 2ten Classe werden bereitet:	Nach der 3ten Classe werden bereitet:
Aloe socotrina.	Aconitum Napell.	Actaea.
Anacardium orientale.	Aethusa cynap.	Agnus Castus.
Angelica sativa.	Alium sativum.	Aristolochia.
Angustura.	Anagallis.	Arnica.
Anisum stellatum.	Armoracia.	Arum.
Artemisia.	Asparagus.	Asarum europ.
Berberis.	Belladonna.	Camphora.
Bovista.	Bryonia.	Cannabis.
Cantharides.	Calendula.	Carduus mar.
Capsicum.	Carduus bened.	Chamomilla.
Cascarilla.	Chelidonium.	Clematis erect.
Castoreum.	Chenopodium.	Cyclamen europ.
China.	Cicuta virosa.	Dictamnus.
Cina.	Colchicum.	Drosera.
Cinamomum.	Conium.	Dulcamara.
Cocculus.	Digitalis.	Euphrasia.
Coccus cacti.		
Coffea.		

Nach der 1sten Classe werden bereitet:	Nach der 2ten Classe werden bereitet:	Nach der 3ten Classe werden bereitet:
Colocynthis.	Elaterium.	Evonymus.
Crocus.	Filix mas.	Geum.
Croton tiglii.	Gratiola.	Hypericum perf.
Cubeba.	Helianthus.	Jacea.
Euphorbium.	Heliothropium.	Juncus effusus.
Gentiana cruciata.	Hyoscyamus.	Laurocerasus.
Ginseng.	Lactuca.	Ledum.
Granatum.	Lamium.	Lobelia inflata.
Gummi Gutti.	Mercurialis perennis.	Lolium temulent.
Helleborus niger.	Millefolium achillea.	Lupulus.
Ignatia.	Oreoselinum.	Marum verum.
Ipecacuanha.	Paeonia.	Mezereum.
Jalappa.	Panis quadrifolii.	Oleander.
Jatropha Curcas.	Phylolacca.	Pimpinella.
Lycopodium.	Ranunculus acris.	Pinus sylvestris.
Meloe.	Raphanus nigri.	Prunus padus.
Menyanthes.	Ruta graveolens.	Prunus spinosa.
Millepedes.	Sedum.	Pulsatilla nigricans.
Nux moschata.	Solanum lycopersicum.	Ranunculus bulb.
Nux vomica.	Tabacum.	Rhus toxicodendr.
Petroselinum.	Taraxicum.	Sabina.
Phellandrium.		Sambucus.
Pichurim.		Scrophularia.
Ratanhia.		Secale cornutum.
Rheum.		Symphytum.
Rhododendron.		Tanacetum.
Sabadilla.		Thuja.
Sassafras.		Ulmus.
Sassaparilla.		Verbascum.
Scilla maritima.		Verbena.
Senega.		
Senna.		
Sepia.		
Serpentaria.		
Spigelia.		
Spongia.		
Staphysagria.		
Stramonium.		
Urtica.		
Valeriana.		
Veratrum.		

§ 272.

Von den Verreibungen nach der Decimalscala.

Um eine Verreibung der trockenen Substanzen und der Metalle zu erzielen, wird ein Theil des zu bearbeitenden Arzneistoffs genau abgewogen und mit seinem gleichen Gewichte reinen Milchzuckerpulvers in einer hinlänglich geräumigen Reibschale so lange abgerieben, bis beide sich zu einer gleichförmigen Mischung vereinigt haben. So oft es nöthig erscheint, muß Reibschale und Pistille von dem angehängten Stoffe durch Abschaben mit einem hölzernen Spatel befreit werden. Von dieser Bedingung hängt die Gleichmäßigkeit des Präparates wesentlich ab.

Die Dauer dieser ersten Arbeit wird bedingt durch die Zähigkeit, Härte und Feuchtigkeit des Stoffes. Doch kann als feste Norm für alle Fälle aufgestellt werden, daß keine dieser ersten Abreibungen unter einer halben Stunde als beendigt angesehen werde. Hat man sich nun überzeugt, daß keine Theile des Arzneistoffes mehr getrennt für sich vorhanden seien, so ist es Zeit, eine zweite Portion Milchzucker, welche das Dreifache der zuerst verwendeten Menge beträgt, hinzuzusetzen und durch viertelstündiges anhaltendes Reiben, abwechselnd mit dem Abschaben, innig zu vereinigen. Ist auch dieses bewerkstelligt, so wird die letzte Portion Milchzucker, welche nun das Fünffache der ersten Menge betragen muß, zugesetzt und abermals so lange damit verrieben, bis ein vollkommen gleichmäßiges feines Pulver, das selbst durch die Loupe keine verschiedenfarbigen Pünktchen erkennen lassen darf, erlangt worden ist. Eine solche vollendete Verreibung wird nun, da wir auf einen Theil Substanz zuerst einen, später drei, zuletzt fünf Theile Milchzucker, also zusammen das zehnfache Gewicht des verarbeiteten Stoffes genommen haben, mit 1:10 bezeichnet.

Von dieser ersten Verreibung wird nun wieder ein Gewichtstheil mit der neunfachen Menge reinen Milchzuckers verrieben, wobei aber gleich das Dreifache vom Milchzucker mit der Arzneipotenz in Arbeit genommen und das Ganze binnen ¾ Stunden zu Ende gebracht wird.

Wir erhalten also die zweite Verreibung der Decimalscala = $\frac{1}{100}$ = 1:100. Von dieser zweiten Verreibung wird nun die dritte angefertigt = 1:1000 = $\frac{1}{1000}$ Gran des Arzneistoffes. Die von Hahnemann gebrauchten Abziehsteine sind nicht zu billigen, da eine Partie Schliffstein mit in die Verreibung kommt.

Größere Mengen, als 500 Gran, auf einmal in Arbeit zu nehmen, ist nicht zu empfehlen.

§ 273.

Von der Auflösung der Verreibungen.

Wir haben es oben erwähnt, daß Hahnemann mit der dritten Verreibung geschlossen und von da die weitern Potenzen in flüssiger Form brachte. Dieses Verfahren hat sich als zweckmäßig bei der Centesimalscala bewiesen und bewährt sich auch bei der Decimalscala. Zu diesem Ende wird nun ein Theil der dritten Verreibung mit 9 Theilen destillirten Wassers in einem, nur bis zu zwei Dritteln des Raumes anzufüllenden Glase übergossen und durch wiederholtes Schütteln bei gewöhnlicher Temperatur aufgelöst. Diese Auflösung ist mit 1. zu bezeichnen. Den Uebergang zu den rein geistigen Lösungen bildet nun die 5te Potenz, welche durch Vermischung eines Theils der 4ten mit 9 Theilen gewässerten Weingeistes hergestellt wird. Alle weitern Verdünnungen werden dann in gleichem Verhältnisse mit starkem Weingeist fortgesetzt, soweit es für die Praxis nothwendig ist *).

---

*) Noch ist zu erwähnen Korsakoff's Verdünnungsmethode mit reinem Wasser; man braucht dazu nur ein Glas, welches eine halbe Unze Wasser faßt, von der Gestalt eines gewöhnlichen cylinderförmigen Glases, das mit einem Korkstöpsel gut verschlossen ist. Der Hals des Glases muß trichterförmig zulaufen, damit das Wasser in der Rundung sich nicht festhalte. Man schüttet nach gehöriger Mischung den Inhalt des ersten Glases weg und schwenkt das Glas so aus, daß beiläufig ein Paar Tropfen darin bleiben, wozu dann neue Verdünnungsflüssigkeit (100 Tropfen) geschüttet wird, und so fort, bis zum beliebigen Verdünnungsgrade. Man braucht also zu der 30sten Verdünnung nur ein Glas. — Auch Dr. Würzler in Bernburg hat eine eigenthümliche Bereitungsweise, indem er Alles, selbst Pflanzenstoffe, trocken verreibt.

§ 274.

Von den Verdünnungsmitteln, Arzneiträgern und Vehikeln.

Die Arzneiträger der homöopath. Arzneien sind drei: der Weingeist, das Wasser und der Milchzucker, auf deren möglichste Reinheit dieselbe Sorgfalt zu verwenden ist, wie auf die Heilstoffe selbst, da diese nicht ohne Einfluß auf die Wirksamkeit der Arzneien bleiben kann.

Der Weingeist, als geistiges Gährungsproduct zuckerstoffhaltiger Vegetabilien, der in keinem Naturerzeugniß gleich anfangs gebildet ist, enthält nicht selten fremdartige Einmischungen; er muß daher entweder vom Weine selbst, oder aus den gesunden Körnern des Weizens und Roggens genommen werden. Unzulässig ist der aus Reis, aus Pflaumen oder Kirschen, aus Kartoffeln, oder, wie Röllingk bemerkt, aus Rückständen chemischer Präparate, z. B. aus dem Jalappenharz. Er muß fuselfrei sein; denn die Wirkung des Fuselöls ist es eben, was beim Säuferwahnsinn (Delirium tremens) sich kund giebt. Der aus Fabriken bezogene Weingeist bedarf einer wiederholten Destillation. Zur Bereitung der Tincturen und Essenzen soll er 90° haben; zu den übrigen Verdünnungen braucht er nur 60 bis 70° zu enthalten.

Unzulässig ist ferner der Weingeist, welcher aus Apotheken bezogen wird, aus leicht einzusehenden Gründen. Gruner meint daher, der mit ältern einfachen Präparaten verdiene den Vorzug. Da aber zur Auflösung flüchtiger Oele des Phosphors und des Schwefels ein 80gradiger nicht stark genug ist, so ist er nach Sömmering's Methode auf 95° zu steigern.

Der homöopathische Arzt bedarf also den Weingeist in drei Graden:

Einen 80gradigen zu Tincturen (starken Weingeist),

Einen 60gradigen zu den Verdünnungen (gewässerten Weingeist, Alkohol dilutum).

Einen 95gradigen (verstärkten Weingeist, Alcohol fortius).

Das Wasser ist in der Natur nicht frei von erdigen, salzigen und mineralischen Theilen, wir müssen uns daher des destillirten Wassers, welches, wenn es ganz rein, farb-, geruch- und

geschmacklos ist, bei 0° R. gefriert und bei 80° siedet. Es wird aber doch erforderlich sein, durch chemische Reagentien sich von der wirklichen Reinheit zu überzeugen.

Der Milchzucker (Saccharum lactis.)

Der Milchzucker ist ein wesentlicher Bestandtheil der Milch und wird durch Eindicken und Krystallisiren aus den süßen Molken erhalten. Er wird fabrikmäßig vorzüglich in der Schweiz aus den Molken erhalten. Er ist mit fremdartigen Bestandtheilen verunreinigt und muß zum homöopathischen Gebrauche sorgfältig gereinigt werden. Er ist härter, als der gemeine Zucker, besitzt einen schwächern Geschmack und ist im Wasser schwer löslich.

Der Milchzucker wird aber oft verfälscht mit Schwefelsäure, Alaun, Kochsalz, fetten Substanzen. Prof. Buchner hat in seinem classischen Werke: „Die homöopathische Arzneibereitungslehre“ die Reagentien angegeben. Wird der Milchzucker mit gemeinem Zucker verfälscht, wo gewöhnlich Schwefelsäure beigemischt wird, so enthält der Milchzucker einzelne schwarze Punkte. Ist er durch die Bereitung in kupfernen Kesseln mit Kupfer vermischt, so wird es durch blausaures Kali entdeckt. Ferner zeigt salpetersaures Silber die Beimischung von Kochsalz, essigsaures Blei die Beimischung von Schwefelsäure. Ist der Milchzucker aus sauren Molken bereitet, so röthet er das Lackmuspapier. Der rein gewonnene Milchzucker ist an einem trockenen und luftigen Orte in gut verschlossenen Glas- oder Holzgefäßen aufzubewahren.

Um ihn zum Gebrauche bei Verreibungen fertig zu machen, ist er recht fein zu pulverisiren.

§ 275.

Von der Anwendung der Streukügelchen.

Die Streukügelchen (Globuli saccharini) werden vom Conditor aus reinem Rohrzucker-Stärkemehl bereitet. Nur die sehr weißen trockenen und mäßig harten sind zum arzneilichen Gebrauche zu verwenden. Sie sind nach Hahnemann von der Größe eines Mohnsamens zu verfertigen, so daß 200 einen Gran wiegen, und sind unter dem Namen Nonpareille bei den Zucker-

bäckern zu bekommen. Diese werden auf ein Urglas gelegt, mit der Arzneitinctur befeuchtet, getrocknet und dann in die Papierkapseln, mit Milchzucker 2—3 vermischt, geschoben. Von großem praktischen Werthe ist die Bemerkung Buchner's, daß manche Papierfabrikanten dem Briefpapier und dem feinen Registerpapier Arsenik beimischen, um demselben mehr Haltbarkeit und schöne Farbe zu geben. Dies Papier zu Kapseln gebraucht, kann offenbar nur Nachtheil bringen. Man entdeckt den Arsenik durch die blaugrünliche Flamme beim Verbrennen und durch den starken Knoblauchgeruch. Auch muß man darauf merken, daß man zu den Pulverkapseln nicht mit Chlor gebleichtes und nicht nach faulem Leim riechendes Papier nehme.

§ 276.

Von den zur homöopathischen Arzneibereitung erforderlichen Geräthschaften.

Die zur Bereitung und Aufbewahrung homöop. Arzneien erforderlichen Geräthschaften sind: Der Destillirapparat, die Reibschale, das Pistill, der Spatel, der Löffel, der Trichter, die Gläser, die Korke, das Papier, die Leinwand, bei denen Reinlichkeit und Genauigkeit in Maß und Gewicht die Hauptanforderungen sind.

Ueber die speciellen Eigenschaften dieser genannten Geräthschaften geben die trefflichen homöop. Pharmakopöen von Buchner und Gruner belehrenden Aufschluß.

§ 277.

Von der Aufbewahrung homöop. Arzneipräparate.

Aus der eigenthümlichen, in vielen Stücken abweichenden Bereitungsweise der homöop. Arzneien geht schon die Nothwendigkeit hervor, ihrer Aufbewahrung eine besondere Sorgfalt zu widmen. So sollen homöop. Arzneipräparate weder an einem feuchten, noch allzuwarmen Orte, noch in einem Zimmer, wo arzneiliche Gerüche, von Kampher, Moschus, Valeriana, Castoreum, sind, aufbewahrt werden. Daher auch allöopathische Apotheken durchaus nicht zur Aufbewahrung hom. Arzneien geeignet sind.

Prof. Buchner und Dr. Röllingk haben nachstehende unerläßliche Bedingungen zur Aufbewahrung festgestellt:

1. Soll für die Arzneipräparate ein Gemach ganz allein bestehen. Die indifferenten Stoffe, wie Milchzucker, Weingeist, Wasser und Mensurgläschen, bleiben entfernt an einem andern Orte.

2. Für die starken unverdünnten Tincturen und rohen Arzneikörper ist abermals ein abgesondertes Gemach oder Schrank, wo sie von den Verdünnungen und Verreibungen entfernt bleiben, zu halten.

3. Die Essenzen und Tincturen, welche mit einem Korkstöpsel verschlossen sind, sind noch mit einer Blase zu überziehen, damit der Verdunstung vorgebeugt werde.

4. Man muß von Zeit zu Zeit nachsehen, ob nicht ein Gläschen Schaden gelitten hat, oder ob sich nicht die Korke zusammengezogen haben, wodurch die Verflüchtigung der Arznei ermöglicht wird.

5. Müssen wir jene Arzneikörper, welche leicht Feuchtigkeit anziehen, wie Schwefelsäure, Kalkerde, Baryt, vor derselben schützen, besonders beim Oeffnen der Gläser.

6. Müssen diejenigen Gläschen, welche Säuren, Jod, salzsaure Salze enthalten, nicht mit Kork, sondern mit eingeschliffenen Glasstöpseln verschlossen und selbe mit reinem Wachs überzogen werden.

7. Sollen die Arzneigläser, wenn es möglich ist, mit schwarzem Papier überzogen werden. Ich bediene mich der schwarzen Gläser zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen.

Wir können aber auch nicht umhin, die schönen, von Prof. Buchner mitgetheilten Beobachtungen über den Einfluß des Sonnenlichtes auf grüne Tincturen, Harze, Oele, Hölzer, Mineralien und Farben unsern Lesern am Schlusse dieser Lehre mitzutheilen.

Auf grüne Tincturen wirkt das Sonnenlicht so, daß sie in kurzer Zeit ihre grüne Farbe verlieren; der Weingeist sieht dann röthlich aus. Aber auch das vom Himmel herabfallende Licht äußert nach 8—10 Stunden diese Wirkung. Mond- und Kerzenlicht aber scheinen keine wesentliche Veränderung hervorzubringen. Auch die ätherischen Tincturen erleiden durch Sonnenlicht eine Veränderung. Die Safrantinctur geht aus dem Rothgelben ins Citronengelbe über.

Harze, wie Mastix, Gummi gutti, bleichen ganz. Oele verlieren ihre Farbe. Hölzer, wie Lignum Guajaci, Quassia, Berberis, Sassafras, werden braun.

Am auffallendsten zeigt sich die Wirkung des Sonnenlichtes auf die Mineralien. Weißer und gelber Arsenik saugen das Sonnenlicht ein und leuchten im Finstern. Oxyde werden desoxydirt. Der Cinnober, in Wasser aufgelöst, verliert an der Sonne seine Farbe; Calomel wird grau; Merc. sublim. schwarz; Merc. solub. Hahnem. wird weißlich grau; Wismuth violett; Goldschwefel schwärzlich; Phosphor röthlich; Schwefelleber grau-schwarz; Vitriolsäure rothgelb, dann braun. Auch auf Farben wirkt das Sonnenlicht; so wird Indigo schwarz, Berlinerblau schwärzlich, und Färberroth-Tinctur bleicht sehr bald.

§ 278.

Homöopathische Receptformeln.

In jenen Ländern, wo die Wohlthat der Dispensirfreiheit gesetzlich nicht gestattet ist und der Arzt an die Apotheker angewiesen ist, dürfte es nöthig werden, einige Formulare kennen zu lernen, unter denen hom. Arzneien verschrieben werden. Z. B.:

Rp. Tinct. Rad. Arnicae, unc. β.
D. S. Zum äußerlichen Gebrauche.

Rp. Tinct. Bryon. 6. Dilut. in glob. Scr. 1.
det. ad vit. sigt. Abends 6 Kügelchen zu nehmen.

Rp. Tinct. Siliceae, Dilut. 3. Gr. 6.
Sacchari lactis Dr. 1.
in f. pulv. div. in dos. aequales N. 6.
Alle 3 Tage ein Pulver.

Rp. Tinct. Veratri albi, Dilut. 3. Dr. 1.
detur alle 3te Stunde 1 Tropfen auf Zucker.

Rp. Tinct. Aconit. napell. Dilut. 3. Gutt. 3.
Aq. dest. Unc. 3.
Dreistündlich 1 Kaffeelöffel voll.

Rp. Merc. solub. Hahnem. Trit. 3. Scr. 1.
Sacchari lactis. Dr. 2.
M. D. S. 3mal täglich eine kleine Messerspitze davon zu nehmen.

Rp. Sulphur. Trit. 3. Gr. 1.
Sacch. lactis. Gr. 6.
dent dos. tales N. 8.
M. D. S. Alle früh ein Pulver zu nehmen.

Soll das Medicament nach der Decimalscala angefertigt werden, so hat der hom. Arzt es ausdrücklich zu bestimmen.

§ 279.

Resumé.

Es dürfte nicht unangemessen sein, mit einer kurz zusammengefaßten Wiederholung der Hauptpunkte unseres Lehrbuchs zu schließen; und wir glauben, daß sich die Grundsätze der Homöopathie in Folgendem zusammenfassen lassen, wobei wir zum Theil Hirschel's Angabe (der homöop. Arzneischatz, S. 3) folgen:

1. Der Hauptgrundsatz des homöop. Heilverfahrens ist das Aehnlichkeitsgesetz Similia similibus curantur.
2. Die Aehnlichkeit zwischen Arzneimittel und Krankheit soll nicht nur eine äußerliche nach den Symptomen sein, sondern als eine innere Uebereinstimmung zwischen diesen beiden Factoren stattfinden.
3. Das Wesen der Homöopathie beruhet nicht auf den kleinen Gaben, sondern im Aehnlichkeitsgrundsatze.
4. Die Wiederholung der Arznei wird abhängig von der Wirkungsdauer der Gabe, von der Natur und Stärke der Krankheit und von dem Erfolg des Mittels.
5. Der Wechsel mit der Arznei hat statt, wenn der Erfolg nicht entspricht oder die Krankheit eine Umänderung erlitten hat.
6. Die Form der Arznei muß eine solche sein, daß sie ihre Aechtheit, Stärke und Einfachheit bewahrt.
7. Die äußere Anwendung der Arzneien thut dem homöop. Principe keinen Eintrag.
8. Die Diät wird bestimmt nicht nur nach den gegebenen Arzneien, sondern auch nach dem vorliegenden Krankheitsfall.

Dieses sind die Hauptgrundzüge, nach denen wir uns bei dem homöopathischen Heilverfahren zu richten haben, wenn wir im Geiste Hahnemann's und des Fortschrittes der Heilkunde einen rationellen Heilplan einleiten wollen.

Noch kürzer und bündiger stellt die kaiserl. brasilianische homöop. Akademie die Grundsätze der Homöopathie in ihren an die Mitglieder versendeten Diplomen auf. Sie lauten: Similia similibus curantur. Experimenta in homine sano. Doses minimae. Unitas remedii.

Literatur.

Die vorzüglichsten Schriften über theoretische und praktische Homöopathie, die wir auch bei der Bearbeitung dieses Lehrbuches benutzten, sind:

Hahnemann's Organon der Heilkunst. Dresden 1833.
Dessen Reine Arzneimittellehre. 6 Bände. Dresden 1830.
Dessen Chronische Krankheiten. 4 Theile. Dresden 1835.
Dessen Kleine medicinische Schriften, gesammelt v. Stapf. 2 Bde. Dresden 1829.
Hartmann's Therapie acuter Krankheitsformen. 2 Thle. Lpz. 1831.
Dr. E. S. Rückert's kurze Uebersicht der Wirkungen homöopath. Arzneien. 2 Bde. Leipzig 1834.
Trinks, Handbuch der homöopath. Arzneimittellehre. 5 Bände. Leipzig 1847.
Rau, Organon der specifischen Heilkunst. Leipzig 1838.
Dessen, Ueber den Werth des homöopathischen Heilverfahrens. Heidelberg 1824.
Dessen Beiträge zur homöop. Heilkunst. Gießen 1834.
Hirschel, Grundriß der Homöopathie. Dessau 1854.
Griesselich, Handbuch zur Kenntniß der homöop. oder specifischen Heilkunst. Carlsruhe 1848.
Stens, Die Therapie unserer Zeit. Sondershausen 1854.
Jahr, Handbuch der Hauptanzeigen der homöopath. Heilmittel. Düsseldorf 1835.
Dessen Klinische Anweisungen. Leipzig 1840.
Dessen Die Lehren und Grundsätze der homöopath. Heilkunst. Stuttgart 1857.
Rückert, Klinische Erfahrungen in der Homöopathie. 3 Bände. Dessau von 1854—1857.

Caspari, Homöop. Therapie. Leipz. 1828.
Dessen Homöop. Diagnostik. Leipzig 1827.
Dessen Handbuch der Diätetik. Leipzig 1825.
Dessen Erfahrungen in der Homöopathie. Leipzig 1823.
Kopp, Erfahrungen bei einer prüfenden Anwendung der Homöopathie am Krankenbette. Frankf. 1832.
Gruner, Homöop. Pharmacopöe. Leipz. 1854.
Buchner, Homöopathische Arznei-Bereitungslehre. 2. Auflage. München 1852.
Eine wissenschaftliche Pharmacopöe, wie sie kaum eine Schule aufzuweisen hat.
Wurmb und Caspari, Homöop.-klinische Studien. Wien 1852.
Attomyr, Briefe über Homöopathie. Leipzig 1833.
Hirschel, Der homöop. Arzneischatz. Dresden 1856.
Böninghausen, Therapeutisches Taschenbuch für homöopath. Aerzte. Münster 1846.
Rosenberg, Die Krankheiten der Respirationsorgane. Wien 1850.
Müller, Die Homöopathie, oder die Reform der Heilkunst. Leipz. 1844.
Röllingk, Homöop. Pharmacopöe. Leipzig 1838.
Haas, Die Homöopathie lichtvoll in der Theorie und heilvoll in der Praxis. Wien 1851.
Mosthaff, Die Homöopathie in ihrer Bedeutung für die Entwickelung der Medizin als Wissenschaft. Heidelberg 1843.
Schrön, Die Naturheilprocesse und Heilmethoden. Hof 1837.
Dessen, Die Hauptsätze der Hahnemannschen Lehre. Erlang. 1834.
Rummel, Die Homöopathen von ihrer Licht- und Schattenseite. Leipzig 1826.
Hering, Kurze Uebersicht der homöop. Heilkunst. Bremen 1833.
Hartlaub, Grundzüge der neuen naturgemäßen Heillehre. Homöopathie genannt. Leipzig 1834.
Wolf, 18 Thesen für Freunde und Feinde der Homöopathie. Leipzig. 1836.
Dietz, Ansichten über die specifische Curmethode. Stuttgart 1839.
Widenmann, Ueber das Wesen der Natur. Stuttgart 1839.
Caspar, Parallelen zwischen Homöopathie und Allöopathie. Wien 1856.

Gerstel, Wissenschaftl. Begründung des Prinzipes der Homöopathie. Wien 1843.

Buchner, Die Allöopathie in Bayern. Ein Sendschreiben an d. Kriegsminister. Leipzig 1853.

Vehsemeyer, Die Homöopathie im Jahre 1840. Berlin 1840.

Böninghausen, Versuch über die Verwandtschaften homöop. Arzneien. Münster 1836.

Hering, Amerikanische Arzneiprüfungen. Leipzig 1853.

Perutz, Die Thermalbäder zu Teplitz. Dessau 1852.

Dessen Badeärztliche Notizen. Teplitz 1853.

Porges, Spezifische Wirkungsweise der Karlsbader Heilquelle. Dessau 1853.

Haas, Die Mineralquellen und ihr Verhältniß zur Allöopathie. Wien 1853.

Baumann, Das alte und neue Heilverfahren mit Medizin. Meiningen 1857.

Elwert, Die Homöopathie gegenüber den verschiedenen medic. Schulen und Curmethoden. Hannover 1858.

Goullon, Darstellung der Homöopathie ꝛc. Leipzig 1859.

Von Zeitschriften wurden benutzt:

Allg. hom. Zeitung. Redacteur Dr. Meyer, von 1832—1858.

Zeitschrift für homöop. Klinik von 1852—1858. Herausgegeben von Dr. Hirschel.

Oesterr. Zeitschrift für Homöopathie. Fortgesetzt von Dr. J. O. Müller. 1844—1848.

Revue internationale de la doctrine homœop. Bruxelles 1856—1858.

L'Homœopath belge. Red. Dr. P. de Molinari. 1858.

Homöop. Vierteljahresschrift von Dr. Müller. 1850—1858.

Populäre Zeitschrift für Homöopathie von Dr. Bolle. Paderborn 1855—1858.

Die Homöopathie. Volksblätter für homöopathisches Heilverfahren. Redacteur Dr. Günther in Langensalza. Sondershausen bei Eupel. 1858.

Prager med. Monatsschrift für Homöopathie ꝛc. von 1853—58. Redacteur Dr. Altschul.

Gedruckt in der Eupel'schen Hofbuchdruckerei in Sondershausen.

Verzeichniß
homöopathischer und ökonomischer Werke
sowie andrer gemeinnützlicher Schriften ꝛc.
aus dem Verlage
von **Friedrich August Eupel in Sondershausen,**
deren **Gediegenheit** und **Brauchbarkeit** anerkannt und welche dem verehrten Publikum zur gefälligen Beachtung empfohlen werden.

Die Homöopathie.
Volksblätter für homöopathisches Heilverfahren,
redigirt von Dr. F. A. Günther.

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich 2 Nummern, jede einen Druckbogen stark, deren 24 einen Band mit Titel und Register bilden.

Preis eines Bandes, oder Jahrganges: 1 Thlr. 10 Sgr.

Ueber die Tendenz des Blattes mag hier nur im Allgemeinen bemerkt werden, daß dasselbe sich zwischen die für den Gelehrten und eigentlichen Fachmann bestimmten Blätter auf der einen, und die „populäre homöopathische Zeitung“ von Dr. Bolle auf der anderen Seite in die Mitte stellen, und auch die **homöopathische Thierheilkunde** in geeigneter Weise vertreten wird.

Der Redaction steht ein eben so reiches, als werthvolles Material zu Gebote, und sie wird, unterstützt von anerkannten Autoritäten in der homöopathischen Praxis, wie Literatur, Gediegenheit des Inhaltes sich zur Hauptaufgabe machen.

Bestellungen auf diese Zeitschrift werden angenommen von allen Postämtern und Buchhandlungen.

Die Therapie unserer Zeit
von Dr. W. Stens,
praktischem homöopathischem Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer in Bonn.
gr. 8. geh. 1854. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Die „Allgemeine homöopathische Zeitung“, herausgegeben von Dr. V. Meyer (Leipzig bei Baumgärtner), enthält in No. 4 des 49. Bandes vom Jahre 1854 folgende Beurtheilung der obigen Schrift:

„Durch diese gediegene Schrift ist die medicinische Literatur um ein Werk bereichert, welches geraume Zeit als ein Stern erster Größe leuchten und erheblich dazu beitragen wird, mancherlei falsche Ansichten über die

Homöopathie zu berichtigen. Der ehrenwerthe Verfasser bekundet darin überall nicht nur eine große Belesenheit und eine gründliche Kenntniß sowohl der alten als der neuen Heilmethode, sondern auch eine seltene Meisterschaft, mit der ihm eigenthümlichen blühenden Sprache Bilder zu zeichnen, die, vermöge des unverkennbaren Gepräges innerer Wahrheit, eben so sehr den Nichtarzt, als den nur einseitig ausgebildeten wirklichen Arzt über so Manches aufklären müssen, was bisher nur unvollständig und sicher niemals so klar und so schön vorgetragen wurde. Aus diesem Grunde verdient dieses Buch ohne allen Zweifel eine Stelle in der Handbibliothek eines jeden, sowohl allopathischen als homöopathischen Arztes, so wie nicht minder in der jedes irgend wissenschaftlich gebildeten Mannes, dem das höchste Gut des irdischen Lebens, die Gesundheit, am Herzen liegt und die Neigung fühlt, sich über die gegenwärtigen Zustände der medicinischen Wissenschaften gründlich zu unterrichten, um im Falle der Noth zwischen den zwei divergirenden Doctrinen der neuen Zeit eine vernunftmäßige und vorurtheilsfreie Wahl treffen zu können.

Nachschrift der Redaction. — Wir schließen uns vollständig diesem Urtheile unseres geehrten Herrn Collegen an, behalten uns aber eine ausführlichere Besprechung noch vor. Wir erachten dieses Buch als das gediegenste und beste, welches bis jetzt über die verschiedenen Heilmethoden der alten Medicin und unsere Homöopathie erschienen ist. Hier verbinden sich Reichthum der Gedanken, blühende Sprache und Prägnanz des Ausdrucks und Urtheils mit sehr bedeutender Gelehrsamkeit, Tiefe des Geistes und Festigkeit der Grundsätze. Von diesem trefflichen Buche glauben wir daher zum ersten Male sagen zu können, daß es, ohne eigentlich für Allopathen geschrieben zu sein, dennoch von diesen gelesen werden wird, und so Manchen von der Haltlosigkeit seiner Heilmethode und den Vorzügen der Homöopathie überzeugen dürfte.

Dr. C. von Bönninghausen."

Ferner enthält die „Prager medicinische Monatsschrift" Nr. 4, 1855, von Dr. Altschul eine sehr ausführliche „Beleuchtung" der genannten Schrift, sowie auch in allopathischen Zeitschriften der Werth derselben gebührende Anerkennung findet, so unter andern in der „Berliner medicinischen Zeitung", herausgegeben von Froschel (liter. Beilage No. 9, 1855).

Schrift sowohl in Betreff der Wissenschaftlichkeit als der praktischen Brauchbarkeit eine der hervorragendsten Stellen ein. Die Anordnung des Buches ist eine alphabetische, welche die praktische Brauchbarkeit desselben erhöht. Einzelne Abschnitte aus dem Buche hier anzuführen, hieße Eulen nach Athen tragen. Gewiß ist, daß Jeder, der die Abhandlung über Syphilis, Lungenentzündung, Schlagfluß, Magenkrampf, Wechselfieber 2c. liest, bald von der Vortrefflichkeit des Buches und seiner besonders großen praktischen Brauchbarkeit überzeugt sein wird. Daher wünsche ich demselben eine möglichst rasche und allseitige Verbreitung, damit der edle Zweck des Verfassers, durch populäre, wissenschaftliche Verbreitung der Homöopathie Gutes bei der leidenden Menschheit zu wirken, in hohem Grade erfüllt werde.

Dr. Stens in Bonn.

Charakteristik der homöopath. Arzneien.

Ein Handbuch der Hauptanzeigen für die richtige Wahl der homöopathischen Heilmittel in ihren Erst- und Heilwirkungen, nach den bisherigen Erfahrungen am Krankenbette.

Von Dr. A. Possart.

2 Bde. gr. 8. geh. 1851. Preis 3 Thlr.

Ferner als ein 3r Band zu obigem Werke:

Alphabetisches Repertorium

zur

Charakteristik der homöopathischen Arzneien.

Ein Handbuch zum schnellen und sichern Auffinden der für jeden einzelnen Fall passenden Arzneimittel nach Prüfungen an Gesunden und nach den bisherigen **Erfahrungen am Krankenbette.**

Von Dr. A. Possart.

gr. 8. geh. 1853. (A bis Z.) Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Obiges Werk von Possart, ein umfassendes Handbuch, das gegen 300 Arzneimittel, darunter sämmtliche neugeprüften, bespricht, ist von mehreren unter den Homöopathen als Auctoritäten geltenden Männern einer gründlichen Beurtheilung unterzogen worden und wird von denselben als ein mit großer Sorgfalt und vielem Fleiße gearbeitetes Buch allen Freunden der Homöopathie aufs wärmste empfohlen.

Die Zeitschrift für homöopathische Klinik, herausgegeben von Dr. B. Hirschel in Dresden, III. Bd. Nr. 4, spricht sich über obiges Werk also aus:

„Von Possarts Repertorium freuet es uns berichten zu können, daß
„dasselbe dem praktischen Bedürfnisse noch am besten zu Hülfe kommt
„und daß es mit Fleiß gearbeitet ist. — Es ist bereits ins Englische
„übersetzt 2c."

☞ Denen, welche dieses ausgezeichnete Werk noch nicht kennen und doch den Inhalt desselben einer genauen Prüfung unterwerfen wollen, wird das Buch von jeder Buchhandlung zur Einsicht abgegeben.

Der homöopathische Hausfreund.

Ein Hülfsbuch für alle Hausväter, welche die am häufigsten vorkommenden menschlichen Krankheiten in Abwesenheit oder Ermangelung des Arztes schnell, sicher und wohlfeil selbst heilen wollen,

nach den besten Quellen und Hülfsmitteln und vielfältigen eigenen Erfahrungen bearbeitet und herausgegeben

von **Dr. Friedrich August Günther.**

Drei Bände. gr. 8. geh. Preis 4 Thlr.

Erster Theil, auch unter dem besonderen Titel: **die Krankheiten der Erwachsenen** und ihre homöop. Heilung, mit sieben Abhandlungen: I. Ueber Gesundheit und Krankheit; II. Kurze Uebersicht der Geschichte der Medicin; III. Kurze Uebersicht der Geschichte der Homöopathie; IV. Princip und Wesen der Homöopathie; V. Einwürfe gegen die Homöopathie; VI. Praktische Anwendung der Homöopathie; VII. Ausgewählte homöopathische Literatur. **Siebente,** sehr verm. und verb. Auflage. 1858. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Zweiter Theil, auch unter dem besonderen Titel: **die Kinderkrankheiten** und ihre homöopathische Heilung, mit einer ausführlichen Abhandlung über die physische Erziehung des Kindes. — **Fünfte,** sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 1856. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dritter Theil, auch unter dem besondern Titel:

Die Frauenkrankheiten und ihre homöop. Heilung.

gr. 8. geh. 1856. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Der als Schriftsteller im Fache der Homöopathie rühmlichst bekannte Verfasser dieser Schrift hat bei deren Abfassung einen doppelten Zweck vor Augen gehabt, nämlich: einmal Landgeistlichen und anderen gebildeten Laien einen Leitfaden in die Hand zu geben, wie sie sich in vorkommenden Nothfällen zur Abwehr drohender Lebensgefahr zu benehmen, und wie und wo sie dem Arzte in die Hand zu arbeiten haben; zweitens das gesammte, zum Denken gewöhnte Publikum in den Stand zu setzen, den wahren, wissenschaftlich gebildeten Arzt von dem rohen Empiriker, der blos handwerksmäßig seine Kranken versorgt, unterscheiden, und so den Richter über Leben und Tod am Krankenbette gewissermaßen controliren zu können. — Was insbesondere den zweiten Theil: **„die Kinderkrankheiten"** und ihre homöopathische Heilung betrifft, so hat sich, wie allgemein bekannt, die Zweckmäßigkeit des homöop. Heilverfahrens gerade vorzugsweise bei der Behandlung der Kinderkrankheiten herausgestellt, indem auf der einen Seite der natürliche Widerwille der Kleinen gegen die abscheulich schmeckenden Arzneigemische der Allöopathie, auf der andern Seite aber die durch eine naturwidrige Lebensweise noch nicht gestörte Empfänglichkeit des kindlichen Organismus für arzneiliche Einwirkungen der Wirksamkeit der homöop. Arzneipräparate einen mächtigen Vorschub leistet.

Einleitung in das Studium

der reinen Arzneimittellehre.

Von **W. Keil, Dr. med. in Naumburg.**

gr. 8. geh. 1855. Preis 12 Sgr.

Zweites Heft: Wassersucht. — Nervenfieber. — Gelbes Fieber. — Seekrankheit. — Lungen-Entzündung. — Brustfell- oder Rippenfell-Entzündung. — Luftröhren-Entzündung. — Hals-Entzündung, Halsschmerz oder böser Hals. — Ohrendrüsen-Bräune, Ziegenpeter oder Bauerwetzel. — Unterleibs-, Bauch- oder Darm-Entzündung. — Magenkrampf und Magenschmerz. — Magenverderbniß und Ueberladung. — Magenschwäche. — Magen-Entzündung. — Magenverhärtung und Magenkrebs. — Herz-Entzündung. — Wechselfieber nebst Fieber-Tabelle. — Rose oder Rothlauf. — Nieren-Entzündung. — Husten. — Repertorium.

8. geh. 1855.

Drittes Heft: Husten. — Bluthusten und Lungenblutung. — Gebärmutter-Blutung. — Fehlgeburt. — Menstruation. — Bleichsucht. — Weißer Fluß. — Verhärtung und Krebs der Gebärmutter. — Gebärmutter-Vorfall. — Unfruchtbarkeit der Frauen. — Bruch. — Scropheln. — Repertorium.

8. geh. 1857.

☞ Das Ganze besteht aus vier Heften.

Preis eines Heftes 10 Sgr.

Zahnschmerzen durch Riechen zu heilen.

Genaue Anweisung dazu von **Arthur Lutze.**

Dazu ein Kästchen mit 12 homöopathischen Zahnpotenzen.

Fünfte vermehrte u. verbesserte Auflage. 16. geh. 1856. Preis 1 Thlr.

Sämmtliche Kästchen mit Lutze's Mitteln sind — damit sie unberührt in jedes Eigenthümers Hände gelangen — durch ein Siegel mit Lutze's Namen verschlossen.

Anweisung
zur schnellen Selbsthülfe bei der Cholera und Schutzmittel dagegen
von **Arthur Lutze.**

4. Auflage. 8. geh. 1853. Preis 2½ Sgr.

Ein Päckchen mit 3 Schutzpulvern kostet 5 Sgr.

Eine Cholera-Apotheke 1 Thlr.

Ueberall, wo diese Mittel angewendet sind, haben sie sich bewährt. Während bei der großen Epidemie in Potsdam anderen Aerzten 60 von 100 starben, heilte mein früherer Famulus von 68 Cholerakranken 59, ohne Nachkrankheiten, und die 9 Gestorbenen waren theils Greise, theils elende Kinder.

Im Jahre 1850 liefen aus allen Gegenden, wohin meine Mittel gekommen waren, Berichte von den günstigsten Erfolgen ein; oft wurden selbst die von Allöopathen bereits Aufgegebenen noch hierdurch gerettet. Dr. A. Lutze.

Genaue Anweisung für Mütter
zur Heilung der häutigen Bräune ohne Arzt
von Arthur Lutze.
Dabei ein Kästchen mit 8 homöopathischen Mitteln.
4. Aufl. 16. geh. 1857. Preis 20 Sgr.

Wer diese Mittel stets bei der Hand hat und sie zur rechten Zeit anwendet, der ist gesichert, daß er wenigstens an der Bräune schwerlich ein Kind verlieren wird, weil diese Mittel die Krankheit schon im Entstehen unterdrücken und dann den krankhaften Stoff gänzlich entfernen, so daß die einmal homöop. von der Bräune Geheilten nie wieder an derselben erkranken.

Die
Krankheiten der Geschlechtsorgane
in Folge von Ausschweifung und Selbstschwächung
und
deren homöopathische Heilung.
Für Laien und Aerzte dargestellt von einem praktischen Arzte.
8. geh. 1856. Peirs 15 Sgr.

Der homöopathische Thierarzt.
Ein Hülfsbuch für Cavallerie-Officiere, Gutsbesitzer, Oekonomen und alle Hausväter,
welche die an den Haus- und Nutzthieren am häufigsten vorkommenden Krankheiten schnell, sicher und wohlfeil selbst heilen wollen,
nebst einer Behandlung über
das Wesen der Homöopathie im Allgemeinen
und ihre Anwendung
zur Heilung kranker Hausthiere insbesondere
von Dr. F. A. Günther.
Drei Bände. gr. 8. geh. Preis 3 Thlr.

I. Theil:

Die Krankheiten des Pferdes und ihre homöop. Heilung. 9. vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. geh. 1857. Preis 1 Thlr.

II. Theil:

Die Krankheiten der Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen, Hunde rc. und ihre homöopathische Heilung. 8. vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. geh. 1856. Preis 1 Thlr.

III. Theil:

Die homöopathische Hausapothe und ihre zweckmäßige Anwendung zur Heilung kranker Hausthiere, oder Anleitung zum Studium der populären Thierheilkunde. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. geh. 1857. Preis 1 Thlr.

Neun Auflagen innerhalb sechzehn Jahren, so wie die in Paris und London erschienenen französischen und englischen Uebersetzungen dieses Werkes und eine lange Reihe ohne alle Ausnahme höchst günstiger Beurtheilungen, welche der „homöopathische Thierarzt von Dr. Günther" im In- und Auslande erfahren hat, sind wohl vollgültige Bürgen für die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit eines Buches, welches fast durchgängig nur auf reine Erfahrung gestützte Thatsachen aufgenommen, und sich durch seine Vollständigkeit und Allgemeinverständlichkeit den Ruhm eines Volksbuches in der schönsten Bedeutung dieses Wortes bereits erworben hat.

Magazin

für die neuesten Beobachtungen und Erfahrungen

im Gebiete der homöopathischen Thierheilkunde,

in Verbindung mit Mehreren herausgegeben

von Dr. F. A. Günther.

Als die erste in ihrer Art, dürfte diese Zeitschrift, bei der weiten Verbreitung der homöopathischen Thierheilkunde, jedenfalls als ein zeitgemäßes Unternehmen erkannt und namentlich von den zahlreichen Besitzern des bereits in neun starken Auflagen verbreiteten „homöop. Thierarztes" von Dr. Günther willkommen geheißen werden. Bis jetzt ist der erste Band in 4 Heften à 15 Sgr. erschienen.

Studien und Erfahrungen

im Bereiche der Pferdekunde

wie der gesammten Thierheilkunde.

Eine Sammlung von Beobachtungen über Züchtung und Erziehung des Pferdes, das Wesen der Erbfehler, Mechanik des Ganges, Belehrung über Geburtshülfe und Jugendkrankheiten,

wie überhaupt

über die Krankheiten der Pferde, Rinder, Schaafe, Schweine und Hunde

und deren homöopathische Behandlung.

Von Th. Träger, Königl. Oberroßarzt.

Zweite verm. Auflage. gr. 8. geh. 1858. Preis 22½ Sgr.

Die

medicinischen Weltweisen.

Eine Abwehr

der Herren Dr. Carl Reclam in Leipzig, Professor Dr. August Förster in Göttingen und Dr. J. Goldschmidt in X.

für Aerzte und Nichtärzte.

Von Dr. Heinrich August Fielitz, homöop. Arzt in Braunschweig.

gr. 8. geh. 1857. — Preis 9 Sgr.

Ueber den

gegenwärtigen Zustand der Homöopathie,

über die Juden und mehreres Andere.

Von Dr. H. Groß in Jüterbog.

gr. 8. geh. 1857. — Preis 2 Sgr. 6 Pf.

Homöopathisches Kochbuch

von W. L. Göbel.

Zweite verb. und verm. Aufl. 8. geh. 1854. Preis 20 Sgr.

Vorstehendes Werk ist unter meinen Augen entstanden; und da dasselbe die Bereitung der Speisen so vorschreibt, wie sie in meiner homöopathischen Heil-Anstalt genossen werden, auch die Diätvorschriften ganz mit meinen Verordnungen übereinstimmen, so kann ich dasselbe aus vollster Ueberzeugung allen meinen Patienten und dem ganzen homöopathischen Publikum empfehlen.

Cöthen, den 21. März 1853. Arthur Lutze.

Ferner ist durch die F. A. Eupel'sche Hofbuchhandlung in Sondershausen zu beziehen:

Homöopathischer Gesundheits-Kaffee,

Preis eines Pfundes 2½ Sgr.,

aus der Fabrik der Herren Krause u. Comp. in Nordhausen, empfohlen durch Herrn Dr. Arthur Lutze,

sowie

aus der Fabrik des Herrn August Sunderhoff in Nordhausen, empfohlen durch Herrn Dr. F. A. Günther.

Gebrauch: Zu 3 bis 4 Tassen wird ohngefähr 1 Loth gut aufgekocht.

Die Preisliste derjenigen

Homöopathischen Apotheken und Arzneien,

welche bei den in Günthers Hausfreund und Thierarzt, sowie in Possarts und Trägers Werken genannten Heilungen angewendet werden, befindet sich am Schlusse dieses Verzeichnisses.

Homöopathische Hausapotheken

mit den von Dr. A. Lutze selbst bereiteten Arznei-Potenzen,

dieselben, mit welchen die in Dr. Lutze's Schriften genannten Heilungen ausgeführt sind, findet man stets zu folgenden Preisen in der F. A. Eupel-schen Hofbuchhandlung in Sondershausen vorräthig:

Mit 60 Mitteln zu 1 Frd'or.
„ 80 „ „ 7 Thlr.
„ 135 „ „ 2 Frd'or.

Taschenapotheken

in Leder-Etui mit 40 Mitteln, für Aerzte, mit Raum zu Pulvern, 3 Thlr.

Um aber namentlich Landschullehrern das Anschaffen einer homöopathischen Haus-Apotheke zu erleichtern, habe ich auch kleinere anfertigen lassen, welche 40 Hauptmittel enthalten, die für die meisten Fälle ausreichend sind und nur 2⅓ Thlr. kosten.

gearbeitete Werk den Zweck, vornehmlich angehenden Landwirthen den Kreis ihrer geschäftlichen Obliegenheiten darzustellen, ihnen eine encyklopädische Uebersicht der wichtigsten Theile der praktischen Landwirthschaft zu gewähren, auf einen verhältnißmäßig engen Raum die Lehre dessen zusammenzudrängen, was der Verwalter sein, leisten und wissen soll, um als wissenschaftlich gebildeter und praktisch tüchtiger Mann im Bereich der Landwirthschaft Genüge zu leisten. — Mit sorgfältiger Auswahl hat der Verfasser die Lehrsätze, Angaben und Berechnungen unserer bewährtesten landwirthschaftlichen Schriftsteller eingefügt und so ein Ganzes geliefert, das besonders denen, die nicht in der Lage sind, das Studium der Landwirthschaftswissenschaft mit großen Opfern an Zeit und Geld academisch zu betreiben, sowie vielen Andern zum Selbststudium, zur Nachhülfe und Recapitulation sich sehr nützlich erweisen wird. — Der praktische Gehalt des Buches wird es empfehlen.

Die landwirthschaftliche doppelte Buchhaltung.

Eine kritische Prüfung der verschiedenen bei dieser Rechnungsform befolgten Grundsätze nebst Mittheilung

einer einfachen Methode

zur Führung einer genauen landwirthsch. doppelten Buchführung.

Von C. Kleemann.

gr. 8. geh. 1840. Preis $17\frac{1}{2}$ Sgr.

In Gumprechts landw. Berichten und andern landw. Blättern wurde obiges Buch als eine ausgezeichnete Arbeit empfohlen.

Die ökon. Neuigkeiten von Andrä (Nr. 100 von 1841) sagen, nachdem das Werk in 21 Spalten beurtheilt worden ist, zum Schlusse:

Uebrigens kann ich nur Kleemanns Schriften Jedermann auf das Beste empfehlen. Mit großem Interesse, mit vieler Belehrung habe ich es gelesen und danke dem Herrn Verfasser recht aufrichtig dafür.

Encyklopädie

landwirthschaftlicher Verhältnisse und Berechnungen.

Ein Hand- und Hülfsbuch zu landw. Werthsermittelungen für Landwirthe, Cameralisten und Oekonomie-Commissäre,

von **C. Kleemann.**

gr. 8. geh. 1844. Preis 2 Thlr.

In dieser Schrift sind alle diejenigen landwirthschaftlichen Verhältnisse, welche durch Zahlen bezeichnet werden können, nach ihrer Größe angegeben und Berechnungen über deren Werth und Verhalten mitgetheilt. Es ist in derselben speciell aufgeführt, wie viel Arbeit und Material zur Hervorbringung der landwirthschaftlichen Productionen erforderlich ist, welchen Werth diese Verwendungen haben und welche Erfolge von diesen Verwendungen zu erwarten sind. In 12 Abtheilungen wird Folgendes vorgetragen: 1. Abth. Größe der preuß. Maße und Gewichte, sowie Vergleichung derselben mit verschiedenen andern Maßen und Gewichten. 2. Abth. Benennung und Classification der Bodenarten. 3. Abth. Werthsverhältniß und Nah-

rungsfähigkeit landwirthschaftlicher Producte. 4. Abth. Besamung des Ackers und Ernte-Ertrag der landwirthschaftlichen Producte. 5. Abth. Düngerproduction, Düngerbedarf und Düngerconsumtion. 6. Abth. Die Arbeiten der Menschen bei der Landwirthschaft, und Kosten derselben. 7. Abth. Unterhaltungskosten und Leistungen des Zugviehes. 8. Abth. Nutzungen des Rindviehes. 9. Abth. Nutzungen des Schafviehes, und 10. Abth. Nutzungen des Schweineviehes. 11. Abth. Verhältnisse in Betreff einiger in Landwirthschaften gewöhnlich oder zuweilen gehaltener Thiere. 12. Abth. Verhältnisse in Betreff größerer Güter und Nutzungsberechnungen.

In einer Beurtheilung in den landw. Berichten, 28. Heft, wird von obigem Buche gesagt: Diese Encyklopädie hat in Form und Gestalt einen so praktischen Zuschnitt, daß wir sie bald in den Händen aller denkenden Männer vom Fache zu sehen hoffen 2c. Es ist eine Art Noth- und Hülfsbüchlein für alle vorkommenden kritischen Fälle.

Der Herr Amtsrath Gumprecht in Oelse spricht sich in einem Briefe an den Herrn Verfasser so aus: Mit Freude und wahrhafter Bewunderung hat mich Ihr Werk Encyklop. 2c. erfüllt. Was Thaer und Block angefangen haben, das haben Sie mit nicht genug anzuerkennender Gründlichkeit und Fleiß fortgesetzt und in feste Formen gebracht. Ewig dankbar muß Ihnen die Landwirthschaft dafür sein 2c.

Amt Oelse bei Freiburg, den 26. April 1844.

Der Amtsrath, Präsident **Gumprecht.**

Die Central-Direction des landw. Central-Vereins der Provinz Sachsen und der anhaltinischen Lande äußert in der Zeitschrift desselben, Jahrg. 1844, Heft 3, S. 199 über dieses Werk: „Wir halten es für unsere Schuldigkeit, die Landwirthe auf dieses Buch besonders aufmerksam zu machen, da jede Seite desselben die tüchtige Praxis und das gediegene Urtheil des Herrn Verfassers documentirt.“

Die Statik des Landbaues

in ihrer Anwendung auf die Wasserthaleber Länderei.

Von **C. Kleemann,** Fürstl. Schwarzb. Domainenrath.

gr. 8. geh. 1856. Preis 21 Sgr.

Die Statik des Landbaues, oder die Lehre von den Bedingungen zur Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen der Erschöpfung des Bodens durch Pflanzenculturen und der Erkräftigung desselben durch hinzugeführte Pflanzennahrungsstoffe ist ein hochwichtiger, aber bisher fast ganz vernachlässigter Theil der Landwirthschaftswissenschaft. Ein jeder Beitrag zur Ausbildung dieser Lehre wird daher dem gebildeten, rationellen Landwirth vom Interesse sein. Der Verf. vorliegender Schrift hat die Verhältnisse seiner Wirthschaft während vieler Jahre den statischen Berechnungen unterzogen, und theilt hier die Grundsätze und Annahmen mit, nach denen er die Größe einer jeden, sowohl durch Pflanzenproduction wie durch hinzugeführten Ersatz bewirkten Veränderung der im Boden befindlichen Nahrungsstoffe ermittelte und auffand, in welcher Art er diese Veränderungen berechnete, und welche zutreffende Resultate diese statischen Berechnungen geliefert haben.

Ueber Leben und Krankheit der Pflanzen.

Allen denkenden Freunden der Landwirthschaft und Natur zur Erwägung dargeboten.

Von Dr. **A. Frantz.**

gr. 8. geh. 1856. Preis 21 Sgr.

PREISLISTE

homöopath. Apotheken und Arzneien, welche von Dr. Günther gefertigt und in der F. A. Eupel'schen Hofbuchhandlung in Sondershausen zu haben sind.

	ℛ	Sgr	₰
I. Homöopathische Apotheken in Flüssigkeiten:			
Nr. 1. 203 Mittel enthaltend, mit Gläsern a 1 Loth . .	12	—	—
„ 2. 120 „ „ „ „ a 1 „ . . .	9	15	—
„ 3. 120 „ „ „ „ a 2 „ . .	12	—	—
„ 4. 80 „ „ „ „ a 1 „ . .	8	—	—
„ 5. 60 „ „ „ „ a 1 „ . .	5	—	—
„ 6. 60 „ „ „ „ a 2 „ . .	6	15	—
„ 7. 48 „ „ „ „ a 1 „ . .	3	20	—
„ 8. 48 „ „ „ „ a 4 „ . .	10	—	—
„ 9. 240 „ „ „ „ a 1 „ zu Jahr's Symptomenkodex der homöop. Arzneimittellehre	15	—	—
II. Homöopathische Apotheken in Streukügelchen:			
Nr. 1. 160 Mittel enthaltend, mit Gläsern a ¼ Loth . .	6	—	—
„ 2. 120 „ „ „ „ a ¼ „ . . .	4	25	—
„ 3. 80 „ „ „ „ a ¼ „ . .	4	—	—
„ 4. 60 „ „ „ „ a ¼ „ . .	2	20	—
„ 5. 48 „ „ „ „ a 1 „ . .	6	15	—
III. Homöopathische Apotheken in Hochpotenzen:			
a) in Flüssigkeiten:			
Nr. 1. 80 Mittel enthaltend, mit Gläsern a 1 Loth . .	12	20	—
„ 2. 60 „ „ „ „ a 1 „ . .	10	—	—
b) in Streukügelchen:			
Nr. 1. 80 Mittel enthaltend, mit Gläsern a ¼ Loth . .	6	10	—
„ 2. 60 „ „ „ „ a ¼ „ . .	5	—	—
IV. Einzelne homöopathische Arzneien:			
a) Arzneien in *Flüssigkeiten*, mit Gläsern a 1 Loth . .	—	2	6
„ „ „ „ „ a 2 „ . .	—	3	9
„ „ „ „ „ a 3 „ . .	—	7	6
„ „ „ „ „ a 4 „ . .	—	10	—
„ „ „ „ „ a 6 „ . .	—	15	—
b) Arzneien in *Streukügelchen* „ „ a ¼ „ . .	—	1	3
„ „ „ „ „ a 1 „ . .	—	2	6
V. Starke Tincturen zum äusserlichen Gebrauche:			
Arnica montana . . in Gläsern a 4 Loth . .	—	5	—
„ „ . . . . „ „ a 8 „ . .	—	10	—
„ „ . . . . „ „ a 12 „ . .	—	15	—
Symphytum officinale . . „ „ a 8 „ . .	—	10	—
Urtica urens . . . . „ „ a 4 „ . .	—	5	—
„ „ . . . . „ „ a 8 „ . .	—	10	—
Thuja occidentalis . . „ „ a 4 „ . .	—	10	—
VI. Verschiedenes.			
Homöop. *Cholera-Apotheke*, 12 Mittel in Flüssigkeiten enth.	1	7	6
Dergleichen in Streukügelchen	—	18	9
Kamphergeist in Gläsern a 12 Loth	—	10	—
Dr. *Günther's* Mittel gegen *Zahnbrand* und *Zahnweh* von hohlen Zähnen	—	7	6
Dr. *Günther's Kropfpulver für Menschen* (sehr bewährt), in Schachteln a 2 Loth	—	10	—
Dr. *Günther's* Schutzmittel gegen *Klauen-* und *Maulseuche* (vielfach erprobt), in Gläsern a 4 Loth . .	—	10	—
Homöopathische *Oblaten* in Packeten a	—	2	6
Unarzneiliche *Streukügelchen* in Gläsern a 4 Loth . .	—	5	—
Dergleichen in Gläsern a 8 Loth	—	10	—
Milchzucker, vollkommen gereinigter, a Pfund . .	1	—	—
Weingeist (doppelt rectificirter) aus Zuckerrohr, in Flaschen a	—	27	6

Gedruckt in der F. A. Eupel'schen Hofbuchdruckerei in Sondershausen.